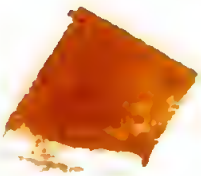
Stanford University Libraries
3 6105 127 813 892

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES


Aus dem

Leben eines Volkskämpfers.

Vierter Band.

Aus dem

Leben eines Volkskämpfers.

Erinnerungen

von

Corvin.

Bene facit, qui ex aliorum erroribus sibi exemplum sumat.

Vierter Band.

Amsterdam,

Gebrüder Binger.

1861.

Druck von Gebrüder Binger in Amsterdam.

Inhalt.

V. Die Revolution.

(Fortsetzung.)

Seite

Zwölftes Capitel. Die Kasematten. — Der Kriegsrath. — Elsenhans. — Der Klub des entschiedenen Fortschritts. — Blutegel im Namen der Civilisation erbeten — bewilligt. — Ein Parlamentär. — Erndtefest mit Kanonenbegleitung. — Ein Husarenunteroffizier = 1000 Blutegel. — Unsere Gefangenen. — Hauptmann von Klein ausgetauscht. — Gefahr keine Zeitungen zu lesen. — Böse Feuerzeichen — Vorschläge aus dem preußischen Lager. — Die Nonnen verlassen uns. — Trauriger Zustand der Besatzung. — Zusammenschmelzung der Freischaaren und Volkswehren — Corvin und ein ††† reisen als Abgesandte nach Constanz. — Schloß Favorite. — Trübe Aussichten. — Lang. — Wie es in der Festung aussah. — Der große Kriegsrath. — Unterhandlungen wegen der Uebergabe. — Meine Unterredung mit Graf v. d. Gröben. — Auf Gnade und Ungnade. — Beschluß des kleinen Kriegsrathes. — Des großen. — Excesse. — Die Uebergabe beschlossen. — Kapitulation. — Das Ende der Belagerung 3

Dreizehntes Capitel. Die Uebergabe. — Wetterfahnen. — Abschied. — Dr. Waitz. — Wie pünktlich man die Kapitulation hält. — Preußische Dissonanzen. — Fort A. — Die Kasematten. — Die erste Nacht. — Hunger und Durst. — Mein Brief an General Gröben. — Verpflanzung des Generalstabs. — Das Bermengebäude. — Preußen und Freischärler. — Die ersten Todten. — Biedenfeld. — Elsenhans. — Skizzen. — Lieutenant Hain. — Major Kraut. — Lieutenant Forster. — Oberst Knoll. — Lieutenant Sigel. — Herrmann. — Major Woyvitzki. — Sensburg. — Dr. Welker. — Kasemattenstilleben. — Preußische Junker. — Major von Weltzien. — Preußisches Kosackenvergnügen. — Ein Generalstab im Hemde. — Wie wir aussahen. — Nachtstück. — Atarm. — Feinde ringsum! — Verhör. — „Ich bin kein Preuße, will kein Preuße sein!“ — Mein Adjutant Judas Lindemann. — Liebemann erschossen. — Der Brief an seine Frau. — Adieu Kameraden — Professor Kinkel. — Bastion XXX. — Liebemanns Gefängniß. — Major Fach 67

Seite

Vierzehntes Capitel. Die neue Kasematte. — Kinkel. — Oberst Böning und Major Heilig todt. — Ich will durchaus kein Preuße sein. — Meine Frau. — Wirkliches Verhör. — Amtmann von Stengel. — Sehr viel „historische Documente". — Ein Wort über Standgerichte. — Ihr Charakter in Baden. — Fluchtgedanken. — Brief an General Gröben. — Antwort. — 'ne Kugel vor'n Kopp. — Obergerichtsadvokat Kusel. — Verschiedene Ansichten. — Geist preußischer Militärgerichte. — Die Nacht vor dem Standgericht. — Das Standgericht. — Ein blutdürstiger Haase. — Meine Vertheidigung. — Zeugenverhör. — Ein sehr unbedachter Haase. — Die Rede meines Anwalts. — Keine Hoffnung. — Standrichter-Portraits. — Eine unangenehme halbe Stunde. — Das Todesurtheil . 103

VI. Das Zuchthaus.

Erstes Capitel. Die Fahrt durch die Stadt. — Die Todtenkasematte. — Meine Frau. — Ein Bruchstück aus ihrem Tagebuch. — Fluchtpläne. — Ich will nicht — Hoffnungsschimmer. — Bereitschaft zur Hinrichtung. — Abschied von meiner Frau. — Letzte Toilette. — Geisterstimmen. — Sie kommen. — „Wir bringen bessere Nachrichten." — Tagebuch meiner Frau. — Major von Bernigau. — Jean Jansen. — Abschied von ihm. — Ein wichtiger Brief. — Zehnjährige Zuchthausstrafe. — Ein paar Worte über die Capitulation. — Abreise. — Der fromme Wirbeltambour. — Bruchsal. — Gott sei Dank, wir sind „letz." — Das Zuchthaus. — Die erste Nacht. — Mahler und Stöck. — Der Director. — Die Einkleidung. — Der Wollsaal. — Dr. Kaucher. — Kupferberg. — Tagesordnung. — Schlafsaal. — Der Morgen. — Ich spinne. — Meine beiden Nachbarn. — Der Brief an meine Frau. — Folgen. — Eingabe an den Aufsichtsrath. — Glückliche Veränderung. — Zufriedenheit. — Sträflingsglück. — Donner und Blitz! — Im Zellengefängniß 141

Zweites Capitel. Beamtenbücher über Einzelhaft. — Stimmen von Gefangenen. — Beschreibung des Zellengefängnisses in Bruchsal. — Eingang. — Mauer. — Hauptgebäude. — Die Spazierhöfe. — Der Mittelthurm. — Die Keller. — Kirche und Schule. — Beschreibung eines der Flügelgebäude. — Die Zellenthür. — Ein Blick durch das Beobachtungsloch. — Die Zelle. — Die Hausordnung in 25 Paragraphen nebst eingeschobenen Bemerkungen und Erklärungen des Verfassers. — Ueber den Zweck der Strafe. — Sühne. — Besserung. — Das Ideal der Strafe. — Abschrecken. — Körperstrafe. — Geistesstrafe. — Schwierigkeit das Strafmaß zu bestimmen. — Einrichtungen der Bruchsaler Anstalt. — Abweichungen von dem englischen Muster. — Baumängel. — Subhastationsweg. — Mangelhaftigkeit der Lufthzeizung. — Wirkungen auf den Körper. — Der Fußboden. — Der eiserne Jagemann. — Das Wasser. — Ernährung der Gefangenen. — Uebergroße Sparsamkeit. — Der Aufsichtsrath. — Krankenpflege. — Beamte und Angestellte. — Spitzbübereien. — Die Arbeit. — Ehrlosigkeit. — Schulunterricht. — Gefängnißbibliothek. — Seelsorge. — Wirkung der Einzelhaft auf den Geist. — Politische

Seite

Verbrecher. — Unterſchied zwiſchen Hochverräthern und Dieben. — Parallele. — Schluß 188

Drittes Capitel. Der Director. — Der Arzt. — Mein Aufſeher. — Ich lerne eine andere Art zu ſpinnen. — Beſuch von Mutter, Frau und Schweſter. — Begünſtigungen. — Correſpondenz mit der Außenwelt. — Fluchtpläne. — Die Erinnerungsblätter. — Beſuch einer Freundin. — Mißſtimmung gegen den Doctor. — Der Herr Miniſterialrath von Jagemann. — Meine Erinnerungsblätter im Morgenblatt. — Käthchen Zöller von Bruchſal. — Hauptmann Stöck entflieht. — Folgen für uns. — Auswanderungsgerüchte. — Abermals Jagemann. — Oel gegen den Ernſt des Orts. — Hunger. — Wirkungen — Käthchen mein Rabe. — Citronenſaft. — Der Fluchtplan rückt vor. — Aus dem Tagebuche meiner Frau. — Ihr Abenteuer mit den Preußen. — Ich bitte auswandern zu dürfen. — Soldatenarroganz. — Ein Gefangener ermordet. — Der Paſcha von Bruchſal. — Gefangene geprügelt. — Der Director proteſtirt und wird fortgeſchickt. — Der neue Oberaufſeher. — Fluchtpläne. — Das zweite Abenteuer meiner Frau. — Der alte Oberaufſeher, der ein E—h—renmann war. — Donnerſchlag. — Das arme Käthchen. — Brief von ihr 261

Viertes Capitel. Hoffnungsirrlichter. — Ein Brief des Prinzen von Preußen. — Graf v. d. Gröben. — Miniſter von Manteuffel. — Unterhandlungen über Auswanderung. — Caution. — Ein ſtörendes Manifeſt. — Herr Miniſter Freiherr von Wechmar. — Ein Traum. — Der Regent. — Meine Frau und die Carlsruher Polizei. — Der große Miniſter und was das Echo ſagt. — Jagemann exit. — Herr Junghanns. — Ein Brief von Bettina von Arnim an mich. — Bericht eines Freundes über mich. — Wie man die Zeit tödtet, Körper und Geiſt pflegt und weder krank noch verrückt wird. — Federzeichnungen und Malereien. — Verkehr mit Heinrich Simon und Brief von ihm. — Freundliche Menſchen. — Begünſtigungen. — Im Hofe. — Meine Sperlinge. — Ein Schlachtſtück. — Meine Zellenkameraden und häusliches Glück. — Ein Brief von dem Herrn Hofrath Bechſtein. — Traumleben. — Sebaſtian Mattheis . 313

Fünftes Capitel. Freiheit! — Erſte Eindrücke. — Schwierigkeit im Reden und Hören. — Das erſte Mittageſſen. — Abſchied von Mattheis. — Nach Frankfurt. — Gefährliche Aufregung. — Ich werde der Zeit angepaßt. — Meine Freunde die Philiſter. — Der Finger Hinkelbey's. — Männliche Faſſung. — Meiner Mutter Tod. — Meines Vaters Tod. — Erfreuliche Lage. — Finanzen. — Literariſche Täuſchungen. — Meine „Brandſchrift." — „Intereſſant" aber gefährlich. — Gerſtäcker. — G. Kinkel. — Leben in Soden. — Ein edler Ungar. — Reiſe nach Amſterdam. — Die Familie Binger. — Reiſe nach London 360

Sechſtes Capitel. Die erſte Seereiſe. — Ankunft in London. — Anklau. — Kinkel. — Ein Brief von ihm. — Kinkels Freundin. — Mein erſter Schüler. — Ein engliſcher Gentleman. — Gothic-House. — Der Lord Biſchof von C. — Household Words. — Flucht von London. — Rückkehr

Seite

nach Soden. — Ein Schoppenhauerianer. — Verbindungen mit Hamburg.— Ein Brief von Ludwig Storch. — Hamburg. — Campe. — Vor dem Hamburger Polizeiherrn. — Schriftstellerekel. — Die schlechteste Adresse in Hamburg. — Caution. — Dr. Volkhausen. — Die liberale Partei. — Frau X. — Mutter Y. — Krankheit. — Polizei-Ueberfall. — Berliner Inspirationen. — Der Frost. — Meine alte Ordonnanz. — Wie man die Polizei anführt. — Mein alter Schwiegervater und die preußische Polizei. — Pinneberg. — Struensees Haus. — Zweite Reise nach London. — Ausweisung meiner Frau aus Berlin. — Meine Frau in Hamburg im Gefängniß. — Von den Dänen erlöst. — Verbannung. — Kämpfe. — Abschied vom Leser 379

V.

Die Revolution.

(Fortsetzung.)

Zwölftes Capitel.

Die Kasematten. — Der Kriegsrath. — Eisenhans. — Der Klub des entschiedenen Fortschritts. — Blutegel im Namen der Civilisation erbeten — bewilligt. — Ein Parlamentär. — Erndtefest mit Kanonenbegleitung. — Ein Husarenunteroffizier = 1000 Blutegel. — Unsere Gefangenen. — Hauptmann von Klein ausgetauscht. — Gefahr keine Zeitungen zu lesen. — Böse Feuerzeichen — Vorschläge aus dem preußischen Lager. — Die Nonnen verlassen uns. — Trauriger Zustand der Besatzung. — Zusammenschmelzung der Freischaaren und Volkswehren — Corvin und ein ††† reisen als Abgesandte nach Constanz. — Schloß Favorite. — Trübe Aussichten. — Lang. — Wie es in der Festung aussah. — Der große Kriegsrath. — Unterhandlungen wegen der Uebergabe. — Meine Unterredung mit Graf v. d. Gröben. — Auf Gnade und Ungnade. — Beschluß des kleinen Kriegsrathes. — Des großen. — Excesse. — Die Uebergabe beschlossen. — Kapitulation. — Das Ende der Belagerung.

Daß es in der Festung nicht an verzagten Leuten fehlte, welche während der Beschießungen und Ausfälle alle Arten von Todesfurcht ausstanden, braucht kaum gesagt zu werden. Viele dieser Hasenfüße, deren reaktionäre Gefühle durch loyale Bomben und glühende Kugeln noch weit inniger wurden, intriguirten unter den Bürgern, um diese für die Uebergabe zu stimmen und machten selbst Versuche, die Truppen zu verführen, wovon ich schon früher Beispiele gegeben habe. Die Erfolge, welche sie vielleicht in den ersten Tagen errungen hatten, verloren sich aber zu Nichts, als einmal die eisernen Visitenkarten gegenseitig abgegeben waren. Die Bürger, die das Unglück haben, in einer Festung zu wohnen, müssen sich ein für allemal darauf gefaßt machen, bei einer

Belagerung keine Stimme zu haben und wir waren in der That durchaus nicht geneigt, ihnen eine solche einzuräumen. Es blieb ihnen also nichts übrig, als sich in ihre Keller zu verkriechen, oder in die Kasematten überzusiedeln, welche ihnen gleich nach der ersten Beschießung bereitwillig geöffnet worden waren. Die geängstigten Weiber, Kinder und Wesen männlichen Geschlechts, wenn auch nicht gerade Männer, strömten in die bombenfesten Asyle und richteten sich ein, so gut es in der Eile gehen wollte. Eine ganze Familie hatte sich die Nacht auf Säcken gelagert, die während der Beschießung in einer Kasematte bei Seite gestellt waren, und die Männer hatten ganz gemüthlich ihre Cigarren geraucht und waren dann friedlich entschlafen. Sie ließen es sich nicht träumen, daß sie auf — Pulversäcken lagen, welche unvorsichtige Artilleristen dort hingelegt hatten und erst am andern Morgen in das Laboratorium abholten.

Hin und wieder führten mich meine Geschäfte in diese Kasematten, welche einen eigenthümlichen Anblick gewährten. Man denke sich eine ein paar Hundert Schritt lange Reihe zusammenhängender, kleiner, gewölbter Zimmer, deren Quadermauern über sechs Fuß dick sind und die ihr Licht nur durch die Schießscharten und die darüber zum Abzug des Pulverdampfes angebrachten Luftlöcher erhalten, welche indessen, wenigstens in Fort C, durch Fenster geschlossen werden konnten. Jede dieser kleinen bombenfesten Zellen ohne Thüre und mit zwei Bogeneingängen war in Fort C. bewohnt, meistens von Frauen und Kindern, die zugleich ihren kostbarsten Hausrath in diese Asyle geflüchtet hatten. Es mag sich hier wohl mancher Roman, manches Lustspiel zugetragen haben; allein das Geschrei über „empörende Scenen der Liederlichkeit", welches von preußischen Keuschheitsaposteln erhoben wurde, hat ganz und gar keine Begründung.

Der glückliche Herbergvater dieſer in Fort C. verſammelten Schönen von Raſtatt war Major Mahler, ein hübſcher, junger und galanter Mann, der ſich zu dieſem Poſten trefflich eignete und dieſem Theil ſeiner Dienſtpflicht mit ſehr viel Liebe und lobenswerther Hingebung vorſtand, was auch von den Damen dankbar anerkannt wurde. Er ſelbſt bewohnte eine beſondere vor der Courtinengallerie gelegene Kaſematte, wo nicht ſelten recht heitere Damengeſellſchaft verſammelt war. Unter ſolchen Umſtänden nimmt man es mit der Etikette nicht ſo genau. Wenn ich das Fort inſpicirte, machte ich mir wohl auch das Vergnügen, dieſe mit weiblicher Garniſon verſehenen Kaſematten zu revidiren und mich zu erkundigen, wie man mit dem neuen Fortkommandanten zufrieden ſei. Das Urtheil lautete allgemein dahin, daß er dem alten, nur von „Formation des Klumpens“ träumenden Major Ulrich in jeder Hinſicht vorzuziehen ſei.

Ich hatte ſehr wenig Zeit zu geſellſchaftlicher Erholung; vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht war ich mit Geſchäften, und oft ſehr verdrießlicher Art, überhäuft. Nicht nur, daß ich ganz allein alle Arbeiten des Generalſtabes verſah, mußte ich auch noch möglichſt die Unordnungen gut machen, die durch Tiedemann entſtanden, und überall helfen, ſchlichten, und ausgleichen. Die Mittagsſtunde war die einzige, welche ich für mich hatte, und die Tiſchgenoſſen meine einzige Geſellſchaft. Es waren meiſt Sander, Heinſius, Dr. Welker, Dr. Neuhaus, Major Neumark und einige Andere, die wenigſtens zum Kaffee in die „drei Könige“ kamen. Wir würfelten gewöhnlich um den Kaffee, woraus meiſt ein ernſtlicheres Spiel entſtand, bei dem ich die Herren ließ, nachdem ich ebenfalls mein Scherflein geopfert, oder auch wohl einmal ein paar Kronen gewonnen

hatte. Es wurde einmal, von Elſenhans glaub' ich, der Verſuch gemacht, die höheren Officiere — vielleicht im Intereſſe des Feſtungsboten — an einem aus Feſtungsmitteln verſehenen Tiſch zu vereinigen; allein die Sache mißglückte; wir fanden es in dem Gaſthofe bequemer, wenn auch theurer; ich wenigſtens bezahlte ſtets.

Da meine Wohnung am comfortabelſten eingerichtet war, ſo hatte ich es mir ausgebeten, daß die Sitzungen des Kriegsrathes in derſelben gehälten würden, wo ich mir ein Vergnügen daraus machte, meine Kameraden mit „creature's comfort" als da ſind Wein, Bier und Cigarren zu bewirthen. Ich habe immer gefunden, daß die Deutſchen die Geſchäfte weit beſſer und gemüthlicher mit der Cigarre und hinter dem Glaſe, als trockenen Mundes abmachen. Der Krigsrath beſtand aus: Tiedemann, Biedenfeld, Böning; Heilig, Leiner, Bieſele, Weik, Lang, Mahler, Götze, Jakobi, Lefebre, Szertuski, Neumark, Fach und mir, kurz aus den Chefs der verſchiedenen Corps und den Fortkommandanten. Oberſt Knoll blieb aus demſelben weg; ich weiß nicht recht warum; Tiedemann hatte ihm Arreſt gegeben und ſagte: er ſei verrückt. Ich lernte ihn eigentlich erſt ſpäter kennen. Dieſer Kriegsrath hielt keine regelmäßige Sitzungen, ſondern wurde berufen, wenn irgend etwas Wichtiges zu berathen war. Ich hörte meiſtens und ſprach ſelten; allein meine Meinung war ſtets entſcheidend; gegen meinen Willen iſt nie etwas beſchloſſen worden.

Mein Zimmernachbar war Elſenhans, der mit einem Herrn Z. zuſammen wohnte, einem früheren Deputirten. Die Zimmer waren nur durch eine Flügelthür getrennt und ich vermuthe, daß Elſenhans hier nicht ſelten den Kriegsrath behorchte und demgemäß ſeine Artikel im Feſtungsboten

einrichtete, der deßhalb mit Unrecht für ein Organ des Gouvernements gehalten wurde. Ich ſtand Elſenhans ziemlich fremd gegenüber und Tiedemann konnte ihn nicht leiden; er nannte ihn ſtets Eſelhans. —

Meine beiden Nachbarn verhinderten mich oft am Einſchlafen durch ihre heftigen politiſchen Debatten. Nach Elſenhans verfuhr man noch immer nicht energiſch genug; er wollte, man ſolle „entſchieden fortſchreiten“ und Tiedemann wurde getadelt, daß er nicht ſtrenger gegen die heimlichen und öffentlichen Ergebungsphiliſter auftrat. Einſt wurde ich nach Mitternacht aus dem Schlafe geweckt; Elſenhans und Z. ſtanden mit Licht vor meinem Bette. Ich war nicht wenig erſtaunt darüber, mitten in der Nacht in meinem wohl verſchloſſen geglaubten Zimmer aufgefordert zu werden, Tiedemann für den „entſchiedenen Fortſchritt“ zu gewinnen!

Am Tage nach dem Ausfall, bei der Parole, lud mich der Proviantmeiſter, Philipp Reiter, ein, Abends acht Uhr in ſeine Wohnung, im Beuſtſchen Hauſe, zu kommen. Da er etwas geheimnißvoll that, ſo fragte ich, „was los ſei?“ — „De — de — Du wirſt ſcho-o-n hören; es kommen noch viele“, antwortete er.

Der Nachmittag brachte Aerger und Verdruß. Keiner verſteht es beſſer, den Charakter der Vorgeſetzten zu beurtheilen, als der Soldat. Die Beſatzung wußte bald, was ſie ſich unter Tiedemanns Gouvernement erlauben konnte und war, wie man zu ſagen pflegt: „außer Rand und Band“. Das beſte Mittel dagegen wäre es geweſen, die Beſatzung zu beſchäftigen, das heißt fortwährend Ausfälle zu machen, wozu die Leute ſo willig als möglich waren; die Preußen hätten Tag und Nacht auf den Beinen gehalten werden müſſen. An dieſem Nachmittag zogen abermals Soldaten und Freiſchärler ohne Erlaubniß gegen Rheinau,

wo noch immer Wein in den Kellern zu finden war, den man den Preußen durchaus nicht gönnen wollte. Sogar ein Geschütz wurde mitgenommen und es begann ein lebhaftes Gefecht mit den Preußen, die durch eine reitende Batterie und zwei Kompagnien verstärkt wurden. Die Kanonen der Wälle sprachen bald mit und es entstand viel Lärm um nichts. Ich war in Fort A und erhielt erst spät Meldung von dem, was an der entgegengesetzten Seite der Festung vorging; allein Tiedemann, der über die Eigenmächtigkeit der Soldaten wüthend war, schickte einen Hauptmann, Namens Baumer hinaus, mit dem mündlichen Befehl an die unbotmäßigen Soldaten, augenblicklich in die Festung zurückzukehren.

Baumer war Gastwirth zum „Zähringer Hof" in Durlach und Hauptmann der dortigen Volkswehr. In Rastatt hatte er eigentlich gar nichts zu thun; allein man sah ihn fortwährend umherreiten und eine ziemlich nutzlose Thätigkeit entwickeln; man ließ ihn gewähren, da er nichts schadete. Die Soldaten waren nicht geneigt, ihm Gehorsam zu schenken und um so weniger, als er ihn, in der Eigenschaft als Abgesandter des Gouverneurs, in seinem groben Dialect auf derbe Weise verlangte. Ein Dragoner — diese zeichneten sich durch Davonlaufen, schlechte Behandlung der Pferde und Marodiren aus — zog den Säbel gegen Baumer, ja feuerte sogar sein Pistol nach ihm ab. Der vierschrötige, bärtige Baumer hörte jedoch lieber den Knall eines Pfropfens, als den einer Pistole, besonders wenn sie gegen ihn gerichtet war, und gab Fersengeld. Auf seine Klage gegen Tiedemann geschah — nichts! Die Marodeurs in Rheinau verloren vier Mann, hatten einige Verwundete und ließen eine Anzahl Betrunkener in den Kellern zurück, welche von den Preußen gefunden und getödtet wurden; ihre Zahl mag

ſich auf zehn bis zwölf Mann belaufen haben. Einer dieſer Betrunkenen, der das Glück hatte, ſich zu retten, erzählte mir ſpäter dieſe Schlächterei.

Ich war hauptſächlich nach Fort A geritten, weil man von Oos her Kleingewehrfeuer hörte, welches ich mir nicht anders zu deuten wußte, als durch ein Vorrücken Sigels, deſſen Herannahen geſtern gemeldet und von mir halb und halb geglaubt wurde; daß es ein ſchlechter Witz war, erfuhr ich erſt ſpäter. Jenes Feuern kam vom Losbrennen alter Schüſſe im preußiſchen Lager.

Kaum hatte ich die Rheinauer Marodeurs zur Eile angetrieben, als mir eine Unordnung von einer Baſtion am Carlsruher Thor gemeldet wurde, wohin ich ritt, um ſelbſt nachzuſehen und abzuhelfen. Auf dieſe Weiſe wurde es neun Uhr, als ich endlich in dem Quartier des Proviantmeiſters ankam.

In dem Vorzimmer ſaßen eine Menge Ordonnanzen; denn es waren ſowohl der Gouverneur als die meiſten Stabsofficiere anweſend, jedoch keine vom 3. Regiment. Schon auf dem Vorplatz drang mir der Lärm eines Trinkgelages entgegen und als ich eintrat, fand ich eine von Cigarrendampf umhüllte, zahlreiche Geſellſchaft. Reiter ſäbelte an einem auf dem Tiſche liegenden Schinken und große Gefäße mit Wein ſtanden umher. Man war nicht müßig geweſen, dieſen zuzuſprechen und viele Geſichter glühten. Tiedemann, der wenig Wein vertragen konnte, ſaß in Hemdärmeln, den kranken Arm in der Binde, mit echauffirtem Geſichte da.

Man war jedoch nicht des Trinkens wegen zuſammen gekommen und hatte nur auf mich gewartet, um zu dem eigentlichen Zweck der Verſammlung überzugehen. Wir begaben uns in ein Nebenzimmer, und der Club für den „entſchiedenen Fortſchritt“ ſollte conſtituirt werden. Man

wählte mich zum Präsidenten; ich eröffnete die Verhandlungen mit der Frage, weshalb man uns zusammengerufen habe? Elsenhans setzte nun in einer närrischen, exaltirten Rede, diesen Zweck — „den entschiedenen Fortschritt“ — auseinander und gerieth bald mit dem ihm antwortenden Heinsius in Streit, der diese abgeschmackte Idee gebührendermaßen lächerlich machte. Tiedemann, bei dem der Wein immer stärker wirkte, wollte einen Scherz machen, ging ans Fenster, um, wie er sagte, die Wache zu rufen und diesen revolutionären Club arretiren zu lassen. Elsenhans hielt das für Ernst und es entstand ein Aufruhr, den ich nur mit großer Mühe beschwichtigen konnte.

Nachdem ich die verschiedenen Ansichten resümirt und die meinige ausgesprochen hatte, welche durchaus gegen den vorgeschlagenen Unsinn war, erklärte ich bei dem aufgeregten Zustand der Herren jede ruhige Verhandlung für unmöglich und schloß die Sitzung. Damit nahm ich meine Mütze und ging und die Vernünftigeren folgten mir. Heinsius meinte, der entschiedenste Fortschritt in dieser Versammlung sei der gewesen, den ich vom Präsidententisch zur Thür gemacht habe. Ich nahm von diesem Club ferner keine Notiz; doch wurde die Idee nicht aufgegeben; Lieutenant Hain ward zum Präsidenten erwählt und ich ließ ihn gewähren, da er, wie er sagte, dieses Clubs zur Erfüllung seiner Functionen als Vorsteher der Polizei — die zu meinem Geschäftskreis gehörte — dringend bedurfte. Tiedemann betrachtete den Club stets mit mißtrauischen Augen und schien zu glauben, daß die Thätigkeit desselben gegen ihn gerichtet sei, was wohl nicht der Fall war. *)

---

*) Da ich bei der Uebergabe von Rastatt all meine Papiere verlor, die ich nicht verbrannte, so wäre ich nicht im Stande gewesen, die

Die Preußen verhielten ſich ſeit dem letzten Ausfall ruhig und die Beſchießung wurde nicht wiederholt; allein wir bemerkten von unſerem Obſervatorium auf dem Thurm des Schloſſes, daß an verſchiedenen Punkten gearbeitet wurde. Die ſo unglückliche Nähe des Eiſenbahndamms und des Waldes begünſtigte ſolche Arbeiten ſehr, indem ſie Maßregeln dagegen verhinderten. Ich ließ zwar hin und wieder die Geſchütze dagegen ſpielen, allein ohne beſonderen Erfolg. Damit die Artilleriſten in den Stand geſetzt würden, ihre Schüſſe wirkſam anzubringen, maß ich auf dem Plan die Entfernungen nach verſchiedenen Punkten der Umgegend und gab die Zettel den betreffenden Artillerieofficieren, dieſen dringend einſchärfend, ihre Munition nicht gegen einzelne preußiſche Patrouillen zu verſchwenden, wozu ſie nur zu ſehr geneigt waren. Um dieſe Patrouillen und recognoscirenden Officiere fern zu halten, ſandte ich gute Schützen in die äußerſten Werke, die ihre Aufgabe mit vieler Luſt ausführten und förmlich auf die Preußenjagd gingen.

Trotzdem wagten ſich manche Officiere derſelben ganz nahe an die Feſtung und mir wurde erzählt, daß Major von Weltzien einſt auf merkwürdige Weiſe davon kam. Dieſer kühne Officier machte oft zu ſeinem Vergnügen ganz allein Recognoscirungen, auf denen er, wegen ihrer Gefährlichkeit ſelten Begleiter fand. Einſt kam er bis auf das

---

Reihenfolge der Ereigniſſe dieſer Belagerung einzuhalten, wenn ich nicht die Anhaltepunkte in einem Buche von C. B. A. Fickler „in Raſtatt 1849“ gefunden hätte. Der Verfaſſer gehört der entgegengeſetzten Partei an; allein ſein Buch iſt mit mehr Mäßigung und Wahrheitsliebe abgefaßt, als wir es ſonſt von dieſer Seite her gewohnt ſind. Ich finde darin wohl hin und wieder kleine Irrthümer; allein nirgends eine abſichtliche Entſtellung der Wahrheit, wenn man von der des Verfaſſers Standpunkte angemeſſenen Darſtellungsweiſe abſtrahirt. C.

Glacis einer Lünette, als er plötzlich einige Freischärler aufspringen und ihre Gewehre auf ihn anschlagen sah. Er hatte den Einfall, ihnen scheltend zuzurufen und die Leute ließen sich wirklich dadurch irre machen, so daß er glücklich davon kam. Wahrscheinlich hielten ihn die Freischaaren für einen Officier aus der Festung, was wegen der Nähe und der Aehnlichkeit der Uniform um so glaublicher für sie war.

Durch Ausmessen auf dem Plan hatte sich meine Vermuthung bestätigt, daß das preußische Lager durch meine Bomben von Fort A erreichbar sei. Ich gab daher Major Heilig den Befehl, noch einige zwölfzöllige Mörser von den im Schloßhof stehenden dort aufzustellen und zur Probe einige Bomben in das Lager zu werfen. Sie erreichten dasselbe und ich beschloß, es in der Nacht in Brand zu schießen, wozu ich natürlich Tiedemanns Zustimmung einholte; allein er schenkte der Sache nicht die gehörige Aufmerksamkeit und ließ den durch die Probebomben gewarnten Preußen Zeit, andere Dispositionen zu treffen.

Da die Preußen in Rheinau uns beunruhigten, so fand es Tiedemann für gut, dort einige Häuser in Brand schießen zu lassen, was indessen die Preußen nicht vertrieb. Damit sie die Murg nicht überschritten, wurden der Damm und die Brücke durch eine Feldwacht bewacht.

In den Spitälern machte sich der Mangel an Blutegeln fühlbar; man hatte davon keine Vorräthe in der Festung, da sich die Blutegelteiche in Niederbühl befanden. Ein Glück für die Verwundeten war unser wohl versehener Eiskeller; allein das Eis machte die Blutegel nicht überflüssig und Stabsarzt Dr. Welker stellte an den Gouverneur das Ansuchen, den Befehlshaber der Belagerungsarmee um tausend Stück dieser Thiere zu bitten. Tiedemann sandte folgendes Schreiben in das Lager:

„Raſtatt, 10. Juli 1849.
Das Gouvernement der Reichsfeſtung Raſtatt
an
Herrn K. Gr. v. d. Gröben, Generallieutenant und kommandirender General des 2. Corps im K. Q. Kuppenheim.

Im Namen der Menſchlichkeit und Civiliſation werden Sie angegangen, inliegenden Bedarf an Blutegeln für unſere tapferen aber unglücklichen Kameraden, worunter auch von Ihren Truppen ſich befinden, die menſchlich zu behandeln ich für eine heilige Pflicht ſtets erachten werde, verabfolgen zu laſſen.

Vom Standpunkt deutſcher Bildung aus, gebe ich mich der gerechten Hoffnung hin, daß meinem Anſinnen entſprochen werden wird, und ſehe ſonach auch einer gefälligen beſtimmten Antwort entgegen.

(L.S.) (gez.) G. N. Tiedemann,
Oberſt".

Ich verwahre mich feierlich gegen jeden Verdacht eines Antheils an der Abfaſſung dieſes Schreibens; ich wußte von der ganzen Geſchichte nichts. Dieſer Brief nebſt einem Schreiben des Gouverneurs an ſeinen Vater in Heidelberg, wurde durch Lieutenant Schad an den Grafen Gröben geſandt. Dieſer verſprach, die erbetenen Blutegel am anderen Tage zu ſchicken und beförderte den Brief an Tiedemanns Eltern mit der Beifügung: „Den bekümmerten Eltern dieſe Worte des Sohnes".

Der General ließ ſich mit dem etwas vorlauten Schad in ein Geſpräch ein, der „hinhorchen" wollte, welche Bedingungen man uns wohl im Fall der Uebergabe bewilligen würde. Ob er dies im Auftrag Tiedemanns that, weiß ich nicht; habe auch den Inhalt des Geſprächs vergeſſen, ob-

wohl am Abend im Kriegsrath davon die Rede war, wo über Herbeischaffung von Geldmitteln und Einschränkungen in Bezug auf Vertheilung der Lebensmittel berathen wurde. Um nicht die ohnedies geplagten Bürger durch gewaltsame Gelderhebungen mißmuthig zu machen, beschloß man vorerst allerlei Fonds, wie den Lyceums- und den Heiligenfond mit Beschlag zu belegen.

Am nächsten Vormittag brachte ein preußischer Officier Lieutenant von Krosegk, eine Schachtel mit den erbetenen Blutegeln. Ich holte den Parlamentär vom Thore ab und brachte ihn in meinem Wagen nach dem Schloß. Nichts war komischer, als das Benehmen Tiedemanns bei dieser Gelegenheit. Er gab, wahrscheinlich um dem Parlamentär zu imponiren, in seiner Gegenwart eine Menge unnützer, närrischer Befehle und ließ alle grad anwesende Stabsofficiere ins Zimmer treten, ja sogar die Fenster des Parterre gelegenen Zimmers weit öffnen, und rief den neugierigen Soldaten zu, sie möchten nur heran kommen, er habe keine Geheimnisse. Lieutenant von Krosegk, ein artiger Mann, wußte ohne Zweifel gar nicht, was er von dem seltsamen Benehmen denken sollte und gerieth in Verlegenheit, als Tiedemann sich mit ihm in eine höchst unpassende Discussion einließ, bei der sich v. Krosegk sehr taktvoll benahm. Da es warm war und der Officier sehr lange am Thor hatte warten müssen, so bot ich ihm zur Erfrischung ein Glas Wein an und bestellte eine Flasche. Statt einer brachte man ein halbes Dutzend und sämmtliche Anwesende tranken und stießen mit dem Officier an, dem man sein Erstaunen über solche Scenen im Zimmer des Gouverneurs ansah. Ich muß gestehen, — ich schämte mich, obgleich manche meiner Parteigenossen dies eine aristokratische Abgeschmacktheit nennen werden. Ich wollte, sie wären davon zu überzeugen,

daß gewiſſe äußere Formen der Disciplin der innern Disciplin wegen durchaus nöthig ſind. Sie mögen es mir auf das Wort glauben: Hunderttauſend noch ſo gut bewaffnete und noch ſo begeiſterte Leute ohne Disciplin ſind keine Armee, ſondern „an armed mob“, wie General Napier ſagt, und werden auf die Dauer von einigen tauſend Mann disciplinirter Truppen beſiegt werden.

Tiedemann fehlte es an dem Takt eines militäriſchen Befehlshabers, und die Eitelkeit, ſeine Autorität zu zeigen, verwirrte ihm förmlich den Kopf, ſelbſt einem preußiſchen Landwehrmann gegenüber, den eine Patrouille gefangen einbrachte. Peterſilie hieß dieſer Soldat, der einzige Gefangene, der während der Belagerung gemacht wurde.

Rings um die Feſtung harrte das reife Getreide der Schnitter; vernünftig wäre es geweſen, daſſelbe längſt abzubrennen, da es den preußiſchen Patrouillen Schutz gewährte; allein wir zögerten mit einer ſolchen Maßregel in der Hoffnung, unter dem Schutz der Kanonen die Ernte bewerkſtelligen zu können. Am 12. Juli ſollte der Verſuch gemacht werden und Erntewagen mit muthigen Mähern und Mäherinnen wagten ſich in den Bereich der feindlichen Kugeln, geſchützt von den braven Freiſchaaren und dem Geſchütz der Feſtungsartillerie Das ſo gewonnene Brod war nicht ohne Blut erkauft; ein Knecht wurde erſchoſſen und ein preußiſcher Landwehrmann verlor das Bein durch einen Kartätſchenſchuß. Nun hatten die Mühlen zu thun; allein die Eine ſtand müßig, denn die Preußen hatten den Dosbach und den Gewerbkanal abgegraben; mit der Murg ließ ſich das glücklicherweiſe nicht bewerkſtelligen und es wurden Verſuche von uns gemacht, dieſen Fluß zu ſtauen, um Waſſer in die Gräben zu bringen; allein ſie fielen eben nicht ſehr befriedigend aus.

Die Posten an der Murgbrücke bei Rheinau waren als unnütz zurückgezogen worden und es gelang den Preußen, dieselbe während der Nacht theilweise zu zerstören; es kam nicht viel darauf an; wenn wir wollten, konnten wir stets von Fort C nach Rheinau kommen.

Eine sentimentale Seele im Kriegsrath hatte den Einfall, für die bewilligten Blutegel den Preußen eine andere Artigkeit zu erweisen und es wurde beschlossen, einen der Gefangenen frei zu geben.

Es wurde das Loos geworfen und dasselbe fiel auf einen Husarenunterofficier, der bei Wiesenthal gefangen genommen war und welchem Oberst von Biedenfeld das Leben gerettet hatte. Es wurde ihm folgendes Schreiben mitgegeben:

„Rastatt, 13. Juli 1849.

Das Gouvernement der Reichsfestung Rastatt

an

Herrn Gr. v. d. Gröben, Generallieutenant und kommandirender General des 2. Corps der Rheinarmee im K. Q. Kuppenheim.

Die Officiere, Unterofficiere, Soldaten und Wehrmänner der Besatzung Rastatts haben mir den Wunsch ausgedrückt, einem Feind gegenüber, der sich durch das Geschenk der Blutegel edel gezeigt hat, an Edelmuth nicht zurückstehen zu wollen und unter verschiedenen Vorschlägen, diesen Gegenstand betreffend, haben sie mir die weitere einstimmige Bitte vorgetragen, einem gefangenen preußischen Unterofficier die Freiheit zu geben.

Sonach habe ich dem edeln Ausdruck der Besatzung mit dem größten Vergnügen Genüge geleistet, und der Ueberbringer dieses ist jener auf den Wunsch der Besatzung hin befreite Unterofficier.

Schließlich füge ich das Anſinnen bei, für die dortſelbſt gefangen gehaltenen dieſſeitigen Hauptleute der Volkswehr, Namens Ampt und Bauer, den dieſſeits gefangenen Hauptmann des Meklenburgiſchen Grenadierbataillons v. Klein, welcher außerdem als verwundet der Freiheit ſehr bedürfte, ſeine leidende Geſundheit wieder herzuſtellen, umwechſeln zu wollen, worüber baldige gefällige Antwort erwartet wird.

(gez.) G. N. Tiedemann,
Oberſt".

Die Kriegsgefangenen, meiſt Preußen und Meklenburger von verſchiedenen Truppentheilen ſaßen in einer geräumigen, eine Treppe hoch gelegenen Kaſematte der Baſtion XI. und wurden ſo gut gehalten, wie es Gefangene in einer belagerten Feſtung nur immer wünſchen können. Man ließ es ihnen nicht an Nahrung und Wein und Bewegung in freier Luft fehlen und ſie wurden ohne Ausnahme gut und freundlich behandelt. Der angeſehenſte Gefangene war der preußiſche Major des Generalſtabes v. Hinderſen, der bei Ladenburg in unſere Gewalt fiel, als er von dem Kirchthurm aus die Gegend recognoszirte. Er ſaß in der Kaſematte der Baſtion XXX., die für Struve eingerichtet worden war und in welcher ſpäter mein allerbeſter Freund ſein Todesurtheil erwartete, wovon ſpäter die Rede ſein wird.

In derſelben Baſtion ſaß auch der badiſche Oberſt Becker, der Befehlshaber des Dragoner-Regiments, welches durch ſeine Weigerung einzuhauen, den Verluſt des Gefechts bei Waaghäuſel verurſachte; man beſchuldigte den Oberſten des Verraths und Tiedemann ſagte mir, daß er die Beweiſe dafür liefern könne, obwohl Becker hoch und theuer ſeine Unſchuld beſchwor und Alles auf die Feigheit der Dragoner

ſchob; letztere war allerdings eine durch mehrfache Beiſpiele bewieſene Thatſache.

Der Wunſch wegen des Austauſches der Gefangenen wurde bewilligt und Hauptmann von Klein den Preußen überliefert. Die ihm bewieſene freundliche Rückſicht vergalt er damit, daß er dieſen ſo viel von dem Zuſtand in der Feſtung verrieth, als er wußte. Herr Bauer war bei dem letzten Ausfall gefangen worden; wie der Bierbrauer Ampt in die Gewalt der Preußen gerieth weiß ich nicht mehr. Tiedemann wollte von dem letzteren wiſſen, wie es in der politiſchen Welt ausſehe, und wurde wüthend, als der Mann ſagte, er habe keine Zeitungen geleſen; er habe an nichts als an ſein Geſchäft gedacht und kümmere ſich nicht um Politik. Der Gouverneur meinte aber, er wolle nichts ſagen; er hielt ihn für einen entſchiedenen Reactionär und drohte ihm den Kopf vor die Füße zu legen, wenn er über das, was er im preußiſchen Lager gehört und geſehen, nur ein Wort verlauten laſſe.

Ich hatte mir alle erdenkliche Mühe gegeben, Nachrichten von außen und vom Stande unſerer Armee zu erhalten. Ich hatte wohl zwanzig Kundſchafter ausgeſendet, allein kein einziger kehrte zurück, und nicht ein Brief, nicht ein Zeitungsblatt kam in die Feſtung. Einer der Boten, den ich abgeſchickt, war ſeiner Pflicht treu. Ich hatte ihm befohlen, nach Frankreich hinüberzugehen und ſichere Nachrichten über unſere Armee einzuziehen; ſtehe unſere Armee nahe, ſo ſolle er in Selz — ein Städchen im Elſaß — Nachts zwiſchen elf und zwölf Uhr eine Rakete, ſei die Armee ſchon bis hinter Freiburg zurück zwei, und ſei ſie geſchlagen und aufgelöſt, drei hintereinander ſteigen laſſen. Ich ließ mehrere Nächte auf dem Schloßthurm, außer dem gewöhnlichen dort ſtationirten Officier, einen andern, zuverläſſigern Wache halten und den

Himmel nach Selz zu beobachten; er meldete mir, er habe zwei Raketen steigen gesehen; es sei aber möglich, daß ihrer drei aufgestiegen, denn er habe nach der zweiten Rakete noch einen Feuerschein gesehen, könne aber nicht behaupten, daß es eine Rakete gewesen. Dies Zeichen schien den Inhalt eines Briefes des Generals von der Gröben zu bestätigen, in welchem er versichert, daß unsere Armee vernichtet sei. In diesem Schreiben vom 13. Juli bezieht sich der General auf einen Artikel im Festungsboten, in welchem von dem herrannahenden Entsatze, von der Lage der Preußen, der Uebergabe der badischen Dragoner bei Freiburg ꝛc. die Rede war und schließt:

„Der kommandirende General dieses Armee-Corps ist bereit, Abgeordneten der Besatzung, sowie der Bürgerschaft von Rastatt, unter Begleitung zu gestatten, sich von der Wahrheit oder Unwahrheit jener Angaben und dieser Behauptung, in Karlsruhe, wo die zurückgekehrten Truppentheile bereits angekommen sind, sowie in Oos und Freiburg zu überzeugen, und dann wieder frei und ungehindert nach der Festung zurückzukehren, um von dem Erfahrenen und Gesehenen Bericht zu erstatten.

K. Q. Kuppenheim, am 13. Juli 1849.

Der kommandirende General
(gez.) Gr. v. d. Gröben."

In diesem Schreiben bat der General auch um die ihm fehlenden Nummern des Festungsboten (die er hatte, soll einer unserer Parlamentäre mitgenommen haben!) im Austausch gegen die Carlsruher Zeitung. Zugleich sandte er ein an ihn eingelaufenes Gesuch an das Gouvernement der Festung, die Oberin und vier zurückgebliebene Nonnen des Klosters in Rastatt den schon vor der Einschließung nach Straßburg

geflohenen Kloſterfrauen nachfolgen zu laſſen „um ſie vor dem nächſtens zu erwartenden Bombardement mit dem bereits heraunahenden großen Belagerungspark zu retten.“ Da Graf Gröben gegen das Geſuch nichts einzuwenden hatte, ſo wollte Tiedemann ebenfalls nicht zurückſtehen und bat mich, dieſe Nachricht ſelbſt ins Kloſter zu bringen; er werde noch perſönlich ſeine Aufwartung machen. Die frommen Frauen verließen am folgenden Tage die Feſtung.

Der Zuſtand in derſelben wurde immer bunter; die Soldaten wurden immer brutaler, übermüthiger und unfolgſamer. Die ſchlechteſten Soldaten zeichneten ſich in dieſer Hinſicht am meiſten aus und von ihnen gebührte die Palme den Dragonern. Exceſſe waren an der Tagesordnung; Tiedemann wurde nicht ſelten inſultirt und nahm es ruhig hin, anſtatt mit Ernſt und Strenge einzuſchreiten; er würde damit bei allen ordentlichen Soldaten Beifall gefunden haben und dieſe waren doch die größere Zahl.

Die Truppen waren ſämmtlich kaſernirt und nur was zum Generalſtab gehörte lag bei den Bürgern in Quartier; allein deſſenungeachtet wußten ſich eine Menge Soldaten und Volkswehrmänner in Bürgerquartiere einzudrängen und dem Dienſte zu entziehen. Leute der Freiburger Volkswehr miſchten ſich unter die Raſtatter Bürgerwehr, um nicht in Gefahr zu kommen, bei Ausfällen gebraucht zu werden.

Es gab ſo viele Reſte von „Legionen“ und „Freiſchaaren“ und dergleichen Unſinn, daß es nicht möglich war, eine Ueberſicht zu gewinnen und eine Controlle zu handhaben. Um der ganzen Wirthſchaft ein Ende zu machen, beſchloß ich ſämmtliche nicht zum regulären Militär gehörigen Leute der Beſatzung — die Raſtatter Bürgerwehr ausgenommen — in drei Bataillons zu formiren. Es war dies mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpft, ja ganze Abtheilungen ſträub-

ten ſich und ich mußte mit der größten Strenge einſchreiten. Endlich hatte ich dies ſchwierige Geſchäft vollendet; die Offiziere ſollten aufs Neue von den Compagnien gewählt und der Prüfung einer Commiſſion unterworfen werden, zu deren Präſes ich ſelbſt ernannt worden war. Die Bataillons-Commandeure wurden auf meinen Vorſchlag von Tiedemann ernannt.

Auf Montag den 16. Nachmittags hatte ich ſämmtliche Volkswehren und Freicorpsreſte auf den Marktplatz beſtellt, um hier die drei Bataillone nach meinen mühſam aufgeſtellten Notizen zu bilden *). Zwei davon hatte ich glücklich zuſammengeſtellt, nur das dritte war, da Leute davon auf der Wache geweſen, noch nicht ganz geordnet, als zu meinem Schrecken Tiedemann daher geritten kam! Er konnte dieſe Gelegenheit, vor einem ſo großen Theil der Garniſon ſeine Autorität zu zeigen, nicht vorübergehen laſſen, miſchte ſich ſogleich in mein Geſchäft und hatte in fünf Minuten eine ſolche Confuſion angerichtet, daß er mich mit einiger Beſchämung bitten mußte, die Sache wieder in Ordnung zu bringen, wozu ich ein paar Stunden brauchte! — Auch bei dieſer Gelegenheit wurde er von verſchiedenen Soldaten inſultirt und begnügte ſich damit — dieſen Leuten „zu verzeihen, weil ſie es nicht beſſer wüßten!“ —

Im Kriegsrath beriethen wir über den im obenerwähnten Schreiben des Grafen v. d. Gröben enthaltenen Vorſchlag. Das Reſultat war folgende von mir geſchriebene Antwort:

---

*) Herr Fickler ſagt in ſeinem früher erwähnten Buche: „Das dritte Regiment, die Dragoner, bleiben in finſterm Trutze von der Muſterung weg.“ Das iſt ein Irrthum; ich hatte ſie gar nicht beſtellt, weil ich ſie nicht brauchte; es war kein Soldat auf dem Platz, es ſei denn zufällig und freiwillig. Tiedemann mochte in demſelben Irrthum ſein wie Herr Fickler.

„Rastatt, 17. Juli 1849.

Das Gouvernement der Reichsfestung Rastatt

an

Herrn Gr. v. d. Gröben, kommand. General des 2. Corps der Rheinarmee ꝛc.

Ihr gefälliges Schreiben vom 13. Juli habe ich erhalten und beehre mich, Folgendes zu erwiedern. Ihren Vorschlag, mich durch Augenzeugen von der Wahrheit der von Ihnen aufgestellten Behauptungen zu überzeugen, nehme ich gerne an, indem die dadurch erlangten Resultate auf das fernere Benehmen der Besatzung nothwendig von Einfluß sein müssen. Zu unserer vollständigen Ueberzeugung würde jedoch ein Besuch von Oos und Carlsruhe nicht genügen, da uns immer die Hoffnung bliebe, daß unsere Armee sich weiter im Oberlande hielte, und demnach Aussicht zu einem Entsatz vorhanden wäre. Verhält es sich wirklich so, wie Sie schreiben, daß unsere Armee nämlich ganz und gar aufgelöst ist, so muß es Ihnen wünschenswerth sein, uns davon die Gewißheit zu verschaffen. Ich ersuche Sie daher zu gestatten, daß unsere Abgeordneten bis in unser Hauptquartier, oder wenigstens bis zu unsern Vorposten reisen, und sich durch den Augenschein überzeugen dürfen, ob Ihre Waffen die unsrigen gänzlich besiegt haben.

Die Ihnen noch fehlenden Nummern der Zeitschrift „der Festungsbote" folgen anbei, und ersuche ich Sie, uns dafür gegen sofortige Bezahlung ein Exemplar des Frankfurter Journals vom 1. Juli an, wo das Abonnement wieder beginnt, gefälligst zukommen zu lassen.

Daß Sie der Oberin des hiesigen Frauenhauses gestattet haben, die Festung zu verlassen, hat die unangenehme Folge gehabt, daß beiliegende 15 Gesuche um gleiche Begünstigung

eingelaufen sind, die ich Ihnen zur gefälligen Berücksichtigung im Originale beilege.

Außerdem liegen noch einige Briefe offen bei, deren Beförderung ich Ihrer Güte anheimstelle. Schließlich ersuche ich Sie, mir so schleunig als möglich zu antworten.

(L. S.) (gez.) G. N. Tiedemann, Oberst."

Der General ging auf unsern Vorschlag ein; das Frankfurter Journal wurde jedoch nicht bewilligt, ebensowenig die Gesuche um Erlaubniß die Festung zu verlassen und Graf Gröben richtete in Bezug auf letztere folgendes Schreiben an das Bürgermeisteramt:

„Um ein langes und unnützes Blutvergießen zu verhüten, vermag ich auf die mir geäußerten Wünsche vom 17. d. M. nicht einzugehen.

Die Bewilligung für die würdige Oberin des Frauenklosters war eine Warnung für die Stadt.

Jetzt mögen die Väter der Stadt dafür Sorge tragen, daß ihre Söhne nicht länger gegen Recht und Pflicht ankämpfen, und daß die Stadt ihrem rechtmäßigen Landesherrn übergeben werde.

K. Q. Kuppenheim, 17. Juli 1849.

Der kommandirende General
(gez.) Gr. v. d. Gröben."

Das Eingehen des Generals auf den in unserm Schreiben enthaltenen, von mir ausgehenden Vorschlag, überraschte mich sehr; ich hatte es, offen gestanden, durchaus nicht erwartet, sondern vielmehr eine abschlägige Antwort gehofft, die unsere Voraussetzungen gerechtfertigt haben würde. Wir Alle glaubten nämlich kein Wort von den in Gröben's Schreiben enthaltenen Angaben in Bezug auf unsere Armee; wir nahmen Alles für „preußische Pfiffe," da wir unmöglich

denken konnten, daß die Truppen, die ſich bei ſo manchen Gelegenheiten ſo brav geſchlagen hatten und die im Seekreis noch ſo reiche Hülfsmittel finden mußten, ohne Gefecht bis über die Grenze laufen würden. War dies wirklich der Fall, dann mußte der Zuſtand der Armee ſchon bei dem Verlaſſen von Raſtatt ein verzweifelter geweſen ſein und ſowohl Mieroslawski als Sigel mußten wiſſen, daß ſie die Feſtung nicht entſetzen konnten. Dann war es aber eine Nichtswürdigkeit, 6000 Mann, ohne hinreichende Mittel zur Vertheidigung in einer unvollendeten Feſtung der Rache erbitterter Sieger Preis zu geben, und hielt man eine Beſatzung derſelben zum ſicheren Davonlaufen für abſolut nöthig, nun ſo konnte man wenigſtens nur badiſche Soldaten und Volkswehren zurücklaſſen und alle fremde Freiſchaaren und ſtark compromittirte Perſonen ausſcheiden.

Die Feuerſignale, welche ich von Selz aus erhielt im Verein mit dem Eingehen Gröben's auf unſern Vorſchlag, dämpften meine Hoffnungen ſehr; allein das Nichtbewilligen des Frankfurter Journals war noch ein Strohhalm, an den wir uns auch nach der Antwort des Generals noch klammerten. Hatten wir wirklich gar nichts mehr zu erwarten, ſo mußte dieſe Ueberzeugung uns aus dem Inhalt eines einigermaßen unabhängigen Journals hervorleuchten, und der General hätte ſich beeilen müſſen, ſo dachte ich, uns dieſelbe gewinnen zu laſſen; er ſchlug das Journal ab, alſo waren wir noch nicht ganz ohne Hoffnung; die Art und Zuverläſſigkeit derſelben durch die Abſendung einiger Deputirten zu erforſchen ward alſo beſchloſſen.

Darüber waren wir im Kriegsrath einig, daß Bürgern der Stadt eine ſolche Miſſion nicht anzuvertrauen ſei; denn wenn es auch genug ehrliche Männer unter ihnen gab, ſo färbt die vor Philiſteraugen ſitzende Angſtbrille doch alle

Hoffnungsaussichten schwarz. Nun fragte es sich aber, wer von den Officieren der Garnison diese für uns so wichtige Reise machen sollte? Ich hätte mich gern dazu angeboten; allein Tiedemann, dem immer mehr die Zügel der Herrschaft entfielen, wollte mich nicht gern fortlassen, sagte aber, daß er mir die Unterhandlungen überlassen werde, sobald es so weit sei. Oberst von Biedenfeld schlug Major Biesele und Major Lang zu dieser Reise vor; letzteren nur, damit der erstere gewählt würde; allein gegen Biesele hatten noch Manche im Kriegsrath Mißtrauen, eingedenk der Rolle, die er bei den Zerwürfnissen am Beginn der Belagerung spielte, und Lang wurde — er erstaunte wahrscheinlich am meisten selbst über dieses Vertrauen — zum Abgeordneten der Garnison gewählt. Seltsamer Weise war der ganze Kriegsrath unzufrieden mit der Wahl und dieser nicht allein, sondern alle anderen Officiere und selbst die Soldaten seines eigenen Bataillons, die ihn verachteten. Ja, letztere schickten eine Deputation an den Gouverneur, mit der Bitte, Lang nicht fortzuschicken, da ihm nicht zu trauen sei.

Gegen seine Ehrlichkeit wußte ich nichts einzuwenden und daß Kanonendonner und Zischen von Spitzkugeln ihm Leibschmerzen verursachten war eine Schwachheit, kein Verbrechen; allein ich hielt ihn für das ihm aufgetragene Geschäft nicht gescheidt genug und überhaupt in keiner Weise seine Persönlichkeit dafür geeignet. Dieser Mensch war und blieb ein Corporal trotz seiner Majorsepauletts, und ich und wir Alle schämten uns bei dem Gedanken, daß nach diesem Mann, der auf der Reise mit manchen hohen Officieren der preußischen Armee zusammentreffen konnte, ein Urtheil über die Bildung der demokratischen Besatzung der Festung gefällt werden könnte.

Die verschiedenen über ihn gemachten Mißtrauenäußerungen blieben Lang nicht verborgen; allein er hatte auf diese Reise schon allerlei loyale — anders will ich sie nicht nennen — Pläne gebaut und that, als verstehe er nicht was man meine. Um ihm jedoch gar keinen Zweifel darüber zu lassen, bewog ich Lieutenant Hain, ihm dies schriftlich und unverblümt mitzutheilen, was derselbe in einem Briefe ohne Unterschrift that. Lang klammerte sich jedoch zu fest an die auf die Reise gebauten Hoffnungen und konnte sich nicht entschließen, davon zurückzutreten; ja als man im Kriegsrath ihn auf die allgemeine Mißbilligung seiner Sendung aufmerksam machte und ihm ein freiwilliges Zurücktreten so nahe als möglich legte, fing er fast an zu weinen.

Um einen Beschluß des Kriegsraths nicht ganz umzustoßen und Lang nicht zu sehr zu blamiren, wurde die Sache dahin erledigt, daß ich als Abgeordneter der Garnison gewählt wurde, den Lang nur der Form wegen begleiten solle; dieser bat selbst um diese Anordnung.

Es war etwa elf Uhr Morgens, Mittwoch den 18. Juli, als wir Beide, begleitet von einer Section Dragoner unter Lieutenant Harter und Trompetern am Eingange von Niederbühl anlangten. Wir waren Beide in Uniform, die dreifarbige Feldbinde quer über der Brust. In Niederbühl empfing uns der Kommandant der Stabswache, Küraſſierlieutenant Graf Schmettow, welcher sich als derjenige ankündigte, der uns auf der Reise begleiten solle und händigte mir zum Einzeichnen der Namen eine von ihm unterschriebene Quittung über unsere beiden Personen ein, welche in der Festung bleiben sollte, bis wir in dieselbe zurückgekehrt sein würden. Nach einigem Zögern eröffnete uns Graf Schmettow — ich glaube er schickte deshalb einen Husaren ab — daß es „zu unserer eigenen Sicherheit“ und

Bequemlichkeit dienen würde, wenn wir in Civilkleidern reiſten; wir würden weniger Aufſehen erregen und weit ungeſtörter unſere Beobachtungen machen können ꝛc. Kurz, es war der Wille des Grafen Gröben oder des Prinzen von Preußen, daß wir nicht in Uniform reiſten.

Da ich natürlich keine Civilkleider bei mir hatte und auch nicht wußte, was der Kriegsrath zu dieſer mir ſehr bedeutſam ſcheinenden Bedingung ſagen würde, ſo mußten wir in die Feſtung zurückkehren. Wir fanden die Officiere bei der Parole verſammelt. Tiedemann wollte gleich das Kind mit dem Bade ausſchütten. Solche Schmach könne man nicht dulden, das ſei eine Beſchimpfung und er werde auf dieſe Bedingung nimmermehr eingehen. Ich ließ ihn austoben und ging mit den Mitgliedern des Kriegsraths in ein in der Nähe liegendes Gaſthaus zur Berathung. Hier ſagte ich, daß es weit wichtiger ſei, den beabſichtigten Zweck zu erreichen und endlich zu erfahren, woran wir wären, als den militäriſchen Stolz Parade reiten zu laſſen. Es handle ſich hier um das Wohl von 6000 braven Männern und einer ganzen Stadt. Ich ſei bereit in Civilkleidern zu reiſen. Der Kriegsrath entſchied nach meinem Wunſche.

Lieutenant Harter wurde nach Niederbühl zurückgeſchickt; Graf Schmettow ließ ſagen, daß er bis halb zwei Uhr warten werde; kämen die Abgeordneten bis dahin nicht, ſo ſähe man die Verhandlungen für abgebrochen an. Später ſchickten die Preußen in die Feſtung mit der Mahnung zur Eile, da der letzte Bahnzug nach Freiburg um vier Uhr von Oos abgehe. Die Verzögerung, welche faſt das Scheitern der Unterhandlung herbeigeführt hätte, fand ihren Grund in einem ſehr geringfügigen Umſtand. Meine Civilkleider hatte ich längſt verſchenkt und es waren in einer kleinen Stadt wie Raſtatt fertige Kleider nicht ſo ſchnell aufzutreiben. Der Schneider wollte

dieſelben nur gegen baar Geld hergeben, und da daſſelbe bereits ſehr rar war — man hatte mir zu meiner Miſſion zwanzig Gulden bewilligt! — ſo ſträubte ſich Tiedemann gegen die Zahlung. Im Begriff eine ſo wichtige Reiſe zu machen, bei der das Leben von Tauſenden auf dem Spiele ſtand, verſetzten mich dieſe Erbärmlichkeiten in großen Zorn; ich warf mein Portemonnaie dem Schneider wüthend vor die Füße, ſo daß es zerplatzte. Der Schneider nahm Vernunft an und das zerplatzte Portemonnaie zum Andenken mit.

Als wir nach Niederbühl kamen, hatte Graf Schmettow bereits den Ort verlaſſen und man ſagte uns, wir könnten nicht mehr angenommen werden. Der wachthabende Officier entſchloß ſich indeſſen, uns dennoch zu melden; allein es dauerte ſehr lange, bis der Graf mit einem elenden Wagen kam, auf dem wir bis Oos an die Eiſenbahn fahren ſollten. Tiedemann hatte mir ein langes, rein tolles Schreiben an den Grafen v. d. Gröben mitgegeben; ich war aber entſchloſſen es nicht abzuliefern, da es den Schreiber und uns Alle nur lächerlich machen konnte. Ich gab es daher dem Major Fach, der uns zu ſeinem Vergnügen bis Niederbühl begleitete, mit der Bitte, es zu verbrennen, ohne Jemand etwas davon zu ſagen.

Auf dem Kutſcherſitz des Wagens hatten ein Feldwebel von der Infanterie und ein Unterofficier von den Küraſſieren Platz genommen. Man verband uns die Augen, bis wir Niederbühl und das preußiſche Lager bei Förch paſſirt hatten. Graf Schmettow fragte mich, wie ich es mit dem mündlichen Verkehr zu halten wünſche, ob wir denſelben bloß auf das Nothwendige beſchränken, oder uns keinen Zwang anthun wollten; er bringe dies in Anregung, weil Gouverneur Tiedemann ſich darüber beſchwert habe, daß Graf

Gröben einen unſerer Parlamentäre allerlei Dinge gefragt, die nicht zu deſſen Auftrage gehörten. Dies war um ſo lächerlicher, als Tiedemann ſelbſt ſich ſtets in ſehr unpaſſende Diskuſſionen mit den preußiſchen Parlamentairen einließ. Ich ſagte dem Grafen, es wäre mir natürlich angenehm, der Unterhaltung auf unſerer Reiſe keinen Zwang anzuthun, da wohl Jeder von uns wiſſen werde, was er zu verſchweigen habe. Zugleich ſagte mir der Graf, er habe mit ſeiner Ehre für unſere Sicherheit zu haften.

Ich muß geſtehen, man hätte zu dem Auftrage, uns zu begleiten, keine paſſendere und für uns angenehmere Wahl treffen können. Graf Schmettow benahm ſich in jeder Hinſicht durchaus ſeiner Stellung angemeſſen und ſo liebenswürdig und artig, als es unſer Verhältniß nur immer geſtattete. Daſſelbe gilt von dem Feldwebel und dem Unterofficier; beide nannten mich im Geſpräch „Herr Oberſtlieutenant," allein wahrſcheinlich war ihnen dies von Schmettow unterſagt worden, denn nach unſerer Ankunft in Dos vermieden ſie es.

Ich hatte dem Grafen Gröben während meiner Abweſenheit aus der Feſtung einen Waffenſtillſtand vorſchlagen laſſen; allein er war darauf nicht eingegangen und ich in großer Sorge, daß ein während meiner Entfernung ſtattfindendes Bombardement bei der Auflöſung der Disciplin, der Stimmung der Bürger und der Schwachheit des Gouverneurs die Sachlage bedeutend verſchlimmern möchte.

Es war ſchon ziemlich ſpät, als wir von Dos mit einem Extrazuge abfuhren. Spät in der Nacht kamen wir in Freiburg an, wo ſich damals der Prinz von Preußen aufhielt. Wir wurden in mehreren Gaſthöfen abgewieſen und mußten froh ſein, daß wir endlich in einem Saal auf einer Streu ein Lager fanden.

Was ich am Morgen in Freiburg hörte und in den Zeitungen las, gab mir so ziemlich die Ueberzeugung, daß Graf Gröben uns nicht getäuscht und daß unsere Armee uns im Stich gelassen, ja bereits seit vierzehn Tagen die Schweizer Grenze überschritten habe! Und kein Mensch dachte daran, uns Nachricht zu geben, die wir auf den von Sigel versprochenen Entsatz hofften. —

Man hatte uns gesagt, wir sollten keine Waffen und keine Briefe mitnehmen; allein Lang hatte sich mit einer ganzen Menge der letzteren beladen, die Graf Schmettow durchsah und auf die Post gab. Ich benutzte diese Gelegenheit, meiner Frau und meinen Freunden Nachricht zu geben, die seit Mannheim nichts von mir wußten. Um nicht durch meinen Namen auf der Adresse die Aufmerksamkeit auf diesen Brief zu lenken, adressirte ich ihn an eine Freundin in Berlin, die mit meiner Frau in demselben Hause wohnte*). In diesem Brief schrieb ich:

„Freiburg im Breisgau, 19. Juli 1849.

Meine liebe Helene!

Ich schreibe Dir mit sehr bewegtem Herzen. Die Sache, für welche ich gekämpft habe, ist verloren, — verloren durch die Feigheit und Unfähigkeit der Menschen, welche sich an die Spitze unserer Armee stellten. Mieroslawski und Sigel sind durch Baden geflohen. Die Preußen haben, wie es scheint, das ganze Land besetzt. Nur Rastatt, in welchem der alte Oberst Tiedemann kommandirt und in welche Festung ich ebenfalls durch Zufall eingesperrt worden bin, hält sich noch. Wir thaten treu und tapfer unsere Pflicht; allein man ließ uns so schmählich in Stich, daß man nicht einmal ver-

*) Dies mag zugleich als Antwort auf die Seite 177 in Ficklers Buch enthaltene, hämische Notiz dienen.

ſuchte, uns Nachricht von der Niederlage der Unſrigen zu geben. Der General v. d. Gröben, welcher das Corps von Raſtatt befehligt, hat uns anbieten laſſen, einige Männer abzuſenden, welche ſich von der Vernichtung unſerer Armee überzeugen ſollen. Die Garniſon hat dazu mich und den Major Lang gewählt. Geſtern gegen Abend reiſten wir in Begleitung des Lieutenants Grafen Schmettow nach Freiburg ab; allein um unnöthiges Aufſehen zu vermeiden in Civilkleidung. Leider ſcheint ſich Alles, was man uns ſagte, zu beſtätigen. Von unſerer Armee iſt bis hierher keine Spur zu finden. — Welches nun unſer Schickſal ſein wird, das weiß ich nicht. Ich werde handeln, wie es mir Ehre, Klugheit und Menſchlichkeit gebieten. Du kennſt mich, meine Helene. Sollte dieſer Brief der letzte ſein, den ich Dir in meinem Leben ſchreibe, — nun ſo lebe wohl. Seit ſiebenzehn Jahren warſt Du meine Lebensgefährtin. Die Ehe mit mir hat Dir kein Glück gebracht. Verzeih' mir, wenn ich meine Aufgabe, Dich glücklich zu machen nicht beſſer löſte. — Sterbe ich für die Sache, der ich mein Leben weihte, — nun ſo weine um mich, denn ich verdiene es; laß Dich aber nicht vom Schmerz überwältigen. Denke daß es beſſer für mich iſt, mit Ehren zu ſterben, als in Schande zu leben. — (Folgen am Schluß einige perſönliche Beſtimmungen für den Fall meines Todes)."

Lang wollte gleich nach Raſtatt zurückkehren; allein ich beſtand darauf, daß wir unſern Auftrag vollſtändig erfüllten und bis Conſtanz gingen. Ich wollte Zeit gewinnen, um mich nach dem Zuſtande der Dinge und der Stimmung in Würtemberg und Frankreich zu erkundigen, um alle nur irgend zu unſern Gunſten ſprechenden Chancen in Erwägung zu ziehen. Hatte es irgend einen vernünftigen Zweck, ſo dachte ich noch Mittel zu finden, die Beſatzung wieder in

Ordnung zu bringen und die Feſtung Monate lang zu halten.

Der Prinz von Preußen, bei dem ſich Graf Schmettow am Morgen meldete, wünſchte, daß wir unſere Reiſe ſehr beſchleunigten; wenn auch der Waffenſtillſtand abgeſchlagen war, ſo ſchien man doch entſchloſſen, mit dem Bombardement bis zu unſerer Rückkehr zu warten, war aber ungeduldig, die Wirkung der 72 Stück Belagerungsgeſchütz zu probiren, die man von Koblenz hatte kommen laſſen. Der Prinz willigte indeſſen in unſere Reiſe bis Conſtanz, „da es einmal ſo verſprochen worden ſei.“ Ich entſchied mich dabei aus mancherlei Gründen für den Weg durch den Schwarzwald über Donaueſchingen.

Nur einmal war ich in Freiburg geweſen, als ich im vorigen Jahre Frau Herwegh aufſuchte, die zu Hecker nach Kandern gegangen war. Damals hatte ich nicht Zeit gehabt, die Stadt anzuſehen und holte es jetzt nach. Ich ging mit Graf Schmettow natürlich auch in den Dom, deſſen Inneres mir beſſer gefällt als das irgend einer Kirche, die ich geſehen habe; auch der Thurm giebt dem Straßburger an Schönheit nichts nach, wenn auch an Höhe. — An einem Thor der Stadt ſah man noch die Spuren der vorjährigen Beſchießung. Gegen Mittag fuhren wir mit vier Poſtpferden nach Conſtanz ab. Der Weg durch das Gebirge iſt reizend und hätte mich zu jeder andern Zeit entzückt; allein der ernſte Zweck dieſer Reiſe trübte den Genuß der herrlichen Gegend.

Es war Abend, als wir nach Donaueſchingen kamen. Hier lagen Meklenburger, deren Officiere durch die Neugier in den Gaſthof getrieben wurden, in dem wir abgeſtiegen waren. Ein Oberſt, der bei Ladenburg Schläge bekommen hatte, erkundigte ſich mit großer Zungengeläufigkeit und unter vielem: „wenn man gewußt hätte“ und ſonſtigen Wenn und

Aber, das ſeine Ungeſchicklichkeit beſchönigen ſollte, bei Lang, der damals in jener Gegend geſtanden, nach einigen näheren Umſtänden. Es war ein hübſches kameradſchaftliches Verhältniß unter dieſen Officieren, ſelbſt zwiſchen älteren und jüngeren, was man in Preußen ſo oft vermißt; ſie ließen es ſich im ſchönen Baden ganz wohl ſein. Ein alter, gutmüthiger Major protegirte ein allerliebſtes Mädchen, das wie die Tochter des Regiments gekleidet und, wie man mir ſagte, eine leidenſchaftliche Reiterin war. Auch einen preußiſchen Major und Flügeladjutanten des Königs traf ich hier an; einen artigen Mann, der gern Näheres über den Zuſtand in der Feſtung wiſſen wollte und dem ich ſagte, daß die 10,000 Mann ſtarke Beſatzung noch für ein gutes halbes Jahr verproviantirt ſei. Wir unterhielten uns in dieſer Geſellſchaft bei friſchen Forellen ganz vortrefflich und fuhren erſt nach zehn Uhr weiter.

Die Reiſe war beſchwerlich, weil auf jeder Station der Wagen gewechſelt wurde und das Wetter ſchlecht war. Während ſolchem Wechſel wäre es mir leicht geweſen, irgendwo zu verſchwinden und das Würtembergiſche zu erreichen, von wo auch ich leicht weiter gekommen wäre, da ich in Civilkleidung war und noch Geld übrig hatte. Der Gedanke fuhr mir wohl durch den Sinn und die Verſuchung lag nahe, denn ich konnte mir nicht verhehlen, daß unſere Sache vollkommen geſcheitert ſei und uns höheren Officieren ein hartes Loos bevorſtehe, allein ich ſtieß ſolche feige Gedanken ſogleich von mir; ich wollte nicht das Vertrauen täuſchen, welches die Beſatzung von Raſtatt mir geſchenkt hatte; ich wollte ihr bis zum letzten Augenblicke nach Kräften dienen und das Schickſal meiner Kameraden theilen. Graf Schmettow will allerlei Sicherheitsmaßregeln gegen einen Fluchtverſuch getroffen haben; ich kann verſichern, daß es mir

auf der Reise und in Constanz ein Leichtes gewesen wäre, trotz derselben zu fliehen. Das Zutrauen, welches er zeigte und die Mittheilung, daß er mit seiner Ehre für uns stehen müsse, wie die Sorge für meine eigene Ehre waren die besten Maßregeln, meine Flucht zu verhindern.

Am frühen Morgen kamen wir in Constanz an. Hier lagen 5000 Mann Hessen. Nachdem ich einige Stunden geruht hatte, ging ich in der Stadt spazieren, die ich noch nicht kannte. Der Wirth verschaffte mir Zeitungen, andere kaufte ich, um es den Kameraden schwarz auf weiß zu zeigen, daß sie schmählich im Stich gelassen und der Rache eines erbitterten Feindes überliefert waren. Ueberall auf unserm Wege trafen wir Truppen aus allen möglichen deutschen Vaterländern; ganz Baden war damit überschwemmt; man hatte es für nöthig gehalten, nicht weniger als 120,000 Mann gegen uns aufzubieten. Rastatt war von mehr als 20,000 Mann umschlossen und von Hoffnung konnte gar nicht mehr die Rede sein. Zum Ueberfluß standen an der Südgrenze noch 10,000 Oesterreicher, die man jedoch nicht in's Land ließ.

Um Mittag fuhren wir von Constanz ab, langten am Morgen in Freiburg an und fuhren nach Oos, wo wir Sonnabend den 21. Juli ankamen. Von Oos fuhren wir nach dem Lustschlosse Favorite, wo der Prinz von Preußen sein Quartier hatte. Ich bat Graf Schmettow, es möglich zu machen, daß ich den Prinzen spreche; ich wollte von ihm erfahren, was man mit uns ungefähr im Sinne habe. Der Graf versprach, meinen Wunsch dem Prinzen mitzutheilen, sobald derselbe von einer Recognoscirung zurückgekehrt sein würde. Wir erwarteten seine Rückkehr in der Hausmeisterei, wo mehrere preußische Officiere ihren Mittagstisch hatten. Einzelne gefielen sich darin, in meiner Gegenwart ihrem

Preußenthum den Zügel schießen zu lassen und dem Hasse gegen „das Gesindel“ Luft zu machen. Meine Stellung erlaubte mir keine Entgegnung, und ich begnügte mich, mit einem Lächeln diese indirecten Beleidigungen zu erwidern. Uebrigens muß ich der Wahrheit gemäß sagen, daß ich im Allgemeinen die Officiere nicht so taktlos gefunden habe. Als der österreichische General Eberle, der Erbauer von Rastatt, hörte, daß wir da seien, kam er auch und ermahnte zur Uebergabe der Festung. Er wandte sich jedoch nur an Lang und hatte wahrscheinlich seine guten Gründe dazu.

Endlich kam der Prinz mit seinem zahlreichen Gefolge von seinem Ritte zurück. In demselben sah ich mehrere badische Officiere, welche zum Theil von den Soldaten vertrieben waren, zum Theil freiwillig ihre Fahne verlassen hatten. Sie schienen mir recht unzufrieden, und wenn preußische Officiere sie betrachteten, geschah es stets mit spöttischen Blicken.

Ich ward nach der Favorite beschieden, wo ich den Chef des Generalstabes des Prinzen, einen Major Lindner glaub' ich, sprechen sollte. Ich hieß Lang mit mir gehen; denn erstlich wünschte ich bei der Unterredung einen Zeugen zu haben und zweitens wollte ich Lang, dem ich aus mancherlei Ursachen mißtraute, nicht mit den preußischen Officieren allein lassen; allein er wurde bedeutet, zurückzubleiben, da man mich nur allein sprechen wolle. Wie die Folge zeigte, war mein Mißtrauen vollkommen gerechtfertigt. Graf Schmettow hatte diesen Menschen bearbeitet; hatte seine Frau nach Dos kommen lassen und ihnen eine Unterredung gestattet, der wahrscheinlich noch andere Verhandlungen folgten; denn Lang versprach den Preußen, wenn die Uebergabe nach unserer Rückkehr vom Kriegsrath nicht beschlossen wurde, ihnen ein Thor zu öffnen, worauf sie

auf ein verabredetes Zeichen einmarſchiren ſollten.*)

Nachdem ich eine Weile in einem Gartenpavillon gewartet hatte, kam der Major. Ich ſagte ihm, ich habe mich nun überzeugt, wie von außen für uns vorläufig keine Hülfe zu erwarten ſei; allein wir wären ziemlich ſtark, hätten noch Proviant und Munition genug, und könnten uns noch lange halten. Deſſenungeachtet glaube ich, daß man nicht abgeneigt ſein würde, die Feſtung zu übergeben, wenn man uns freien Abzug bewillige. Der Major antwortete, „man werde ſich auf Bedingungen nicht einlaſſen, da man ſicher ſei, die Feſtung zu bekommen, denn unſer Proviant werde einmal zu Ende gehen. Da die Preußen Baden doch beſetzt halten müßten, komme es nicht darauf an, ob man um Raſtatt einige tauſend Mann mehr liegen laſſe. Man habe Zeit und könne warten. Uebrigens müſſe ich mir nicht vorſtellen, daß, wenn man auch Uebergabe ohne Bedingungen verlange, die Beſatzung barbariſch behandelt werden würde. Schon die Menge der Theilnehmer an der Revolution mache, daß man zu ſtrenge Maßregeln nicht durchführen könne. Was man von Füſilladen en masse erzählt habe, — mir hatte noch Niemand davon erzählt, und Die in der Feſtung ließen ſich davon nichts träumen — ſei eine Fabel; man werde alle Urſache haben, mit der Milde der Behandlung zufrieden zu ſein.“

Ich bemerkte ihm hierauf, wie ich allerdings glaube, daß man nicht zu ſtrenge gegen das badiſche Militär verfahren werde, wie ich aber fürchte, die Rache möchte auf die Nichtbadener, beſonders auf die Freicorps fallen, und für dieſe möchte wohl wenigſtens freier Abzug zu bewilligen

*) S. 178 des Werkchens von Fickler: In Raſtatt 1849.

ſein, da ſie ſich keinesfalls auf Gnade und Ungnade ergeben, ſondern gewiß irgend einen verzweifelten Entſchluß faſſen würden, der nothwendig auch den Preußen viele Leute koſten müßte. Der Major meinte, man werde es darauf ankommen laſſen; er bemerkte mir aber, wie jeder Tag Verzögerung unſer Schickſal nur verſchlimmere. Bisher hätten wir, wie ich geſagt, weder von den verſchiedenen Erlaſſen des Großherzogs, noch von der Auflöſung der Inſurgentenarmee etwas gewußt; dies ſei nun nicht mehr der Fall und jener Milderungsgrund falle weg. „Genug," ſchloß er, „wir warten."

Sehr niedergeſchlagen verließ ich ihn. Ich mußte geſtehen, Alles, was er ſagte, war ſo verzweifelt richtig, daß ſich dagegen wenig einwenden ließ. Wir waren den Preußen ſicher genug, und die Herren, welche commandirten, wären Thoren geweſen, wenn ſie uns Bedingungen bewilligt hätten. Humanitätsrückſichten gelten nicht, wenn endlich der Moment zur heiß- und langerſehnten Rache gekommen iſt. Schlimmſten Falls konnten noch ein paar Tauſend Demokraten umkommen, woran nichts gelegen, und einige Tauſend Soldaten, woran manchem der Herren auch nichts gelegen, beſonders da ſie in manchen Ländern ohne Handgeld zu haben ſind.

Als wir nach Niederbühl fuhren, bemerkte ich dem Grafen Schmettow, daß die Favorite keineswegs vor unſern Bomben ſicher ſei, und daß ich das Schloß nur geſchont habe, weil ich das unnütze Zerſtören haſſe. Er zweifelte jedoch an der Möglichkeit, dorthin zu ſchießen, und ich verſprach, ihm eine nur mit einem Briefe anſtatt mit Pulver gefüllte Bombe hinzuſenden. Ebenſo verſprach ich, ihm einen Kübel mit Eis zu ſchicken, weil er geſprächsweiſe geklagt hatte, daß es daran in der Favorite gänzlich fehle. Ich

nahm vor Niederbühl von ihm und den beiden andern Begleitern Abſchied.

Am Thore erwartete uns eine Menge Neugieriger; allein ich ſagte Niemanden, wie es draußen ſtehe, bevor ich nicht dem Kriegsrath Bericht abgeſtattet hatte. Daſſelbe ſchärfte ich Lang ein, den ich alsald auf das Schloß beſchied. Er verſprach, ſogleich zu kommen, er wolle nur einen Augenblick nach Hauſe gehen; er kam aber nicht, ſondern rannte unter den Soldaten umher und ſchwatzte wie ein altes Weib. Ich habe ihn auch, ſo viel ich mich erinnere, ſeitdem nicht wieder geſehen, ſondern hörte nur, daß er die Abſicht gehabt, mit ſeinem Bataillon ſogleich in das preußiſche Lager zu marſchiren und ſich zu ergeben; ſein Bataillon hätte das aber für Schurkerei erklärt und nicht gewollt.

Schon auf der Reiſe hatte ich mich über dieſen Major ſchwer geärgert, weil ihm die Feldwebelachſelklappen überall unter den Majorsepauletts hervorſahen. Sobald ein preußiſcher oder anderer Stabsofficier mit ihm ſprach, ſetzte er ſich gleich in Feldwebelpoſitur, und gingen wir auf der Straße, ſo folgte er mir und Schmettow mit dem Feldwebel und dem Unterofficier, die wirklich größere Ehre, als ſolche Geſellſchaft verdienten. Nichts war ſpaßhafter, als wenn es ſich irgendwo auf der Reiſe um Trinkgelder handelte; er wollte nie begreifen, daß es ſich paſſe, dieſelben zu geben, und ich mußte ihn förmlich dazu zwingen. Die badiſchen Feldwebel ſtanden ſonſt in dem Rufe, gern ſelbſt Trinkgelder zu nehmen, und Lang hatte immer die Miene, als warte er auf eins.

Die Officiere, die mich am Thore empfingen, ſagten mir, ſie freuten ſich, daß ich wieder da ſei, denn kaum habe ich die Feſtung verlaſſen gehabt, ſo ſei überall der Teufel los geweſen. Tiedemann ſei völlig übergeſchnappt und treibe

die närriſchſten Dinge. Mit den Soldaten ſei nicht mehr auszukommen, dieſelben thäten, was ſie wollten und gehorchten Niemand mehr. Sie drängen mit Gewalt in das Proviantmagazin und holten, was ihnen gefalle. — Reiter, den ich antraf, ſagte mir, es ſeien höchſtens noch für acht Tage Lebensmittel vorhanden! Ich erſchrak darüber ſehr, denn das war entſcheidend. Bisher hieß es immer, wir hätten noch für mehrere Wochen zu leben. —

Am Abend des Tages, an welchem wir die Feſtung verlaſſen hatten, erhielt Tiedemann ein Schreiben von dem Grafen von der Gröben, in welchem er unſere Abreiſe mittheilte. Beigelegt waren eine Bekanntmachung Brentano's, „die Grabrede, welche dieſer von der Schweiz aus ſeinem Wirken und der badiſchen Revolution gehalten hatte," das Heidelberger Journal und ein Schreiben des alten Tiedemann an ſeinen Sohn, über deſſen Inhalt ich dem durch den Heldentod des Sohnes, mehr als durch ſeine Wiſſenſchaft geehrten Vater zu lieb — kein Wort verlieren will. Ich wollte, ich hätte zehn Söhne, und alle zehn ſtürben ſo ehrenvoll wie Tiedemann!

Dieſer hatte ſich während meiner Abweſenheit Drohungen und perſönliche Beleidigungen aller Art gefallen laſſen müſſen; dazwiſchen trieben die exaltirten Republikaner und die exaltirten Ergebungsphiliſter ihr Spiel und Lumpereien aller Art wurden vorgenommen, die zu erbärmlich ſind, um ſie zu erwähnen. *)

*) Was Herr Fickler von einem provocirten Befreiungsverſuch eines preußiſchen Gefangenen erzählt und von meiner Wiſſenſchaft an dieſem „Schurkenſtreich" fabelt, iſt mir ganz fremd. Ich habe noch nie an einem Schurkenſtreiche Theil genommen. S. Seite 255 des oben erwähnten Buches.

Der Kriegsrath kam gegen Abend in meiner Wohnung zusammen, und ich erstattete ihm treu und gewissenhaft meinen Bericht. Ich erklärte: „Wir hätten nicht mehr die geringste Hoffnung; wir müßten uns unter allen Bedingungen ergeben; wir könnten es höchstens noch einige Tage verzögern, allein damit sei nichts gewonnen, im Gegentheil erbitterten wir dadurch den Feind. Ich würde für ein Durchschlagen stimmen, wenn die geringste Hoffnung auf einen günstigen Erfolg denkbar sei; allein ein solcher Entschluß setze die Truppen dem sichern Verderben aus. Lang sei bereits überall umhergelaufen, habe durch Verkündigung seiner Jeremiaden die Leute entmuthigt, und wir würden nicht den fünften Theil derselben zu einem solchen Entschlusse bewegen. Kämen wir auch an den Rhein, so fänden wir keine Schiffe und würden von den Preußen eingeholt und gefangen, oder niedergemetzelt werden. Unsern Leuten könne unmöglich viel geschehen, da die Menge zu groß sei und aus Egoismus — weil vielleicht für uns Anführer einige Hoffnung des Entkommens sei, — dürfe man nicht ein nutzloses Blutbad herbeiführen."

Meine auf die gesunde Vernunft und die Sachlage gegründeten Vorstellungen fanden Eingang und es ward beschlossen, auf möglichst gute Bedingungen zu kapituliren, indessen auf den andern Morgen den großen Kriegsrath zusammenzuberufen, welcher aus sämmtlichen Officieren und einigen Leuten von jeder Compagnie bestand. Ich mußte lächeln, als ich vernahm, welche sanguinische Hoffnungen Einige unter uns noch hegten. Das mindeste, was man fordern, und worauf man bestehen müsse, sei freier Abzug für alle Fremden, und zwar mit Gepäck und Waffen, welche letztere man erst am Rhein ablegen wollte. Biedenfeld hatte sogar noch jetzt Bedingungen im Sinn, nach welchen die Officiere in ihren Chargen bleiben sollten.

Vor der Versammlung des Kriegsraths hatte der schreibluſtige Tiedemann, ohne daß ich etwas davon wußte, folgendes Schreiben abgeschickt:

„Raſtatt, 21. Juli 1849.

Das Gouvernement der Reichsfeſtung Raſtatt

an

den Herrn K. Gr. v. d. Gröben, G.-L. und commandirenden General des zweiten Corps der Rheinarmee im K. Q. Kuppenheim.

Nachdem die von mir entſandten zwei Officiere ſoeben zurückgekehrt ſind, für deren Beförderung ich danke, berief ich reglementmäßig den Kriegsrath und wird Ihnen bis morgen zwölf Uhr der Beſchluß der Beſatzung unfehlbar zukommen.

Ferner brachte ich in Vorſchlag, ſogleich einen Waffenſtillſtand bis zur beſagten Stunde Morgens zwölf Uhr Ihnen in Antrag zu ſtellen, um weiteres unnützes Blutvergießen in dieſem traurigen Bruderkampfe zu verhindern, und glaube ich im Intereſſe militäriſcher Ehrenhaftigkeit und allgemeiner, gerechter Billigkeit die Genehmigung dieſes meines Vorſchlags von Ihnen gewärtig ſein zu können; bitte mir nur noch heute Kundſchaft hiervon geben zu wollen, um meiner Garniſon hiervon Kenntniß geben zu können.

(L. S.) (gez.) G. R. Tiedemann,
Oberſt.“

Die Antwort des Generals lautete:

„Meine Aufforderung vom zweiten Juli giebt die Richtſchnur. Ich erwarte morgen um zwölf Uhr die Erklärung.

Kuppenheim, 21. Juli 1849.

Der commandirende General.
(gez.) Gr. v. d. Gröben.

An das Commando der Feſtung Raſtatt.“

Um acht Uhr am Morgen des 22. Juli — es war Sonntag — kam im Saal des Schloſſes der große Kriegsrath zuſammen. Tiedemann las meinen Bericht vor, und ich fügte einige Worte hinzu, die ich mit der Verſicherung ſchloß, „daß ich die Uebergabe für nothwendig und längeres Beharren für Unſinn halte.“

Die Aufregung war allgemein. Da waren Viele, welche ſehr große Worte im Munde führten, aber weder etwas Geſcheutes, noch etwas Ausführbares vorbrachten. Nach kurzer Debatte ward beſchloſſen, die Uebergabe der Feſtung auf ſo gute Bedinguugen als möglich einzuleiten; ich ward auf Tiedemann's Vorſchlag beauftragt, die Unterhandlung zu führen und zu dieſem Ende noch dieſen Vormittag mich in's preußiſche Lager zu begeben. Zugleich beſchloß man, — auf weſſen Antrag habe ich vergeſſen — um dem Feinde ein Zeichen des Vertrauens zu geben, daß ich Major von Hinderſin mitnehmen ſolle.

Böning verlangte, daß man in dem Schreiben, welches ich mitnehmen ſollte, die Freiſchärler berückſichtige und bemerken möge, daß dieſe Fremden ſich nicht in das Land gedrängt, nicht die Revolution gemacht hätten, ſondern daß ſie von einer im ganzen Lande anerkannten Regierung in öffentlichen Blättern zum Dienſte derſelben aufgefordert und berufen worden wären.

Nachdem der große Kriegsrath ſehr gedankenvoll auseinandergegangen war, ſetzte ich folgendes Schreiben auf, in welches Tiedemann einige Redeblumen flechten wollte, die er aber auf mein beſtimmtes Verlangen wegließ:

„Raſtatt, den 22. Juli 1849.

Das Gouvernement der Reichsfeſtung Raſtatt

an

den K. Gr. v. d. Gröben, commandirenden General des zweiten Corps der Rheinarmee ꝛc. ꝛc. Corpsquartier Kuppenheim.

Dem großen Kriegsrathe wurde ſoeben durch unſere nach Freiburg und Conſtanz Abgeordneten die Lage der gegenwärtigen Verhältniſſe klar dargeſtellt. Das Reſultat der Berathung war: daß man unter den obwaltenden Umſtänden zwar Willens ſei, die Reichsfeſtung zur Verfügung des Reichs zu ſtellen, für welches man ſie bis jetzt gehalten habe; daß man aber die zu unſern Gunſten ſprechenden Thatſachen dazu benutzen müſſe, über das Schickſal der Beſatzung wenigſtens klare Beſtimmungen zu erhalten.

Die Soldaten und Volkswehren fügten ſich der im Lande beſtehenden und anerkannten Regierung, und fochten für die Reichsverfaſſung, welche ſie noch unter dem Großherzog beſchworen hatten, und welche von dem größten Theil der deutſchen Fürſten anerkannt wurde.

Der Großherzog hatte mit ſeinen Miniſtern das Land verlaſſen, und ſo die Soldaten gezwungen, der an ſeine Stelle ſich ſetzenden Regierung zu gehorchen. Die Proklamationen des Großherzogs, ſind von ihnen fern gehalten worden, und ihnen ebenſowenig zur Kenntniß gekommen, wie das Anbieten von Verzeihung für alle Die, welche ſich bis zum 5. Juni dem Großherzoge wieder unterwerfen würden, da die Feſtung bereits ſeit dem Ende des vorigen Monats ſo eng cernirt war, daß kein Blatt hineingelangen konnte.

Die ſich in der Feſtung befindenden Fremden boten der in Baden allgemein anerkannten Regierung ihre Dienſte zur Aufrechthaltung der Reichsverfaſſung an. Ihre Dienſte wur-

den angenommen, und sie stehen in einer Categorie mit den Truppen.

Die ganze Besatzung, für eine loyale Sache fechtend, glaubt vollkommen in ihrem Rechte gehandelt zu haben, und verwahrt sich daher gegen den Titel Rebellen und die gegen solche gebräuchliche Behandlung. Jetzt, da die provisorische Regierung sich aufgelöst hat, was die Besatzung erst seit heute Morgen weiß, und der Großherzog sein Recht auf die Regierung fernerhin behauptet, — was er durch sein Verlassen des Staats aufzugeben schien — so steht die Besatzung keinen Augenblick an, sich ihrem rechtmäßigen Fürsten zu unterwerfen, und stünde er mit einem Baden'schen Heere vor dem Thore, so würde die Besatzung ihm ohne alles Mißtrauen entgegenziehen. Die Zusicherungen von milder Behandlung aber, die uns von dem Anführer der königlich preußischen Truppen gemacht werden, sind nicht ganz geeignet, die Besatzung zu beruhigen, wenn sie nicht etwas bestimmter gefaßt werden. Da die Besatzung die Festung noch hat, da sie dieselbe noch mehrere Wochen halten kann, während welcher bei dieser bewegten Zeit Ereignisse in den Nachbarländern möglich sind, die den Entsatz zur Folge haben könnten; da ferner durch die sofortige Uebergabe dem Reich große Ausgaben und Schaden erspart werden, so glaubt die Besatzung, daß es wenigstens billig sei, ihre Wünsche zu berücksichtigen: daß nämlich alle Theile der Besatzung, Soldaten, Volkswehren und Fremde, gleichmäßig behandelt werden möchten, oder daß man den Letzteren freien Abzug nach Frankreich oder der Schweiz bewillige.

Um indessen zu zeigen, daß die Besatzung gern auf dem Wege des Vertrauens entgegen kommt, so ist beschlossen worden, daß der gefangene königlich preußische Major des

Generalſtabes Hinderſin zugleich mit dieſem Briefe in das preußiſche Corpsquartier geſchickt werden ſoll.

(L. S.) (gez.) G. N. Tiedemann,
Oberſt."

Auf meinem Wege hielt ich vor Baſtion XXX, um den preußiſchen Major mitzunehmen, der nebſt ſeinem Bedienten in den Wagen ſtieg. Sander, der den Major oftmals im Gefängniß beſucht hatte, drückte ihm die Hand zum Abſchied und der Major ſagte, „er würde deſſen eingedenk ſein, was er verſprochen habe"; wahrſcheinlich ſich für Sander zu verwenden, was auch geſchehen zu ſein ſcheint.

Nachdem wir in Niederbühl einige Zeit hatten warten müſſen, fuhren wir, ich mit verbundenen Augen, in's preußiſche Lager. Mein Kutſcher mußte mit verbundenen Augen am Wege ſitzen bleiben und ein Soldat nahm ſeinen Platz auf dem Bocke ein. Wir hielten, und nachdem ich mit Hülfe des herzukommenden Grafen Schmettow aus dem Wagen geſtiegen war, führte mich dieſer eine Strecke, und am Gemurmel rings um uns entnahm ich, daß wir im Lager waren. Endlich forderte der Graf mich auf, mich tief zu bücken und das Tuch abzunehmen. Wir befanden uns in einem kleinen, runden Zelt, in welchem ein Tiſch mit Schreibzeug nebſt einem Stuhl ſtanden und wo mich der Graf allein ließ.

Der Feldgottesdienſt war grade geendet und nach einiger Zeit des Wartens trat, oder kroch vielmehr Graf Karl von der Gröben, commandirender General des zweiten Corps der Rheinarmee, ins Zelt.

Der Graf war damals ein ſchöner, noch nicht alter Mann; ſeine gelockten dunklen Haare fingen kaum an grau zu werden; ſein Geſicht trug den Ausdruck der Güte und Milde, dem ſein Benehmen und der Ton ſeiner Stimme entſprachen.

Ich übergab ihm mein Schreiben und nachdem er es geleſen, ſagte ich, ich ſei von der Beſatzung von Raſtatt beauftragt, wegen Uebergabe der Feſtung zu unterhandeln. Der Graf mochte wohl am Ausdruck meines Geſichts, wie an dem Schwanken meiner Stimme erkennen, wie ſchmerzlich mich dieſer Auftrag berührte und fand daraus Veranlaſſung zu ſagen, daß das Loos der Beſatzung ein beſſeres ſein würde, als wir Alle erwarteten. Der Großherzog ſei ein milder Herr. Die Truppen, welche ſich in Freiburg ergeben hätten, ſeien auf Fürſprache des Generals von Hirſchfeld ſogleich entlaſſen worden; an ſeiner Fürſprache für uns ſolle es ebenfalls nicht fehlen und er zweifle nicht, daß dieſelbe bei dem Großherzoge ebenſoviel Werth haben werde, als die des Generals von Hirſchfeld. Bedingungen könne man jedoch der Beſatzung nicht zugeſtehen, ſondern verlange die Uebergabe auf Gnade und Ungnade. Dieſes Wort klinge allerdings hart; allein ich ſolle ihm nur Vertrauen ſchenken und ich werde ſehen, daß er daſſelbe rechtfertigen würde. Auf meine Frage, was man wohl mit der Beſatzung beabſichtigte, antwortete er, „daß man nur mit einigen der Hauptanführer ein Verhör anſtellen und die gemeinen Soldaten wahrſcheinlich ſogleich entlaſſen werde.“

Ich erwiderte ihm, wie ich kaum glaube, daß namentlich die Freiſchaaren ſich auf Gnade und Ungnade ergeben würden. Hier befehlige der Prinz von Preußen und ich würde es daher vorziehen, direct mit dem Großherzog zu unterhandeln. Die Beſatzung beſtehe größtentheils aus ſeinen Unterthanen und er müſſe nun ſo eher zur Milde geneigt ſein, als ja alle ſeine Bekanntmachungen, ſeine Verkündigungen von Verzeihung für die Rückkehrenden, die doch den Zweck gehabt Eindruck zu machen, dieſen Zweck nicht hätten erreichen können, da ſie uns wegen der ſtrengen Umſchließung von Raſtatt gar nicht bekannt ge-

worden wären. Jetzt, da wir sie kennten, seien wir ja bereit uns zu unterwerfen, und ich nähme für die Besatzung die Amnestie in Anspruch, welche am sechsten Juli für alle Diejenigen erlassen worden sei, die bis zum fünfzehnten zum Gehorsam zurückgekehrt sein würden.

Der Graf erinnerte sich dieser Verordnung und glaubte, sie müsse noch auf seinem Schreibtische, oder beim Civilkommissär liegen. Jedenfalls solle uns Alles zu gut kommen, was irgend welchen andern der aufständischen Truppen zu gut gekommen sei. Er wolle gleich nachsehen, ob er jene Bekanntmachung nicht finde. Was die directe Unterhandlung mit dem Großherzog angehe, so werde sich das umsoeher machen lassen, als sich derselbe in Mainz aufhalte, wohin man ja mit der Eisenbahn bald gelangen könne.

Der General ging und schickte den Grafen Schmettow. Es war außerordentlich heiß an diesem Tag und in dem niedrigen Zelte herrschte solche Schwüle, daß man es kaum darin aushalten konnte. Um einen Luftzug herzustellen wurde das Zelt an verschiedenen Stellen von der Erde gelöst; Graf Schmettow legte sich am Eingang auf die Erde, um so viel Luft als möglich zu haben. Da ich einen brennenden Durst bekam, bat ich um etwas Wasser. Man brachte fast ungenießbares Murgwasser, welches erst trinkbar wurde, als Schmettow Zucker und Wein kommen ließ. Wenn die Preußen kein anderes Wasser tranken, so war es nicht zu verwundern, daß Krankheiten in ihrem Lager überhand nahmen, die überhaupt durch den in der letzten Zeit gefallenen Regen sehr begünstigt wurden. Es war so feucht, daß die Soldaten ihr Brod nicht trocken halten konnten und es an Leinen im Zelt aufhängen mußten, von denen es, vom Regen durchweicht, oft von selbst herabfiel. So erzählten mir preußische Soldaten.

Einige Stunden mußte ich in der Mittagshitze in dieſem Dampfbade zubringen, bis der General zurückkam. Er war bei dem Prinzen von Preußen geweſen und aus dem bekümmert-verlegenen Ausdruck des Geſichts ſchloß ich, daß dieſer andere Anſichten in Bezug auf unſer Schickſal hatte als der Graf. Nachdem Graf Schmeitow uns verlaſſen, ſagte Gröben, daß er die großherzogliche Bekanntmachung, von der wir geredet, nicht gefunden, der Civilkommiſſar müſſe ſie haben; allein derſelbe ſei nicht zu Hauſe. Er habe hier eine andere Bekanntmachung, wenn auch nicht die richtige und fragte mich, ob ich ſie kenne?

Es war die Verkündigung der — Standgerichtsgeſetze! Ich ſagte der Wahrheit gemäß, ich ſehe ſie zum erſtenmal, meinte aber lächelnd, es könne dem Großherzog wohl ſchwerlich einfallen danach zu handeln, wolle er nicht ſein Land ruiniren. Verfahre man nach dieſen Geſetzen, gegen welche die des Drakon milde wären, ſo könne man zwei Fünftel der Badener erſchießen und zwei Fünftel ins Zuchthaus ſtecken. „Nun ſehen Sie wohl!“ ſagte der General, „ſchon die Menge der Schuldigen verbietet eine Anwendung.“ Jede ſeiner Aeußerungen ging dahin, mir die Ueberzeugung einzuflößen, daß man dieſe Standgerichtsgeſetze nicht auf uns anwenden werde. „Ich erinnere mich“, ſagte er, „ſehr wohl der Bekanntmachung, von der Sie ſprachen, und es iſt mir recht fatal, daß ich ſie nicht finden kann; indeſſen verlaſſen Sie ſich darauf, daß Alles, was andern Ihrer Truppen irgendwo zu gut gekommen iſt, auch der Beſatzung von Raſtatt zu gut kommen ſoll.“ — Ich hatte keinen Grund, dieſe Nichtanwendung der Standgerichtsgeſetze zu bezweifeln, um ſo mehr, da ich in den auf meiner Reiſe geleſenen Journalen kein Wort von ſtandrechtlichem Verfahren gegen die in Mannheim und anderswo gefangenen Theilnehmer

der Revolution geleſen hatte. Unverantwortlich und von böſen Abſichten unwiderlegbar zeugend iſt es, daß die großherzoglichen Bekanntmachungen, welche doch für uns beſtimmt waren, nicht in die Feſtung geſchickt wurden. Gab man uns dabei noch ſichere Nachricht von dem Schickſal unſerer Armee, ſo bin ich überzeugt davon, daß die Uebergabe ſogleich ſtattgefunden haben würde; allein damit wäre Manchem nicht gedient geweſen; man wollte Rache.

Der Graf ſchien perſönlichen Antheil an mir zu nehmen und äußerte ſpäter, daß er ſich in der That zu mir „hingezogen gefühlt habe"; er ſagte mir mit dem Ausdruck aufrichtigen Wohlwollens, wie ſehr er bedaure, mich in dieſe traurige Angelegenheit verwickelt zu ſehen und meine Bemühungen in Bezug auf die Uebergabe von Raſtatt würden gewiß auf die Milderung meines Schickſals Einfluß haben. Da mir dies eine Andeutung ſchien, mich zu irgend welchen perſönlichen Forderungen zu veranlaſſen, ſo erwiderte ich etwas raſch und achſelzuckend: „Ich habe nun einmal dieſen Weg eingeſchlagen und dieſen muß ich auch fortgehen"; womit ich nur ſagen wollte, daß Geſchehenes ſich nicht ändern laſſe und ich die Folgen meiner Handlungsweiſe tragen müſſe. Perſönliche Rückſichten leiteten mich nicht bei meinen Bemühungen, ich handle nach Pflicht und Gewiſſen und im Auftrage der Beſatzung von Raſtatt. — Im Laufe des Geſpräches ſagte der General, die Preußen erſtrebten einzig und allein die Einheit Deutſchlands; auch er trage ein Herz für Deutſchland in der Bruſt und habe für Deutſchlands Freiheit gefochten, obwohl er nicht zum Soldaten beſtimmt geweſen ſei.

Der General verließ mich noch einmal und blieb ziemlich lange aus. Er hatte am Morgen bei meiner Ankunft mir vorgeworfen, daß wir geſtern Abend den Bahnhof in Brand geſteckt hätten; ich ſagte ihm jedoch, daß dies ohne

Befehl und ſicher nicht durch unſere Leute geſchehen ſei, welche gar kein Intereſſe dabei haben könnten, dies Gebäude zu zerſtören. Jetzt ſagte er mir', daß es durch ſeine eigenen Truppen geſchehen ſei, die auch ſchon, um ferneres Einſammeln des Getreides zu verhüten, dies an verſchiedenen Stellen in Brand geſteckt hatten.

Die mehrerwähnte großherzogliche Bekanntmachung hatte ſich noch nicht gefunden und ſollte ſich vermuthlich nicht finden; allein Gröben wiederholte die gemachten Zuſicherungen, und als ich für die Fremden nochmals freien Abzug begehrte, ſagte er, es müſſe bei der Uebergabe auf Gnade und Ungnade bleiben, ich ſolle aber Vertrauen zu ihm haben. „Excellenz," ſagte ich, „ich will es darauf wagen; ich will dem großen Kriegsrathe mittheilen, was Sie mir verſprochen haben und hoffen, daß derſelbe mein Vertrauen theilt. Morgen werde ich Ew. Excellenz die Antwort bringen." Der General gab mir die Hand und verließ das Zelt. Ich fuhr gleich darauf mit ſchwerem Herzen nach der Feſtung zurück. Es war fünf Uhr Nachmittags; mein Kutſcher ſaß noch immer am Wege mit verbundenen Augen und blinzelte unter dem Tuche hervor zum Amüſement der Soldaten.

In der Feſtung konnte man gar nicht begreifen, wo ich ſo lange blieb. Ich ließ ſogleich den kleinen Kriegsrath in meine Wohnung berufen, um ihm den Erfolg meiner Sendung mitzutheilen. Durch Schmettow war ich an den verſprochenen Kübel mit Eis erinnert worden; Tiedemann geſtattete ſeine Abſendung durch einen Dragoner; ſtatt der gleichfalls verſprochenen Bombe, die zu unglücklich fallen konnte, da der Prinz in Favorite war, ſchickte ich ſechs weniger gefährliche Flaſchen Champagner und einige Zeilen an Graf Schmettow. Der Wein ſoll zurückgeſandt worden ſein.

Ich kann mir durchaus nicht erinnern, daß ich ein Schreiben des Grafen Gröben mitgenommen habe; ja ich möchte faſt mit Beſtimmtheit das Gegentheil behaupten; allein es hat ſich Folgendes vorgefunden:

„Preußen kämpft nicht für ſich, ſondern für Deutſchlands Einheit, für ſeine wahre Freiheit. Zunächſt in Baden für Se. Königliche Hoheit den Großherzog von Baden.

Wenn die Beſatzung ſich den vor Raſtatt ſtehenden preußiſchen Truppen ergibt, ſo ergibt ſie ſich ihrem rechtmäßigen Landesherrn.

Die Uebergabe erfolgt aber dann nur auf Gnade und Ungnade.

Auf beſonders zu bewilligende Bedingungen kann nicht eingegangen werden. Ich werde mich jedoch dahin verwenden, daß der Beſatzung all diejenigen Rückſichten zu Theil werden, welche die Umſtände geſtatten.

Im Lager vor Kuppenheim, den 23. Juli 1849, um 3½ Uhr.

Der commandirende General,
(gez.) Gr. v. d. Gröben.“

Die Mitglieder des Kriegsrathes waren ſehr beſtürzt über meine Mittheilungen und konnten ſich nicht an die Zerſtörung der Hoffnungen gewöhnen, die ſie noch am Tage vorher trotz meiner nackten Darlegung der Verhältniſſe, genährt hatten. Es iſt ein beſtändig von mir an unſerer Partei gerügter Fehler, daß man auf Täuſchungen ſo ſehr viel gibt. Daß man die Gegner und zu Zeiten auch die Maſſe unſerer Partei täuſcht oder, was daſſelbe iſt, Facta günſtiger darſtellt, als es ſich mit der Wahrheit verträgt, mag hin und wieder durch die Klugheit gerechtfertigt und als ebenſo erlaubt betrachtet werden wie eine Kriegsliſt; daß man ſich aber fortwährend ſelbſt täuſcht, ja täuſchen will und die

nackte Wahrheit und Jeden der sie sagt, förmlich fanatisch von sich stößt, ja daß die Führer, die doch vor allen Dingen nach klarer Uebersicht streben sollten, sich um die Wette überbieten einander Lügen aufzubinden, das ist eine unbegreifliche Praxis, für deren Bezeichnung ich keine Worte zu finden weiß! Auch in Rastatt gab es selbst unter den Führern Leute, die sich an eine lügenhafte Auffassung der Verhältnisse so gewöhnt hatten, daß sie die Wahrheit gar nicht begreifen konnten. Ich mußte alle Kraft der Rede und Logik aufbieten, die sämmtlichen Mitglieder des Kriegsrathes zu dem vollen, klaren Bewußtsein unserer trostlosen Lage zu bringen. Es wäre vielleicht noch möglich gewesen, durch eine vernünftige Eintheilung der Lebensmittel in den Magazinen und Bürgerhäusern, durch Verkürzung der täglichen Rationen auf die Hälfte, durch Schlachten der überflüssigen Pferde und ähnliche Mittel, die Festung noch für mehrere Wochen zu halten, wenn die Besatzung nicht in einem solchen unbotmäßigen Zustande gewesen wäre. Doch ich würde mir zugetraut haben, den guten Geist und die Ordnung in der Festung wiederherzustellen, ja die Besatzung mit Begeisterung zu erfüllen, wenn ich durch die Aussicht auf Erreichung eines großen, unsere Sache förderuden, vernünftigen Zweckes unterstützt worden wäre; allein ein solcher war nicht vorhanden. Nach meiner vollkommenen Ueberzeugung mußte ich im Interesse der Humanität, der Besatzung selbst, ja unserer Partei, Alles thun, was in meinen Kräften stand, die Uebergabe der Festung zu bewirken, nachdem ich, solange es vernünftig, ja noch ein Schein von Hoffnung für uns vorhanden war, mehr als Einer in Rastatt gethan hatte, die Uebergabe zu verhindern.

Hirnverbrannte Demokraten, die mit der Zunge ungeheure Thaten vollführten, wenn keine Gefahr vorhanden war

und mit ihren flinken Beinen noch ungeheuerere, wenn die Gefahr ſich nahte; ſolche Leute haben mich wegen der Uebergabe von Raſtatt Verräther genannt; ja ſie haben die großen Summen aufgezählt, für welche ich die Feſtung an die Preußen verkauft haben ſoll; allein was geſchehen hätte können, das haben dieſe Leute nicht angegeben, oder was ſie angaben war ebenſo abgeſchmackt wie all ihr Thun.

Was wäre dadurch gewonnen geweſen, wenn wir uns bis zum Aeußerſten gehalten hätten, wenn auch der Zuſtand der Beſatzung eine Zögerung erlaubt hätte? — Nichts als der Tod von ſechstauſend braven Menſchen und der Preußen, unſerer deutſchen Brüder, welche ſie ſterbend getödtet hätten; die Zerſtörung einer Stadt, der Ruin unzähliger Familien und ein größerer Triumph der andern Partei. „Nein!“ ſchreien meine Maulhelden, „ewiger Ruhm wäre Euch zu Theil geworden; ja das Volk wäre aufgeſtanden, hätte Euern Heldentod gerächt, wie ein Phönix hätte die Freiheit ſich verjüngt aus dem brennenden Raſtatt erhoben, die Tyrannei wäre geſtürzt worden — (und wir wären wieder Redacteure lukrativer Journale, mit guten Diäten verſehene Deputirte und phraſenſchleudernde, aufgeblähte Clubpräſidenten oder was wir ſonſt waren)!“ — Die Geſchichte würde unſere zweckloſe Aufopferung einen Narrenſtreich genannt, das Volk würde ſie im erſten Jahr vergeſſen haben und es würden noch mehr ehemalige Volksführer „zur Einſicht“ und guten Poſten gekommen ſein, als es ſo der Fall geweſen iſt.

Es gehörte einige Selbſtverläugnung von meiner Seite dazu, zur Uebergabe zu rathen; denn bei einem wahnſinnigen Verſuch zum Durchſchlagen, würde ich, wenn ich gewollt hätte, nicht nur haben entſchlüpfen, ſondern auch noch den Namen eines Helden ernten können, obwohl ich dann den eines Verräthers verdient hätte. Es wäre nicht ſchwer ge-

weſen, ein paar tauſend Mann zu einem ſolchen verzweifelten Verſuch zu bewegen; die braven Freiſchaaren, die am meiſten zu fürchten hatten, wären ſicher gefolgt. Ich hätte Maßregeln getroffen, die Aufmerkſamkeit des Feindes auf einen andern Punkt zu lenken und würde mich mit aller Macht auf einen Punkt am Rhein geworfen haben, welchen wir ohne große Schwierigkeit genommen und für eine kurze Zeit behauptet haben würden. Nun hätte man Mittel geſucht, über den angeſchwollenen Rhein zu kommen; Einzelne hätten ſich gerettet; — die Preußen wären herangedrängt; — den Säbel in der Fauſt hätte ich geſchrieen: „Mir nach tapfere Brüder!“ und wäre mit meinem langen Rappen heldenmüthig zuerſt in den Rhein geſetzt. — Ich wäre hinüber gekommen, denn ich ſchwimme wie ein Fiſch; allein meine „tapfern Brüder“ wären im Rhein ertrunken, oder von den Preußen jämmerlich niedergemetzelt worden. Die demokratiſchen Blätter würden Lieder auf den „Helden Corvin“ geſungen haben, — während dieſer, in der Ueberzeugung, daß er wie ein Schuft gehandelt, ſich wahrſcheinlich eine Kugel durch den Kopf gejagt haben würde. — Ich habe gehandelt, wie ich von Freiburg meiner Frau ſchrieb, „wie es Humanität, Ehre und die Umſtände“ erlaubten und jetzt, nachdem ich weiß, was ich damals nach den Verſprechungen des Grafen Gröben in Bezug auf die Beſatzung nicht denken konnte, nachdem ich ſelbſt in Folge meiner Handlungsweiſe mehr gelitten habe als kaum ein anderer Theilnehmer an der Revolution, — auch jetzt noch ſegne ich meinen Entſchluß; *denn jeder andere, zu dem ich die Beſatzung vielleicht hätte beſtimmen können, würde mehr Blut und mehr Thränen gekoſtet und der Sache, der ich mein Leben gewidmet, weniger genützt haben.*

Man verzeihe mir dieſe Abſchweifung; kehren wir in den Kriegsrath zurück. — Nachdem ich ein klares Bild unſerer Hülfsloſigkeit entworfen hatte, prüfte ich, was wir im Fall unſerer Uebergabe auf Gnade und Ungnade zu fürchten, was wir von den Umſtänden, allgemeinen Rückſichten und dem Verſprechen des Generals von Gröben zu erwarten hätten. Ich ſchilderte der Wahrheit gemäß den Eindruck den derſelbe auf mich gemacht, ich wiederholte ſeine Worte, malte den Ausdruck ſeiner Miene und ſprach die Ueberzeugung aus, daß ich ihn für einen menſchlichen, wohlmeinenden Mann von Ehre halte, der keines Betruges fähig und Willens ſei, ſeine Verſprechungen wahr zu machen. Meine Kameraden hörten mich ernſt an; ſie wußten, daß ich es ehrlich meinte, daß ich meine innerſte Ueberzeugung ausſprach und Verſtand und Vorurtheilsfreiheit genug beſaß, die Umſtände zu beurtheilen; ſie beſchloſſen die Uebergabe auf Gnade und Ungnade und die Berufung des großen Kriegsrathes für den andern Morgen.

Ich ſehe den ganzen Kriegsrath noch ſo lebhaft vor mir, daß ich die Scene malen könnte. Links von mir am Fenſter Tiedemann, rechts Biedenfeld, neben ihm Böning, dann Jacobi, Heilig und die Andern im Kreiſe umher, Leiner, der das Protokoll führte, auf dem Sopha. Es war ein erhebender Augenblick, als die Mitglieder des Kriegsrathes mit feſter Hand das Protokoll und muthmaßlich damit ihr Todesurtheil unterſchrieben; denn über unſer Schickſal machten wir uns keine Täuſchung mehr, wenn auch einige nicht grade an den Tod dachten; ich für meine Perſon war darauf gefaßt.

Als der Kriegsrath aufgehoben war, fragte Böning mit unſicherer Stimme, und Lefebre fragte ihm mit den Augen nach: „Aber Corvin, was wird denn aus uns?“ —

Ich antwortete: „Wir thun unſere Schuldigkeit als Männer von Ehre und opfern uns für unſere Leute; ein guter Hirte giebt das Leben für ſeine Schaafe.“ — Noch ſeh ich, wie der alte Böning darauf, ſein graues Haupt mit beiden Händen faſſend, gebeugt und wortlos zur Thür hinausging, während der rüſtigere Lefebre nach Fort B eilte, in der Abſicht, die Flüchtlingslegion zu verſammeln und zu irgend einem verzweifelten Schritte zu bewegen. Ich rief ihm warnend zu, an das Beſte Aller zu denken und ſchickte einige zuverläſſige Perſonen nach, um womöglich unüberlegte Schritte zu verhüten, welche Alle ins Verderben ſtürzen konnten.

Ich ſelbſt ging in die Stadt, welche ich in lebhafter Aufregung fand. Die Nachricht von der Botſchaft, die ich gebracht, und der Beſchluß des Kriegsrathes hatten, ſich ſchnell verbreitet, obgleich letzterer eigentlich bis zum andern Morgen geheim hätte bleiben ſollen. Ueberall hatten die Soldaten Gruppen gebildet und tauſchten ihre Befürchtungen aus. Ich miſchte mich unter ſie, ermuthigend und tröſtend. Mit ſchmerzlicher Genugthuung ſah ich, daß meine Worte niemals ihren Zweck verfehlten, und wie mir von allen Seiten Beweiſe der Achtung, des Vertrauens und der Liebe gegeben wurden. So ſtrenge ich auch war, nie hat ein Officier, Soldat oder Freiſchärler einem Befehl von mir keine Folge geleiſtet, oder mir eine naſeweiſe Antwort gegeben.

Tiedemann erließ folgende Bekanntmachung!

„Kameraden! Mitbürger! Morgen früh acht Uhr wird der große Kriegsrath in dem Lokal, wo er heute verſammelt war, von Neuem berufen, um die Antwort, welche uns vom preußiſchen Lager geworden iſt, mitgetheilt zu erhalten. Ich erwarte erforderlichen Ernſt und keinerlei Exceſſe, damit wir am Ende unſere edle Sache nicht beſudeln mit Vergehen und

Verbrechen. Die Preußen haben um einen Kübel Eis gebeten, welcher ihnen durch einen Unterofficier überſandt werden wird. Der Gouverneur:

G. N. Tiedemann, Oberſt."

Während der Nacht fielen in der Stadt Exceſſe vor, wie ſie wohl auf Schiffen, die dem Untergange nahe ſind, ſtattzufinden pflegen. Soldaten hatten die Magazine erbrochen und allerlei Gewaltthätigkeiten verübt, welche die Einwohner mit gerechten Beſorgniſſen erfüllten.

Soldaten von verſchiedenen Lünetten waren truppweiſe deſertirt und größere Abtheilungen hatten die Abſicht geäußert, daſſelbe zu thun, „wenn die Geſchichte noch lange daure." Hätten die Preußen in dieſer Nacht einen Angriff gemacht, die Feſtung wäre ohne Mühe in ihre Hände gefallen.

Montag, am 23. Juli, war der Schloßhof voll Soldaten und Freiſchärler, die alle nach der Montirungskammer oder der Kaſſe wollten, um noch einige Fetzen Tuch, oder andere nutzbare Gegenſtände für ſich aus dem Schiffbruch zu retten.

Unter ziemlichem Tumult kam der große Kriegsrath zuſammen; allein auch Andere drangen in den Saal und ich machte mich auf ſtürmiſche Auftritte gefaßt. Die Sache ging indeſſen ruhiger ab, als ich erwarten konnte. Ich ſagte der Verſammlung ungefähr daſſelbe, was ich dem kleinen Kriegsrath geſagt. Alle ſahen ein, daß wir, welche die Uebergabe bereits beſchloſſen, mehr zu fürchten hatten als ſie Alle, und dieſer Gedanke verfehlte ſeinen Eindruck nicht.

Wenn ich auch das früher angeführte Schreiben des Generals von Gröben vom 22. Juli um $3^1/_2$ Uhr, in dieſer Verſammlung nicht vorlas — weil ich es nicht hatte; möglich, daß es nach meiner Rückkehr an Tiedemann gelangte — ſo

ſprach ich doch mit ganz beſtimmten Worten aus, daß die Uebergabe auf Gnade und Ungnade erfolgen müſſe; mit der vollen Kenntniß dieſes Umſtandes wurde ſie beſchloſſen und ich damit beauftragt, die Unterhandlung ſo gut es mir möglich ſein würde, zu Ende zu bringen.

Nun trat Tiedemann auf und verlangte, daß die Uebergabe noch im Laufe des Tages ſtattfinden ſolle, da bei der Zügelloſigkeit der Beſatzung die größte Gefahr für die Stadt vorhanden ſei. Kein Menſch ſei mehr auf ſeinem Poſten und die Preußen könnten während der Nacht die Feſtung einnehmen und ſie dann als eine erſtürmte behandeln. Biedenfeld und andere Officiere unterſtützten dieſe Anſicht durch Erzählung trauriger Thatſachen.

Mir ging das nun eigentlich zu ſchnell; ich hoffte durch geſchicktes Laviren die Preußen doch noch zu bewegen, die directe Unterhandlung mit dem Großherzog zu geſtatten. Man ging aber darauf nicht ein mit Rückſicht auf die erwähnten Verhältniſſe, welche eine Beſchleunigung der Uebergabe erforderten, doch überließ man mir es, den Verſuch zu machen.

Ein aus dem Schloßhof heraufſchallender wüſter Lärm beſtätigte die im Kriegsrath ausgeſprochenen Befürchtungen. Ich eilte hinab und ſah Artilleriſten, Dragoner, Infanteriſten und Freiſchärler die Montirungskammer ſtürmen und mit ganzen Ballen geſtohlenen Tuches davon eilen. Die Beamten der Kammer und einzelne gutgeſinnte Soldaten ſuchten ihnen zu wehren; Officiere ſtürzten ſich in das Gewühl, ohne daß ihren Befehlen Folge geleiſtet worden wäre. Um dieſem Unweſen ein Ende zu machen, wurden die beiden Alarmgeſchütze, jedoch vorerſt nur blind geladen, gegen die keckſten Haufen abgefeuert und ein Mann an der Hand verwundet,

worauf die Menge auseinanderstob, besonders als sie den Befehl hörte, mit Kartätschen zu laden.

Als ich mich fertig machte, in das preußische Lager zu fahren, kam Biedenfeld und sagte, er wolle mich begleiten, um das Nöthige wegen des Ausmarsches der Truppen bei der Uebergabe zu vernehmen; in meine Unterhandlungen wolle er sich nicht mischen. Möglich, daß seine Begleitung auch noch einen andern Zweck hatte, ich weiß es nicht; allein mir war sie ganz recht, da sie mich jedenfalls gegen spätere Nachrede sicher stellte; denn ich war darauf gefaßt, daß Leute, welche die Verhältnisse nicht kannten, mich schief beurtheilen würden; wie weit sie in dieser Hinsicht gehen würden, ahnte ich aber wirklich nicht! Ich hielt es jedoch nicht für anständig, daß Biedenfeld mich gewissermaßen so als Mitläufer begleite, und setzte meiner Vollmacht, mit Tiedemanns Einwilligung, noch den Namen Biedenfelds bei. Diese Vollmacht lautete:

Rastatt, den 23. Juli 1849.

Das Gouvernement der Reichsfestung Rastatt.

Vollmacht.

Der Oberst von Biedenfeld, Commandeur des dritten Regiments und Oberstlieutenant und Chef des Generalstabes, Otto von Corvin-Wiersbitzki, erhalten hiermit von mir und der gesammten Besatzung die Vollmacht, wegen der Uebergabe der Reichsfestung Rastatt, nach den ihnen ertheilten mündlichen Instructionen, mit dem Befehlshaber des Belagerungsheeres zu unterhandeln und definitiv abzuschließen.

Der Gouverneur:

(gez.) G. R. Tiedemann,

Oberst.

Zugleich hielt Tiedemann es für nöthig, noch ein Schreiben an den General v. d. Gröben mitzugeben; es war wie das letzte und lautete:

„Rastatt, den 23. Juli 1849.
Das Gouvernement der Reichsfestung Rastatt.
an
den Herrn Grafen v. d. Gröben ꝛc.

In Beantwortung Ihres Gestrigen, in untenstehendem Betreffe, theile ich Ihnen den Beschluß der Besatzung von Rastatt mit, welcher dahin lautet, sich Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzoge zu ergeben, und spreche ich die feste Ueberzeugung aus, daß die in unsern Reihen sich befindenden Fremden billiger und gerechter Weise betrachtet und behandelt werden möchten als solche, welcher einer von einem ganzen Lande anerkannten Regierung ihre Dienste anboten, und durch sie bedienstet, ja daß dieselben durch öffentliche Blätter aufgefordert wurden; auch befindet sich meines Wissens keiner der Rädelsführer der Bewegung in unserer Mitte.

Ihre Gefangenen wurden entlassen.

(L. S.) Der Gouverneur.
(gez.) G. N. Tiedemann,
Oberst."

Gegen zehn Uhr Morgens fuhren wir in das preußische Lager; wir fanden die preußischen und anderen Gefangenen, einige vierzig Mann, bereits vor Niederbühl. General v. d. Gröben schien die Nachricht, daß wir die Festung noch heute übergeben wollten, mit vielem Vergnügen zu vernehmen, und ich besprach mit ihm die Punkte der Kapitulation; denn wenn auch keine eigentlichen Bedingungen zugestanden werden sollten, so hoffte ich doch irgend etwas in die Kapitulation

mit aufgenommen zu ſehen, was mit dem Verſprechen des Generals in Einklang ſtand.

Während wir noch darüber ſprachen, kam eine ſchriftliche Meldung, die den Grafen zu überraſchen ſchien: Hauptmann X. ſei im Fort A. Der General theilte uns die Meldung mit und ſagte: „Ich will von dieſem Umſtand keinen Gebrauch machen, ſondern den Befehl ertheilen, daß der Hauptmann ſich zurückzieht.“ — Ein Deſerteur aus der Feſtung wollte ſich durch die Preußen ſchleichen; er wurde erwiſcht und der preußiſche Officier ließ ihn in die Feſtung zurückbringen, „da man den Kerl doch ſchon bekomme.“ Die badiſchen Soldaten und Bürger luden die preußiſche Patrouille zum Frühſtück ein, was dieſelbe annahm. General von Cölln, beſorgt wegen des Ausbleibens der Patrouille, hatte eine Compagnie nachgeſchickt und man ihr ohne Umſtände die Thorwache übergeben. Auf Befehl des Grafen Gröben zog ſich die Compagnie zurück.

Die Kapitulation kam endlich zu Stande: Nachdem wir dieſelbe verabredet hatten; ſchrieb ſie Graf Gröben eigenhändig nieder; ſie lautet wie folgt:

Verhandelt im Lager zu Niederbühl den 23. Juli 1849.

Es erſchienen unter heutigem Dato als Abgeſandte der Beſatzung der Feſtung Raſtatt die in den beiliegenden Dokumenten als Oberſt v. Biedenfeld und Oberſtlieutenant Otto v. Corvin-Wiersbitzki Bezeichneten, mit Vollmacht ausgerüſtet, um über die Uebergabe der Feſtung Raſtatt zu unterhandeln. —

Als Bedingungen wurden feſtgeſetzt:

1) Die Beſatzung unterwirft ſich auf Gnade und Ungnade Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog von

Baden, und ergiebt sich den vor der Festung stehenden preußischen Truppen. Sie nimmt dabei die Gnade Seiner Königlichen Hoheit in Anspruch, die andern Truppen unter ähnlichen Verhältnissen bewilligt sein soll. Eine feste Zusage kann der kommandirende General des 2. Armeecorps nicht geben, wird aber seine gestern gegebene Verheißung zu erfüllen bemüht sein.

2) Heute Nachmittag um drei Uhr wird das Fort C den preußischen Truppen übergeben, welche zum Ottersdorfer Thor einrücken, und von einem Officier der Besatzung werden geführt werden. — Dieser Officier meldet sich schon in Rheinau bei dem Oberst von Rommel.

3) Die Besatzung rückt in drei Kolonnen heute um fünf Uhr und zwar möglichst gleichmäßig vertheilt aus; voran die Artillerie, dann Linie, dann Volkswehr — die Kavallerie zu Fuß (unter Zurücklassung der Pferde).

4) Auf dem Glacis werden sämmtliche Waffen abgelegt, das Gepäck der Officiere wird auf Wagen aus der Festung, unter preußischer Bedeckung, nachgeführt. Die höheren Führer können zu Pferde sein.

5) Der Kommandant übergiebt einem preußischen Officier, welcher um zwei ein halb Uhr als Parlamentär sich bei der Festung ankündigt, das Verzeichniß sämmtlicher vorhandenen Truppentheile, nach Waffen geordnet, sämmtlicher Geschütze, Gewehre, Munition, Provision, Pläne und Alles dessen, was zur Ausrüstung der Festung gehört.

6) Die preußischen Truppen werden am Iffezheimer Walde, um vier ein halb Uhr, bei Niederbühl und an der

Carlsruher Straße im Nieder-Raſtatter Walde ſtehen und die Beſatzung daſelbſt in Empfang nehmen.

7) Die Bürgerwehr legt heute um zwei ein halb Uhr Mittags auf dem Rathhauſe die Waffen ab.

Im Auftrag des kommandirenden Generals des 2. Corps der Rheinarmee, Generallieutenants Grafen v. d. Gröben.

(gez.) v. Alvensleben,
Major im Generalſtabe.

(gez.) v. Biedenfeld, (gez.) v. Corvin-Wiersbitzki,
Oberſt. Oberſtlieutenant.

Graf Gröben hatte, „um uns das demüthigende des Gewehrſtreckens zu erſparen," den Ausweg gewählt, daß wir die Waffen auf dem Glacis niederlegen ſollten. Das Exemplar, welches Biedenfeld und ich unterzeichneten, war von der eigenen Hand des Grafen geſchrieben und wurde von ihm ſogleich vor das Zelt hinausgegeben, wo es mehrmals copirt wurde. Unterdeſſen kam der Graf nochmals in das Zelt und theilte uns den Wunſch mit, daß die Officiere keine Epauletts tragen möchten, da doch mehrere der Linienofficiere früher eine niedrigere Charge bekleidet hätten. Dieſen Wunſch hatte wahrſcheinlich ein badiſcher Officier ausgeſprochen.

Ob die Kapitulation, die ich oben angeführt habe, ganz genau bis auf die Sylbe mit dem vom Grafen geſchriebenen und von mir unterzeichneten Original übereinſtimmt, vermag ich nicht mehr mit Beſtimmtheit zu behaupten; die Copie, welche uns in die Feſtung mitgegeben wurde, unterſchrieb im Auftrage des Generals ein Major des Generalſtabes von Alvensleben.

Sehr niedergeſchlagen, wenigſtens was mich betrifft, kehrten wir nach Raſtatt zurück. Biedenfeld aber ſchien ganz vergnügt und ſagte, er wolle zum Niederbühler Thor hinaus-

ziehen, mit fliegenden Fahnen und mit — Musik. Ich fragte ihn, ob er wahnsinnig geworden sei? allein er wollte sich nicht davon abbringen lassen.

Beim Abschied hatte General Gröben mich dringend aufgefordert Alles aufzuwenden, bei der Uebergabe Excesse zu verhindern und daß nicht etwa geschossen werde. Die Landwehr sei sehr erbittert und wenn man sie reize, sei für nichts zu stehen; man thue zwar was man könne, die Disciplin zu erhalten, allein —. Ich versicherte mein Möglichstes thun zu wollen, und er versprach „meiner zu gedenken," wenn die Uebergabe pünktlich nach der Kapitulation und ohne Störung vor sich gehen würde. Ich dachte an die berühmten Mißverständnisse und daran, daß man in der Geschichte genug Beispiele von Treulosigkeit kennt, wo trotz aller Kapitulationen wehrlose Besatzungen niedergemetzelt wurden; allein ich dachte auch wieder an das edle Gesicht des Grafen Gröben, und alle Besorgnisse, daß er seinen Namen durch solche Schandthaten beschmutzen könnte, verschwanden; es war indessen doch gut, daß es mir damals nicht auffiel, wie er die Kapitulation nicht eigenhändig unterschrieben, sonst möchte mich doch vielleicht der Gedanke beunruhigt haben, daß diesem Umstand der Widerwille zu Grunde liege, seinen Namen unter einer Kapitulation zu sehen, die man nicht zu halten gedachte. Weder mir, noch Biedenfeld, noch Tiedemann fiel indessen damals die fehlende Unterschrift des Grafen v. d. Gröben auf, und wenn man mich auch später vielfältig wegen dieses Fehlers getadelt hat, so kann ich mich doch nicht weder von der Wichtigkeit der Sache, noch davon überzeugen, daß es eine so große Einfalt war, das mit einem deutschen Grafen und kommandirenden General vereinbarte Kapitulations-Dokument nicht wie einen von einem verdächtigen Gläubiger ausgestellten Wechsel zu

betrachten. Außerdem drängten die Zeit und die Umstände. Ich hatte die Instruction, die Festung unter allen Umständen vor dem Abend zu übergeben; es war schon zwei Uhr und die Soldaten machten keine Umstände mehr, die Preußen einzulassen. Zögerte ich, so konnte man jede Verhandlung abbrechen und die Festung mit Gewalt nehmen. —

Bei der Rückkehr händigte ich Tiedemann die Kapitulation ein, der sie dem großen Kriegsrath bekannt machte. Ich forderte alle Officiere dringend auf, bei ihren Leuten dahin zu wirken, daß sie bei der Uebergabe sich würdevoll und ruhig verhielten und durchaus keinen Vorwand zu „Mißverständnissen“ gäben.

Nachdem ich Tiedemann empfohlen hatte alle Papiere zu verbrennen, begab ich mich in meine Wohnung, um dasselbe zu thun. Als es geschehen, befahl ich meinem Bedienten meine wenigen Effekten zu packen und um halb fünf Uhr den Wagen und meinen Rappen zu bestellen; zu dem Ritt, welchen wir vorhatten, besaß der Gaul Muth genug, während diesmal sein Herr zitterte. Nachdem ich so mein Haus bestellt hatte, beschloß ich mich bis halb fünf Uhr um nichts mehr zu bekümmern; hatte ich doch seit meiner Abreise nach Constanz nicht eine ruhige Minute gehabt.

Ich ging zu einer mir bekannten Familie, die mir Freundliches erwiesen hatte, um Lebewohl zu sagen. Man bot mir an, mich zu retten. Man wollte mich so gut verbergen, daß mich Niemand finden solle und nach einigen Tagen könne ich in irgend einer Verkleidung die Festung und Baden verlassen. „Nein,“ sagte ich, „ich darf nicht fliehen, grade ich muß den Becher bis zum Grunde leeren.“ — Wäre ich entflohen, dann hätten meine Feinde Grund gehabt

zu ſagen, das ſei ſo abgekartet geweſen mit den Preußen, welchen ich Raſtatt verkauft. Ich blieb und wohl mir, denn ſie haben es dennoch geſagt. Ich brauche kein Wort darüber zu verlieren: ein Todesurtheil, ſechs Jahre einſame Gefangenſchaft und Verfolgungen, die mich in's Exil trieben, haben dieſe feige Verläumdung wiederlegt.

Dreizehntes Capitel.

Die Uebergabe. — Wetterfahnen. — Abſchied. — Dr. Waitz. — Wie pünktlich man die Kapitulation hält. — Preußiſche Diſſonanzen. — Fort A. — Die Kaſematten. — Die erſte Nacht. — Hunger und Durſt — Mein Brief an General Gröben. — Verpflanzung des Generalſtabs. — Das Vermengebäude. — Preußen und Freiſchärler. — Die erſten Todten. — Biedenfeld. — Elfenhaus. — Skizzen. — Lieutenant Hain. — Major Kraut. — Lieutenant Forſter. — Oberſt Knoll. — Lieutenant Sigel. — Herrmann. — Major Woyniţki. — Sensburg. — Dr. Welker. — Kaſemattenſtilleben. — Preußiſche Junker. — Major von Weltzien. — Preußiſches Koſackenvergnügen. — Ein Generalſtab im Hemde. — Wie wir ausſahen. — Nachtſtück. — Alarm. — Feinde ringsum! — Verhör. — „Ich bin kein Preuße, will kein Preuße ſein!“ — Mein Adjutant Judas Lindemann. — Tiedemann erſchoſſen. — Der Brief an ſeine Frau. — Adieu Kameraden — Profeſſor Kinkel. — Baſtion XXX. — Tiedemanns Gefängniß. — Major Fach.

Als es Zeit war begab ich mich in's Schloß, wo ich meinen Wagen vorfand, der mit den Effekten der Officiere des Generalſtabs bepackt wurde; er ſollte demſelben zum Niederbühler Thore hinaus folgen. Statt des Rappens kam der Falbe, denn Tiedemann hatte erſteren meinem Burſchen ohne Umſtände abgenommen, um das ſtattliche Thier für ſeinen letzten Ritt ſtatt ſeiner Schindmähre zu beſteigen.

Als ich über den Marktplatz ritt, fiel mein Blick auf das Rathhaus, und ſo traurig ich war, mußte ich lachen: es war über und über mit weißen Bedientenſervietten und badiſchen Fahnen geputzt; einige Philiſter machten ſich breit auf dem Balkon, wahrſcheinlich die Feſtreden, die ſie zum

Empfang des revolutionären Heeres gehalten hatten, zu dem der Preußen ummodelnd. Ich ritt grade vor den Balkon, und nachdem ich das Rathhaus von oben bis unten beſehen, rief ich hinauf: „Schöne Dekoration das! und ſo ſchnell gemacht; — und die Fahnen hängen ſo ſchön nach dem Wind!“ Damit ritt ich lachend weiter.

Ich hatte den Befehl gegeben, daß mich der Generalſtab am Thor erwarten ſolle und ritt in das Fort C, welches indeſſen von den Preußen noch nicht beſetzt war. Ich fand nur einzelne Ingenieurofficiere, die es ſich mit großem Intereſſe beſahen. Als ich aus dem Fort zurück kam, traf ich ein an der Murg aufgeſtelltes Bataillon Volkswehr. Ich ritt die Front hinunter; die Leute drängten ſich aus den Gliedern um mein Pferd, um mir zum Abſchied die Hand zu drücken; ich bat ſie freundlich meines Namens zu gedenken, wenn ich für ſie geſtorben ſein würde; ich habe es redlich mit ihnen gemeint.

Als ich ſchon faſt am Ende des Bataillons war, trat ein Wehrmann mit geſchultertem Gewehr an mich heran und meldete mit Lächeln: daß er bei dieſem Volkswehr-Bataillon eingetreten ſei. Ich kannte ihn wohl; es war der verkleidete Dr. Waitz, welcher bei den Unruhen in Thüringen von den Preußen gefangen genommen, zu funfzehn Jahre Feſtungsſtrafe verurtheilt, aber entkommen war. Ich fragte: „Wie heißen Sie?“ — „Müller.“ — „Es iſt gut, treten Sie ein.“ — Später war viel Fragens nach Dr. Waitz und ich machte mir die Freude, irreleitende Antworten zu geben. Wie ich hörte, iſt der Doktor glücklich entkommen. Ob Dr. Neuhaus, der in derſelben Lage war, ebenſo glücklich geweſen, habe ich nicht erfahren können.

Am Niederbühler Thor fand ich den Generalſtab; wir erwarteten noch das dritte Regiment und ich ritt einſtweilen

allein zum Thor hinaus. Zu meinem Erſtaunen fand ich unmittelbar neben demſelben die preußiſchen Truppen, welche nach §. 6 der Kapitulation am Rande des fernen Waldes ſtehen und uns dort erwarten ſollten. Die Sache an und für ſich war nicht ſo wichtig, hätte aber ſehr leicht zu Konflikten führen können, die man ſo wenig zu wünſchen und dadurch ſo gefliſſentlich zu provoziren ſchien. Rechts von mir hielten Stabsofficiere; ich rief ihnen zu: „Ihre Truppen ſtehen hier? Das iſt gegen die Kapitulation!“ — Alsbald hörte ich aus dem Gliede rufen: „Was will der Kerl?“ — Ich wandte mein Pferd, um zu meinen Truppen zurückzukehren, als einer der Stabsofficiere mir zurief: „Hier geblieben! Sie gehen nicht wieder in die Feſtung!“ — „Ich muß zu meinen Leuten und nach der Ordnung ſehen,“ antwortete ich und ritt im Schritt in die Feſtung. „Will der Hund nicht noch räſonniren!“ ertönte es wieder aus der Reihe der Soldaten. — Mir kochte das Blut. Die Verletzung der Kapitulation gleich von vorn herein machte mit Recht mißtrauiſch; hätte ich entſchloſſene Truppen hinter mir gehabt, ich würde noch jetzt die Thore haben ſchließen und das Glacis mit Kartätſchen haben fegen laſſen. Allein was war unter den obwaltenden Umſtänden zu machen? — Ich mußte meinen Zorn hinunterwürgen.

Ein luſtiger Marſch ſchallte mir entgegen! Biedenfeld hielt was er geſagt und kam mit Muſik und fliegenden Fahnen. Ich eilte ihm entgegen und bat ihn, die Muſik ſchweigen zu laſſen; allein er fragte ganz naiv: „Warum denn?“ — Kaum hatte er das geſagt, ſo traf auch ein was ich gefürchtet hatte. Ein junger, preußiſcher Ingenieurhauptmann ritt an das Regiment heran und ſchrie wie beſeſſen: „Wer hat befohlen, daß die Muſik ſpielt?“ Biedenfeld ſagte: „Ich habe es befohlen.“ Der Hauptmann fuhr

ihn aber an und brüllte: „Herr in's Dreideivelsnamen, halten Sie das Maul, Sie haben hier einen Dreck zu befehlen! Hier befehle ich!“ — Nach preußischer Armeetheologie giebt es nämlich auch eine Dreieinigkeit des Teufels. — „Ich habe nur Befehle von General Gröben anzunehmen,“ antwortete Biedenfeld. — „Wollen Sie wohl Ihr Maul halten! Ich bin hier im Auftrage des Generals!“ — „Das ist etwas Anderes.“ — Die Musik hatte vor den preußischen Dissonanzen schon von selbst geschwiegen. Das hatte nun Biedenfeld von seiner Taktlosigkeit! Er, ein alter Soldat, der die Brust voll Orden hatte, mußte sich das von einem jungen Menschen bieten lassen!

Ich ritt an der Spitze der Truppen zum Thor hinaus. Links am Wege stand ein Bataillon Landwehr; ebenso war das Glacis besetzt. Der Landwehr gegenüber stand eine Schwadron Husaren, und die vierte Seite des großen Vierecks ward wieder von Infanterie gebildet. Rechts vom Wege hielt General v. d. Gröben mit dem Stabe. Hinter demselben unter andern Officieren stand gleichsam incognito der Prinz von Preußen. Tiedemann, der hinter uns herkam, ritt uns vorbei grad auf Graf Gröben zu, dem er seinen Säbel übergeben wollte; dieser rief den Armeeprofoß, denselben in Empfang zu nehmen. Wenn Tiedemann wirklich erbleichte, so geschah es wohl nur, weil er dies als eine Beleidigung empfand. Ich setzte mich derselben nicht aus und bog mit dem Stab gleich rechts ab, wo wir unweit der Husaren abstiegen, und ohne Aufforderung unsere Säbel an die Erde warfen.

Das dritte Regiment setzte vor uns seine Gewehre zusammen und wurde dann wieder in das Thor zurückgeführt. Die ganze Procedur dauerte entsetzlich lange, bis zu ein-

brechender Dunkelheit. Der Stab — etwa zwanzig Officiere — ſtand noch immer auf dem Platz, als unſere Truppen denſelben bereits verlaſſen hatten. Endlich erfuhren wir den Ort unſerer Beſtimmung. Wir ſtiegen zu Pferde — dagegen hatte man nichts — und folgten unter Infanteriebedeckung einem Officier über das Glacis durch den Graben und eine Poterne in das Fort A. Unſer Wagen mit dem Gepäck, der auf dieſem Wege nicht folgen konnte, ſollte uns auf einem andern nachkommen.

Im Fort A angelangt, ſtiegen wir ab. Unſere Pferde wurden aufgezeichnet — es hieß, wir ſollten ſie wiedererhalten — und fortgeführt. Der preußiſche Officier hatte geäußert, wir könnten uns wählen, wo wir im Fort vorläufig untergebracht ſein wollten, und ich wählte die Baracke, in der Jakobi als Fortkommandant gewohnt hatte und die einen erträglichen Aufenthalt bot. Der Officier führte uns dorthin, — oder eigentlich wir führten ihn, denn er kannte ja die Feſtung nicht — aber die Baracke war verſchloſſen und wir mußten vor der Thüre bleiben, bis es ganz dunkel war. Es hatte unterdeſſen angefangen zu regnen und das Wetter wurde rauh und kalt.

Wir meinten, es handle ſich nur um ein Unterkommen für die Nacht und wir würden am Morgen vorläufig in die umliegenden Ortſchaften gelegt werden, bis man „mit einigen der Aufrührer ein Verhör angeſtellt“ habe und dann die Truppen in ihre Heimath entlaſſen. Es war ein tröſtlicher Gedanke, es wenigſtens erreicht zu haben, daß man uns als Kriegsgefangene betrachtete; mit Rebellen, mit Verbrechern hätte man keine Kapitulation ſchließen können. Auf uns konnten die Standgerichtsgeſetze nicht angewandt werden und General Gröben hatte ja meiner Meinung in dieſer Hinſicht beigeſtimmt. Freilich hatten wir uns auf

Gnade und Ungnade ergeben und man konnte uns nach dem Wortlaut sammt und sonders todtschießen; allein dann hatten wir ja durch die Kapitulation ein Recht erworben, ebenso behandelt zu werden, wie die Truppen, die sich in Freiburg ergeben hatten; von denen war noch Niemand weder erschossen, noch in ein Zuchthaus gesperrt worden; das mußte den Maßstab geben. Uebrigens fiel es auch Niemand ein, uns als etwas Anderes, denn als Kriegsgefangene zu betrachten und der Kommandant der Festung sprach es später gradezu aus, indem er sagte — (ich habe es mit eigenen Ohren gehört): „Nach meiner Meinung verdienen Sie natürlich Alle den Tod; allein Sie sollen nun einmal als Kriegsgefangene betrachtet werden, und darum sollen Sie anständig behandelt werden.“ —

Nach langem Warten, welches mir hinlänglich Zeit zu solchen Betrachtungen ließ, kamen zwei badische Officiere, die mit den uns bewachenden preußischen sprachen. Sie sagten: „O, wir wissen ein besseres Quartier für die Herren vom Generalstab.“ Damit gingen sie voran und wir mußten ihnen nach Cavalier I folgen. Man führte uns die stockfinstere Poterne hinab, dann eine kleine Treppe hinunter, links in eine Kasematte und ließ uns hier allein. Es waren dies die am tiefsten gelegenen Kasematten der Festung und dienten zur Vertheidigung des Grabens. Zum Wohnen waren sie nicht eingerichtet, die Schießscharten für Kleingewehr daher auch nicht geschlossen, ebensowenig wie die Luftlöcher für den Abzug des Pulverdampfes; sie waren noch nicht lange fertig und sehr feucht. Das Wasser schwitzte aus den dicken Quadern der Wände, und der Fußboden — natürlich die bloße Erde — war ebenfalls naß.

Bald darauf wurden noch gegen 200 Mann in die Grabengallerie gebracht, welche rechtwinklich auf unsere zwei

Kaſematten ſtieß, und wir merkten aus Allem, daß dies nicht ein Unterkommen für eine Nacht, ſondern für längere Zeit ſein ſollte.

Das Loch, in dem wir uns befanden, war ſchauderhaft; es erinnerte ſehr lebhaft an die Burgverließe des Mittelalters, nur daß es an dem „halb vermoderten Stroh“ und dem Trinkwaſſer fehlte, denn wir hatten keins von beiden. Demungeachtet waren wir alle nicht halb ſo niedergeſchlagen, als man es in unſerer traurigen Lage hätte erwarten ſollen. Es hatte ſich im Gegentheil der Meiſten unter uns eine ganz eigenthümliche Luſtigkeit bemächtigt, die wunderlich genug vom Ort abſtach.

Jeder von uns zwanzig hatte ſich ein Plätzchen an der Erde geſucht und darauf niedergelegt. Glücklich, wer zufällig warm gekleidet war oder einen Mantel bei ſich hatte. Mir wurde es nicht ſo gut; ich hatte mich wegen der Hitze des Tages nur ganz leicht gekleidet, da ich meine Sachen bei mir zu behalten dachte und nicht erwartete, in ein ſolches Kellerloch geſperrt zu werden. Unſer Wagen hatte ſich unterwegs verirrt, er war wenigſtens nicht zu uns gekommen. Später erfuhr ich, daß man ihn etwas geplündert hatte und nur ein Theil der Effekten mit Mühe und Noth durch den Kommandanten gerettet worden war.

Man ſang, man recitirte Stellen aus den Klaſſikern in allen möglichen Sprachen, und mit Erſtaunen entdeckte ich, welch' ein Schatz von Gelehrſamkeit ſich in meinem Generalſtab befand. Man ſuchte die Troſtloſigkeit wegzuſcherzen. Ich hatte mich nicht entſchließen können, mich auf dem feuchten, unſauberen Fußboden niederzulegen. Ich gedachte die Nacht ſtehend zu durchwachen und hatte mich zu dem Ende in einen Thürbogen poſtirt. Allein ich hatte meinen Kräften zu viel zugetraut, und als ich Einige ſanft ſchlafen

hörte, verlockte mich das und ich ſuchte mir auch ein Plätzchen. Eine Ecke war noch frei, ich wollte mich ihr aber nicht im Finſtern anvertrauen. Glücklicherweiſe hatte ich Feuerzeug in der Taſche, ſteckte ein Hölzchen an und beleuchtete meinen Platz. Da guckten mich aus der Ecke mit ihren ſchönen, blitzenden Augen zwei dicke Kröten an, welche aber, wahrſcheinlich wegen des mangelnden Lichtes, ganz merkwürdig blaß gefärbt waren. Ich machte ungefähr ein Geſicht wie Robinſon Cruſoe, als er auf ſeiner Inſel im Meeresſande kannibaliſche Fährten fand. Mein lebhafter Ausruf veranlaßte einige der Liegenden, ſich die freundliche Erſcheinung des Krötenpaares näher zu betrachten. Obwohl ich die Kröten nicht ausſtehen kann, ſo wollte ich doch ihr Famlienglück nicht ſtören und ſuchte mir einen andern Platz. Ein Major diente meinem Kopf und ein Oberſt meinem Unterkörper als Unterlage. So wärmten wir uns gegenſeitig und ſchliefen die Nacht ganz gut.

Am Morgen regnete es noch und in unſerer Kaſematte wurde es kaum Tag. Alles hatte Hunger und Durſt; aber wir hatten weder etwas zu eſſen noch zu trinken. Die 200 Mann, welche mit uns in der Grabengallerie eingeſperrt waren, litten brennenden Durſt; ſie hatten Tags zuvor zu guter Letzt noch recht viel von dem jungen, ſauren Wein getrunken. Nach langem Bitten brachten die Soldaten eine Bütte mit Waſſer, welche ſie auf die oberſte Treppe niederſetzten. Wie die Schafe zur Tränke, ſo drängten ſich die durſtigen Gefangenen hinzu, und Mancher, der weit hinten war, mußte ſich durſtig wieder auf die Erde legen. Brod war nicht zu haben. Kurz, zum ſcheußlichen Aufenthalte geſellten ſich als ganz dazu paſſend noch Hunger und Durſt. Den preußiſchen Soldaten, die uns bewachten, erging es übrigens nicht viel beſſer. Sie waren völlig durchnäßt, be-

kamen nur ein kleines Stück Brod und mußten die Nacht in der zugigen Poterne faſt ohne Stroh zubringen.

Einige von uns fanden indeſſen bald mitleidige Soldaten, welche es übernahmen, uns für Geld etwas zu eſſen und zu trinken zu verſchaffen. Wir legten Alle zuſammen und erhielten denn auch Brod, ein Stück Fleiſch und einen Krug Wein. Das reichte natürlich für ſo Viele nicht hin und wir wiederholten unſere Verſuche ohne beſonderes Glück; das heißt wir wurden unſer Geld los, ohne etwas dafür zu erhalten. Ich habe, während wir da unten waren, für mehrere Kronenthaler nur ein Stück Brod, ein klein wenig Fleiſch und ein Glas Wein erhalten. Ob Andere glücklicher waren, weiß ich nicht.

Die Feuchtigkeit unſeres Kerkers hatte an Einigen bald ihre üble Folgen geäußert. Major Woynitzki, der die ganze Zeit krank geweſen war, hatte ſehr ſtark das Fieber, ſeufzte auf franzöſiſch nach Kaffee und verfluchte auf polniſch die Preußen; ein Pfälzer Hauptmann, der die ganze Nacht mit den Zähnen geklappert und laut gejammert hatte, klagte ebenfalls und ſo Mehrere.

Gegen Mittag kam noch Zuwachs — der Stabsarzt Dr. Welker, welcher wieder zum Thor herein und nach dem Spital geritten war. Er hatte gehofft, man werde ihn wegen der Menge der Kranken dort laſſen; allein dem war nicht ſo; zu ſeinem großen Leidweſen ſperrte man ihn ebenfalls ein.

Da man gar keine Anſtalten machte, uns aus dem nichtswürdigen Loche zu befreien, und ich fürchtete, daß wir Alle krank werden würden, wenn wir noch eine Nacht darin bleiben müßten, ſo ſchrieb ich mit Bleiſtift einen Brief an General v. d. Gröben, der in ſeiner nackten Einfachheit ſehr bitter war; er ſchloß: „Ich bitte Sie für uns nur um das,

was ich ſelbſt dem Hunde meines Feindes nicht verweigern würde: um etwas Stroh und Waſſer.“

Als es ſchon ſpät am Abend war, kam endlich Brod für die verhungerten Leute und auch die Waſſerquelle floß reichlicher. Wir hatten noch Cigarren und ſo fing unſere Lage an etwas erträglicher zu werden. Ich ließ es nicht dazu kommen, daß Jemand den Kopf hing, ſondern ſuchte durch Erzählungen und Scherze die gute Laune zu erhalten, was mir auch gelang. „Wir wollen“, hieß es allgemein, „Denen, die uns eingeſperrt haben, zeigen, daß unſer moraliſcher Muth über ihre Erbärmlichkeiten erhaben iſt,“ und heitere Lieder ärgerten bis in die Nacht hinein unſere übermüthigen Feinde.

Am Morgen des andern Tages zeigte ſich die Wirkung meines Briefs. — Wir Officiere des Generalſtabes wurden an's Tageslicht beſchieden, wo wir den Adjutanten des neuen preußiſchen Gouverneurs, Rittmeiſter von Borſtell fanden, in dem ich einen Kameraden aus dem Cadettencorps zu erkennen glaubte, ohne es jedoch zu erwähnen. Er brachte uns in das Bermengebäude von Baſtion II; hier, hieß es, ſollten wir vorläufig bleiben, bis andere Lokale bereit ſeien, und auch Stroh erhalten. Das Bermengebäude, welches durch den Wall und den darauf befindlichen Cavalier überhöht wird, beſteht aus zwei einſtockigen Kaſematten, welche rechts und links die Seiten eines kleinen, viereckigen Hofes bilden, deſſen Grabenſeite durch eine ſehr dicke Mauer geſchloſſen iſt, in welcher ſich zwei Kanonenſchießſcharten befinden; die hintere, ſehr ſchmale Seite des Hofraumes iſt ebenfalls durch eine Mauer begrenzt, in welcher ſich ein Thorbogen befindet, durch den man in die Poterne gelangt, welche durch den Hauptwall unter dem Cavalier hindurch in den innern Raum des Forts führt und durch ein eiſernes Gitterthor verſchloſſen

wird. Rechts und links von dieſen kleinen Gebäuden läuft die Berme, welche nach dem Graben zu durch eine crenellirte Mauer begrenzt und etwa zwanzig Schritte breit iſt. Die Bermengebäude, in deren jedem ſich zwei kleine Kaſematten befinden, dienen dazu, die Berme zu beſtreichen. Dieſe kleinen, ziemlich trockenen Kaſematten waren nun unſer Quartier. Nach dem Hof zu hatte eine der beiden Kaſematten eines ſolchen Gebäudes ein großes, mit eiſernen Stäben vergittertes Fenſter und ſowohl die Schießſcharten als auch die Luftlöcher waren durch Glasfenſter geſchloſſen.

In den Ecken dieſer Kaſematten waren zwar überall Spuren, daß menſchliche Weſen dieſe Lokale für Abtritte gehalten hatten; deſſen ungeachtet ſchienen ſie uns Prachtſalons im Vergleich mit unſerem erſten Aufenthalt. Als nun gar noch das verſprochene Stroh kam, fanden wir uns luxuriös eingerichtet und beneideten kaum einen Kettenhund um ſein Lager. Freilich ſahen wir Bewohner des Bermengebäudes links lüſtern nach dem rechts, in welchem ſich eine ſchätzbare Pritſche befand; allein wir waren zu aufrichtig glücklich, um dieſes Glück durch gemeinen Neid zu beſudeln.

Bei näherer Bekanntſchaft fanden ſowohl preußiſche Soldaten als „Freiſchärler“ zu ihrem gegenſeitigen Erſtaunen, daß man ſich gewaltig in einander geirrt hatte. Die preußiſchen Soldaten waren keineswegs brutale Menſchenfreſſer und fanatiſche Mittgottfürkönigundvaterlander, ſondern ehrliche, verſtändige, gefühlvolle Leute, welche weit mehr von dem Geiſte der Demokratie ergriffen waren, als wir uns jemals hätten träumen laſſen; und die Soldaten fanden wiederum, daß die Freiſchärler keineswegs „Lumpengeſindel“ ſeien, und daß ſich unter ihnen ſehr viele Leute befanden, die gebildeter waren, wie ihre eigenen Offiziere. — Kaum hatten die Soldaten dieſe Anſicht gewonnen, als ſich auch ihr

Betragen gegen uns völlig änderte. Anfangs waren sie noch etwas zaghaft, denn jeder Verkehr mit uns war auf das strengste untersagt; dessenungeachtet boten einzelne Soldaten mit wahrer Aufopferung ihre Dienste an, besorgten uns Speise, Cigarren, und was sich sonst leicht verbergen ließ.

Unsere Lage verbesserte sich nun von Tag zu Tag. Kaum hatten die Rastatter Bürger gehört, wie elend es uns ging, als sie in großer Anzahl nach den Kasematten pilgerten und Lebensmittel und Wein herbeitrugen. Diese Theilnahme, besonders von Seiten der Frauen, ärgerte aber die Officiere und dergleichen Unterstützungen wurden auf's schärfste untersagt, ja endlich am Eingange des Forts eine sehr strenge Controlle eingeführt.

Von Seiten der Behörden sorgte man indessen nun auch für bessere Verpflegung. Wir erhielten — das heißt wir Officiere — Morgens eine große Tasse voll Kaffee, den zwei Leute in einer Weinbütte herbeischleppten, und der uns sehr wohl that, obwohl nicht Arabien oder Java, sondern Deutschlands Eichenwälder und Cichorienfelder das Material zu seiner Bereitung geliefert hatten. Dazu erhielten wir ein Stück Weißbrod und täglich ein halbes schwarzes Brod. Zu Mittag bekamen wir eine sehr kräftige Suppe mit Reis, Bohnen, Erbsen, Graupen ꝛc. worin das Fleisch in reichlichem Maaße kleingeschnitten lag. Das änderte sich jedoch bald; die Lieferung wurde auf dem in Baden so beliebten „Subhastationsweg" an einen Unternehmer überlassen; das Essen und das Brod wurden erbärmlich und der Kaffee fiel ganz weg.

Der Kommandant, Major von Weltzien, hatte die Aufmerksamkeit, uns einen Freischärler zu unserer Bedienung zu schicken, der Morgens die Stiefeln putzte und allerlei Dinge aus der Marketenderei des Forts herbeischleppte, welche der

Wachtkommandant grade paſſiren ließ. Auf den Rath des Dr. Welker verſahen wir uns ſtets mit etwas Kirſchwaſſer, und dieſes erhielt uns ſo trefflich bei Geſundheit, daß von uns Allen kein einziger krank wurde, während die armen Leute in den andern Kaſematten wie die Fliegen umfielen.

Eine große Annehmlichkeit war es für uns, daß man uns geſtattete, den Tag in dem kleinen Hof zuzubringen. Unſer Diener, ein ſehr pfiffiger und anſtelliger Menſch, der bereits irgendwoher wollene Decken bekommen hatte, wovon ich ihm eine für 24 Kreuzer abkaufte, zimmerte nun auch von Brettern, die er ebenfalls irgendwo „gefunden," einen Tiſch und eine Bank im Hof, kurz, leiſtete uns ſehr weſentliche Dienſte.

Wir ertrugen unſere Lage mit dem beſten Humor, ja Viele wurden ſo ausgelaſſen, daß wir Aelteren von Zeit zu Zeit irgend eine Trauerbotſchaft erfinden mußten, um dieſe Luſtigkeit etwas zu zügeln. Schon mehrmals hatten wir die Geſellſchaft mit der Nachricht erſchreckt, daß Dieſer oder Jener erſchoſſen worden ſei: allein am Ende ward dieſe Erfindung Wahrheit; wir erfuhren die Hinrichtung von Elſenhans und Biedenfeld!

Was eigentlich Elſenhans Todeswürdiges verſchuldet hat, mag der Himmel wiſſen und warum er der erſte war, den man zur Schlachtbank ſchleppte, wiſſen Andere ebenſogut als die Preußen. Dieſe konnten ihm den Feſtungsboten nicht verzeihen, der doch nur in der damals üblichen Weiſe geſchrieben und in welchem ein gewiſſer Prinz „Kartätſchenprinz" genannt und behandelt war, als ſei er blos ein Menſch, was man doch von den Zeiten der Berliner Revolution her hätte gewohnt ſein müſſen. Um dem Prinzen zu gefallen, betrieb man Elſenhanſens Urtheil mit großer Eile; er fiel als das erſte Opfer. Die Kugeln tödteten ihn nicht

und man mußte ihn mit Bajonetten erstechen. — Die Leute, welche durch diese Eile dem Prinzen ein Zeichen ihrer Ergebenheit geben wollten, verkannten, scheint es, dessen Charakter; denn man erzählte sich, daß derselbe beabsichtigt habe, Elsenhans zu retten, eben weil derselbe ihn persönlich beleidigt und daß er sein Mißfallen und Bedauern über sein Zuspätkommen ausgedrückt habe.

Biedenfeld war vom Standgericht zum Tode verurtheilt worden. Nach den deßhalb erlassenen willkürlichen Bestimmungen, die man Standgerichtsgesetze zu nennen beliebte, mußte das ganze Verfahren — Gerichtsverhandlung, Urtheil und Vollzug desselben, innerhalb 24 Stunden abgemacht sein. Biedenfeld erwartete am frühen Morgen seinen Tod, als ihm mitgetheilt wurde, daß die Hinrichtung aufgeschoben sei. Der Grund dieses Aufschubs wird auf folgende Weise erzählt: Die angesehensten Einwohner Rastatts hatten den General v. d. Groben gebeten, ein Gesuch um Begnadigung an den Prinzen von Preußen zu vermitteln und Gröben hatte an General Holleben, Gouverneur von Rastatt, geschrieben und die Verschiebung der Hinrichtung veranlaßt. Mit dem Gesuch kamen die Rastatter Bürger aber an den Unrechten; der Prinz hatte damals nichts zu begnadigen und am allerwenigsten in einem fremden Staate; das Gesuch ging daher nach Carlsruhe, wo man darüber in große Verlegenheit gerieth. Man war da gar nicht so blutdürstig gesinnt und hätte gern begnadigt, wenn man die Courage dazu gehabt hätte; allein man wußte noch gar nicht recht, wie man mit seinen „Freunden den Feinden" daran war. Als nun über diese Zwischenvorfälle die gesetzliche Frist von 24 Stunden verflossen war, verlangte der Anwalt des Verurtheilten die Herausgabe desselben von den standrechtlichen Behörden, und die Uebergabe an die ordentlichen Gerichte;

ja es wurde die Frage aufgestellt, ob Biedenfeld, da das Standgericht damals den höchsten Gerichtshof in Baden vorstellte, überhaupt noch vor ein anderes Gericht gestellt werden könne. Die standrechtlichen Behörden waren über diese Mißachtung ihres Ansehens so empört, daß sie sich auflösen wollten und alles das mochte dazu beitragen, daß anstatt der gehofften Begnadigung vom Kriegsministerium in Carlsruhe die Anfrage kam, warum denn die Hinrichtung noch nicht vollzogen sei? Da die ganze gesetzliche Form des Standgerichts, wie ich später beweisen werde, eine Mißachtung der Gesetze und aller Formen und weiter nichts als ein Mantel war, gesetzlose Handlungen blöden Augen zu verhüllen, so fand man sich veranlaßt, von der ganzen begründeten Einsprache des Anwalts keine Notiz zu nehmen, und am zweiten Morgen wurde der in der Nacht dazu aufgeforderte Geistliche, zu dem sich bereits der Hoffnung hingebenden Biedenfeld gebracht, um denselben zur sofortigen Hinrichtung vorzubereiten. Er starb furchtlos und würdig, wie alle damals in Rastatt mit standrechtlicher Hülfe getödteten Märtyrer unserer heiligen Sache, mit einer einzigen Ausnahme. —

Solche traurige Nachrichten vermochten nur auf kurze Zeit die jungen Leute in unseren Kasematten zu verdüstern. Wer unser Treiben so mit ansah, mußte manchmal glauben, in den Kasemattengebäuden hause vielmehr eine Colonie von Narren, als ein höchst staatsgefährliches Nest von standrechtreifen Hochverräthern. Es gab nichts Närrisches, das da nicht getrieben wurde. Ich hoffe, es interessirt den Leser, wenn ich einige Personen unserer bunten Gesellschaft flüchtig zeichne.

Lieutenant Hain habe ich schon früher erwähnt; etwas Kalmuckengesicht, braunes, nicht zu volles Haar, brauner,

etwas weißer Demokratenbart und Brille. Wegen den ihm von mir übertragenen polizeilichen Functionen ward er „Stabsspion“ genannt und erwarb sich in den Kasematten den Spitznamen „Reichsbarribal,“ da er in dem eisenvergitterten Fenster zu sitzen und mit wildem Gebrumm grimmig die Stäbe zu schütteln pflegte. Er war, wie erwähnt, preußischer Postbeamter, sagte aber stets, er sei „Ministerialbeamter“ gewesen, wofür er regelmäßig verhöhnt wurde. Er schien große Angst vor dem Erschießen zu haben, und kaum hatten das die Andern weg, als sie sich ein Vergnügen daraus machten, ihn zu ängstigen. Er traute sich großes Talent zur Propaganda zu und unterhielt sich daher fortwährend mit den Soldaten. Er wurde später nach Preußen abgeführt, von wo es ihm gelang, nach London zu entfliehen. Hier fand er viel Unterstützung, erzählte, daß er in Rastatt commandirt hätte und fand Beifall als Lehrer der deutschen Sprache; er heirathete eine Engländerin, ließ seine Frau im Stich, die darüber geisteskrank wurde und verschwand aus London.

Major Kraut, von Geburt ein Schweizer, war in der Pfalz Berghauptmann gewesen; ein tüchtiger Bergmann und Ingenieur, der weit und breit geschätzt war wegen seiner Geschicklichkeit. Den Dachstuhl zur Walhalla hat er auch gebaut. Er hatte ein an Abenteuern reiches Leben geführt, die er sehr ergötzlich zu erzählen wußte.

Lieutenant Forster aus Constanz, ein gebildeter junger Mann, hatte interessante Reisen gemacht und sich besonders lange in Finnland und Lappland aufgehalten, wovon er viel zu erzählen wußte. Er unterhielt uns oft durch finnische Lieder, die er sehr hübsch in der Ursprache zu singen wußte.

Oberſt Knoll aus Peſth wollte früher öſterreichiſcher Major geweſen ſein, ſeinen Abſchied genommen, Weib und Kind verlaſſen und ſeit achtzehn Jahren als Sprachmeiſter große Reiſen durch die wallachiſchen Fürſtenthümer, durch Aſien, Egypten und Nordafrika gemacht haben. Einige Zeit hatte er in Paris gelebt und ſich dann auf den Rückweg nach Wien begeben, wo ſeine Frau — der er übrigens ſeit jener Zeit gar nicht geſchrieben — ein Gut in der Umgegend beſaß. In Carlsruhe hatte man ihn anfangs als Spion verhaftet; bald aber wurde von Sigel dem „Oberſten" Knoll eine Vollmacht zur Errichtung einer deutſch-ungariſchen Legion gegeben. Die Beute, welche dieſe Legion machen würde, hieß es in der Vollmacht, ſollte der Legion zu gut kommen u. ſ. w. — Dieſer alte Mann hatte viel erfahren, und wenn mir Manches in ſeinen Erzählungen nicht klar ſchien, ſo kam das wahrſcheinlich daher, weil Knoll Gründe hatte, nicht Alles zu ſagen. Woynitzki behauptete ſteif und feſt, Knoll ſei ein galiziſcher Jude; allein dem widerſprachen nicht nur die Kriegserfahrungen, die er zu haben ſchien, ſondern auch zahlreiche Narben von Schußwunden an ſeinem Körper. Vor Hüningen wollte er, hinter einem Schanzkorb frühſtückend, eine vor ſeine Füße fallende Granate auf die Hand genommen haben, um ſie über die Bruſtwehr zu werfen, als ſie zerplatzte. Die Verſtümmlung dieſer Hand unterſtützte die Glaubwürdigkeit dieſer Erzählung. Er war übrigens ein alter, gutmüthiger Mann, ziemlich ſtark, etwas gebückt, graues Haar, Kinnbart und etwas jüdiſches Ausſehen. Die öſterreichiſche Höflichkeitsmiene, die er annahm, wenn er mit preußiſchen Officieren redete, ärgerte uns ſtets, und wenn er mit vor der Bruſt zuſammengelegten Händen „I bitt!" ſagte, dann hätt' ich ihn prügeln können.

Sein Adjutant war ein junger Buchhändler, der viel las, mit sehr großer Ungeduld auf das Essen wartete und die Gewohnheit hatte, sich im Schlafe laut mit seiner Fanny zu unterhalten.

Lieutenant Sigel, der jüngste Bruder des Obersten, hatte viel Aehnlichkeit mit diesem, auch in Wesen und Sprache, nur daß er jünger, heiterer und hübscher war. Doll hatte ihn von Steinmauern in die Festung geschickt, und er hatte das Unglück, nicht wieder hinauszukommen.

Herrmann, mein Adjutant, hatte sich den Namen „Stabsegoist" erworben, weil er stets für sich trefflich zu sorgen wußte und stets nur mit seiner Person beschäftigt war. Ich kannte ihn schon von Straßburg her und hatte ihn mit Aufträgen mehrmals nach Baden gesandt, wo er auf geschickte Weise den Gensd'armen, die ihn einmal schon gefaßt hatten, zu entgehen wußte. Dann war er in Besançon bei Willich gewesen, hatte sich hier kommunistische Neigungen und alle Leute mit Du anzureden angewöhnt. Als er in Mannheim zu mir kam, verstiegen sich seine Wünsche nicht höher, als auf neues Schießzeug und neue Hosen. Ich verschaffte ihm nicht allein beides, sondern auch einen Rock dazu, und er blieb bei mir als ziemlich brauchbare Ordonnanz. In Rastatt trachtete er fortwährend nach einem Pferde und wußte es auch dahin zu bringen, daß ich ihm eins verschaffte. Bald wollte er jedoch nicht nur ein schöneres, sondern auch eine Uniform haben. Auch diese erhielt er, und eines Tages erschien er bei mir in Officiersuniform. Ich lachte und dachte, hier, wo Alles Officier spielt, kann er es auch sein, und so ward er Officier und mein Adjutant. Auf einer Liste sah ich ihn später als Oberlieutenant aufgeführt. Ich lachte wieder und sagte ihm nur: es werde ihm einst noch gehen, wie jener Fischersfrau im Märchen, die

lieber Gott werden wollte. Bei der Uebergabe sah ich Herrmann mit einem ungeheuer weiten, schönen grauen Mantel, der vorn von oben bis unten mit breitem, feinem Scharlachtuch gefüttert war. Er hatte sich während meiner Abwesenheit von Tiedemann eine Anweisung auf Tuch zu einem Mantel zu verschaffen gewußt. Da ich Alles selbst that, brauchte ich ihn wenig. Indessen hatte er mir in Mannheim genützt und hatte mich sicher nach sich sebst am liebsten. Er war meist still und nahm wenig Antheil an unserer Unterhaltung, die gewöhnlich französisch geführt wurde, welches er nicht verstand. Er gefiel sich sehr mit Sporen an den Füßen und fand Unterhaltung darin, sich zu bewundern.

Major Woynitzki hatte als junger Mann die Schlachten von Grochow und Ostrolenka mitgemacht. Seitdem hatte er ein sehr wechselndes Leben geführt, war lange in der Schweiz, in Frankreich, in England und dann in Belgien gewesen. Bald ging es ihm gut, bald mußte er sich als Buchdrucker ernähren.. Endlich ward er bei den Telegraphen in Belgien angestellt. Er kehrte nach Galizien zurück, lebte dort in den angenehmsten Verhältnissen, mußte aber bald wieder fort. Beim Ausbruch der badischen Revolution wollte er indessen wieder nach Galizien zurückkehren und kam über Hanau. Hier bewog man ihn, die militärische Führung der dortigen, nach Baden ziehenden, Turner zu übernehmen, von deren großbärtigen und großmäuligen Führern er als Feiglingen nicht verächtlich genug sprechen konnte, obwohl er sonst in seinen Urtheilen nicht hart war. Dessenungeachtet stand die Legion in einem sehr guten Ruf, und wenn man bedenkt, daß diese jungen Leute zum erstenmale in's Feuer rückten, so kann man wohl kleine Zeichen anfänglicher Zaghaftigkeit um so eher entschuldigen, als sie

sich trotz Mieroslawski's Bonmot selbst bei Waaghäusel, Hirschhorn und Durlach recht brav schlugen. Nach Hirschhorn hatte Woynitzki eine Compagnie der Hanauer Turner geführt, um diesen berühmten Odenwaldpaß zu vertheidigen. Sie besetzten das von den Baiern angegriffene und mit Artillerie beschossene Schloß, vertheidigten es und thaten dem Feinde bedeutenden Schaden durch ihre gut treffenden Büchsen, bis es ihnen an Munition gebrach. Woynitzki schickte um Hülfe an Germain Metternich, der in der Nähe befehligte; allein aus Feigheit wurde dieselbe verweigert, wie ein bei Ankunft des Boten anwesender Augenzeuge und Woynitzki selbst versicherten. Hirschhorn mußte daher aufgegeben werden, und Woynitzki froh sein, daß er mit seiner Compagnie über das Gebirge entkam. Die Hanauer Turner, nette, gebildete junge Leute, die schön sangen und sich gut zu präsentiren wußten, machten überall, wohin sie kamen, einen guten Eindruck.

Woynitzki war von mittlerer Größe und hübschem Wuchs. Seinem Kopfe sah man den slavischen Ursprung an und die gelbliche Farbe seines Gesichtes verkündete eine Leberkrankheit, welche Vermuthung durch sein oft ärgerliches, galliges Wesen unterstützt ward. Sein schönes blaues Auge hatte aber einen sehr treuen, lieben Ausdruck. Er hatte viel gesehen und gehört, sich viel unter Menschen von allen Ständen bewegt und sich dadurch ein stets gefälliges und schickliches Benehmen angeeignet. In allem, was er that, sah man den sorgfältigen alten Soldaten. Obgleich in unserer Kasematte ein abscheulicher Staub und Schmutz war, so sah Woynitzki doch immer aus, wie aus dem Ei geschält. Da er nur polnisch und französisch gut verstand, so sprachen wir, ihm zu gefallen, größtentheils letztere Sprache, und er erzählte uns aus seinem sehr bewegten Leben, wie aus dem

seiner Freunde, die interessantesten Dinge. Beim Alarm war Woynitzki immer schon zu Pferde vor meiner Thür, wenn ich herunterkam. Im Gefecht war er sehr ruhig und ritt dahin, wohin man ihn schickte; allein niemals setzte er sich unnöthig aus. Er hatte die richtige Art der Tapferkeit. Es war schade, daß er nicht deutsch sprach, denn mit seinem Französisch kam er bei unsern Leuten nicht durch.

Sensburg, der ehemalige Redacteur des Münchner Journals „Vorwärts", hatte sich durchaus dem Kriegerstande widmen wollen und war in Rastatt einer der Adjutanten Tiedemanns. Er hatte aber weit mehr Talent zum Professor als zum Soldaten und versah seinen Dienst so nachlässig, daß ich ihn einst mit vierundzwanzigstündigem Arrest bestrafen mußte. Früher kam ich wenig mit ihm zusammen und betrachtete ihn als ein gänzlich überflüssiges Anhängsel des Generalstabs; allein in der Kasematte lernte ich seine vortrefflichen Eigenschaften kennen. Obgleich Sensburg sich zum Stichblatt der Scherze der Andern hergab, so geschah dies doch eben nur aus Gutmüthigkeit und weil er stets guter Laune war und Andere darein zu versetzen wußte. Seine Pedanterie — man hatte ihn „Stabspedant" getauft — gab uns bei seinem damit verknüpften trockenen Humor natürlich viel zu lachen, und selbst der leberkranke Woynitzki fand Geschmack daran, wenn Sensburg des Tags oder auch mitten in der Nacht dreißigmal mit großem Pathos deklamirte: „Hildebrand und sein Sohn Hadubrand, Hadubrand, zogen selbander von Wuth entbrannt, Wuth entbrannt, gegen die Seestadt Venedig; kamen bis da wo ein Wirthshaus stand, Wirthshaus stand, Wirthshaus mit kühlen Bieren u. s. w." Oder: „Zween Löwen gingen einst einsamiglich in einem Wald spazoren u. s. w." Obgleich in der Kasematte kindisch wie ein Knabe von acht Jahren, wußte er nichts desto

weniger ernst zu sein, und aus seinen Gesprächen leuchtete tüchtige wissenschaftliche Bildung hervor. Er war ein junger, feiner und sehr hübscher Mann, der viel auf sein Aeußeres gab und immer nett aussah.

Dr. Welker, der seinem Vater auffallend ähnlich sah, war meistens schweigsam; wenn er aber sprach, konnte er sehr in Eifer gerathen; doch vertrugen wir uns vortrefflich mit ihm, beneideten ihn aber als einzigen Besitzer eines Schlafrocks.

Am Morgen bot unsere Kasematte einen eigenthümlichen Anblick dar. Die mit dem Fenster hatten wir zu unserem Wohn- und Schlafzimmer ersehen. Die auf der bloßen Erde gemachte Streu breitete sich durch das ganze Gemach aus und es war darin nicht ganz so ordentlich, wie in einem anständigen Hundestall. Gewöhnlich weckte uns der Bursche mit der Frage, wer Kaffee wolle? Denn die officielle Eichelbrühe kam erst um neun Uhr, und wir hatten es so eingerichtet, daß wir schon früher für unser Geld einen aus Kaffeebohnen und Cichorien gebrauten Trank aus der Kneipe des Forts erhielten, nebst einer großen Anzahl von Milchbroden. Wir bezahlten die große Tasse mit zwei Kreuzern, wofür wir allerdings keinen Mokka verlangen konnten.

Sobald wir aufstanden, wurde die Streu an den Wänden zusammen gerückt, wobei sich der vortreffliche Woynitzki besonders thätig bewies und Sensburg unter dem Geschrei: „quelle poudre!“ — was Staub bedeuten sollte — in den Hof floh. Dann ging es an die Toilette, die mit einigen Schwierigkeiten verknüpft war, da die beiden Kasematten nur einen Wasserkrug und ein Waschbecken und gar kein Handtuch besaßen. Es ging indessen doch; es ging da in der Kasematte noch manches Andere, was man sich zu Hause nicht hatte träumen lassen. Der Kaffee wurde — gekaufter

oder offizieller — mit großem Appetit verzehrt und dann eine Cigarre oder Pfeife geraucht, da man uns glücklicher Weise das Rauchen nicht verboten hatte.

War es schön Wetter, so hielten wir uns meistens im Hofe auf. Die Einen lasen, die Andern spielten Schach — Major Wenger hatte ein Spiel aus Brodkrume fabricirt — oder Karten, welche die Soldaten uns verschafft hatten. Andere gingen im Hofe auf und ab, oder unterhielten sich mit der Wache. So kam der Mittag herbei. Nach dem Essen wurde ungefähr dasselbe getrieben und gegen Abend hatte Krüger — so hieß unser Bursche — so viel als möglich Getränk und Eßwaaren herbeizuschleppen, was er Alles sehr geschickt unter seinen Kleidern zu verbergen wußte; denn wenn auch die Wache dergleichen Contrebande sehen durfte, so mußte sie doch vor den Augen der preußischen Officiere sorgfältig versteckt werden.

Diese Besuche der Officiere waren, besonders in der ersten Zeit, in den Nachmittagsstunden unsere Ergötzlichkeit und unsere Plage. Ich kann wohl sagen, daß der bei weitem größere Theil der preußischen Officiere sich gegen uns anständig und rücksichtsvoll benahm, allein es besuchten uns doch auch eine große Menge ungeschliffener Herren, die sich zu ihrer Verdauung das wohlfeile Vergnügen machten, wehrlose Gefangene unverschämt anzugaffen und zu verhöhnen. Mit dem Kommandanten, Major von Weltzien, kamen einst einige junge Herren der letztgenannten Art. Als zwei Officiere von den Küraſſieren meinen Namen hörten, sagte der Eine: „Armer Schmettow, mit dem hat er reisen müssen!“ Der Andere fuhr fort: „Schickt ihm sechs Flaschen Champagner! Welche Frechheit! Nun, sie sind doch zurückgeschickt worden.“ — Ein Infanterielieutenant v. Z.— fragte im gewöhnlichen Lieutenantstone: „Sind ja wohl

Officier geweſen?“ — Der kühne Held ſpuckte vor mir aus und drehte mir langſam den Rücken. Die Küraſſierofficiere — einer war ein Prinz — bemerkten, daß wir deutſche Kokarden an der Mütze trügen, und verlangten, wir ſollten ſie herunter reißen, allein Weltzien verwies es ihnen, und ich bemerkte, daß die preußiſchen Soldaten ja dieſelbe Kokarde an ihren Helmen trügen.

Herr von Weltzien war das perſonifizirte Preußenthum, eine Boruſſia mit einem Schnurrbart; allein ſonſt ein in jeder Beziehung höchſt achtungswerther Mann, der ſich jedoch in Baden viele Feinde gemacht hat. Preußenmanier, wie ſie in den Beamten und dem innerlich roheren Theil der Officiere zum unangenehmſten Ausdruck kommt, iſt ſchon vernünftigen Preußen lächerlich; allein den Süddeutſchen nebenbei noch geradezu tödtlich verhaßt. Weltzien hatte zwar nicht die tiefer verletzende Arroganz vieler jüngeren Offiziere; allein dafür war er Polterer, Majeſtätsfanatiker, ſtrenger Soldat und Feldprediger-Volontair. Der Mann hat ſich gegen uns immer anſtändig benommen und wenn auch aus ſeinem Munde manches harte Wort kam, nie hat ein beleidigendes uns verletzt, dagegen manches Zeichen eines kindlich guten Herzens mich gerührt, deſſen er ſich halb und halb zu ſchämen ſchien. Höchſt amüſant waren die langen Predigten, die er unſern gefangenen Soldaten hielt, welche er in den Forts um ſein Pferd verſammelte. Dieſe Reden waren höchſt originell und der Ausdruck aller charakteriſtiſchen Kennzeichen der modernen royaliſtiſchen Partei. Leider habe ich keine dieſer Reden — in denen wir Anführer entſetzlich ſchlecht wegkamen — nachgeſchrieben; allein Andere thaten es und ich habe eine derſelben in einem Journal jener Zeit abgedruckt geſehen, welche in das Gefängniß geſchmuggelt wurde. — Als die inſultirenden Beſucher zu häufig kamen,

beſchwerte ich mich darüber bei dem Gouverneur und unnütze Beſuche der Officiere wurden unterſagt.

Sobald es finſter wurde, ſchloß man uns in unſere Kaſematten ein und Jeder bereitete ſich ſein Lager ſo gut es gehen wollte. Wir blieben aber unter allerlei Geſprächen noch lange wach, oder es wurde geſungen, oder man trieb allerlei Poſſen, bis wir endlich müde wurden. Man ſieht, wir trugen unſere Lage mit gutem Muth und unſer Zigeunerleben war nicht ganz ohne Reiz.

Dieſes idylliſche Kaſemattenglück ſollte indeſſen nicht lange währen; es traf uns „ein Blitz aus heit'rer Bläue," der beinahe unſern Humor zerſchmettert hätte, und dieſer war doch wirklich ein derber Burſche. — Eines Mittags ſaßen wir, „keines Ueberfalls gewärtig," ganz gemüthlich bei unſerm Mittageſſen, als wir den Befehl erhielten, alle unſere Sachen zuſammenzupacken; es hieß, wir ſollten in ein beſſeres Local gebracht werden. Wir gingen arglos in die Falle und packten. — Ich habe vergeſſen zu ſagen, daß ich durch den Commandanten meinen Nachtſack wiedererhalten, in dem jedoch mancherlei Dinge fehlten, namentlich alle Papiere, Bücher und Landkarten. Die Andern hatten ihre Effecten beim Ausmarſch zum Theil bei ſich gehabt, zum Theil ſpäter bekommen.

Als wir aus dem kleinen Hof durch das Thor traten, wurden wir auf die Berme rechts geführt. Dieſe Berme iſt eine zwanzig Schritt breite und etwa hundert Schritt lange Wieſe; an einer ſchmalen Seite durch ein Bermengebäude, an der andern durch eine Traverſe und an den langen Seiten durch den Hauptwall und nach dem Graben durch eine crenellirte Mauer geſchloſſen. Wir fanden daſelbſt eine Anzahl preußiſcher Subalternofficiere, Unterofficiere, Gensd'armen, Poliziſten und dazwiſchen Civilperſonen mit Geſichtern,

wie ich sie schon weit besser gesehen hatte; zusammen wohl achtzig Personen, bei deren Anblick uns das Gefühl irgend einer über uns schwebenden Nichtswürdigkeit ergriff, welches durch die Bemerkung nicht angenehmer gemacht wurde, daß die meisten der Unterofficiere dicke, rohe Knittel in den Händen trugen. Wir mußten uns nun, jeder drei Schritt vom andern entfernt, in einer Reihe aufstellen und unsere sämmtlichen Effecten vor uns niederlegen. Zu Jedem wurde sofort ein Unterofficier gestellt; die übrigen vertheilten sich vor der Front unserer Linie. Alsbald wurde uns der Befehl ertheilt, unsere Sachen auszupacken, damit sie Stück für Stück von den Unterofficieren unter Beistand der darin geübten Gensd'armen untersucht würden.

Als ein gemein aussehender Knirps von einem Hauptmann meinen Namen hörte, rief er: „Aha! ist das der Bursche?" kam auf mich zu und widmete sich ganz besonders meiner Untersuchung.

Was wir an Geld, Uhren, Ketten, Nadeln, Ringen, Messern, Scheeren und Papieren besaßen, wurde uns abgenommen. Der Unterofficier, der meine Sachen untersuchte, verfuhr sehr anständig und ich hätte im Vergleich zu meinen Kameraden sehr zufrieden sein können, wenn nicht jener schwarzweiße Satan von Hauptmann dazu gekommen wäre. Ich mußte mich nun von Kopf bis zu Fuß entkleiden. Der Hauptmann untersuchte meine Stiefeln und meine Beinkleider, das Futter meiner Mütze und den Kragen meines Rockes; ja sogar die breiten Nähte meiner hirschledernen Reitunterhosen, die ich ausziehen mußte, wurden von ihm auf das allergenaueste besehen, als wäre er ein Seckler. Ich stand nun im Hemde auf der grünen Wiese und meinte, es sei nun nichts mehr an mir abzuschälen; aber ich irrte mich, auch das Hemde mußte herunter. Um den Hals trug ich

an einer Schnur eine kleine, geweihte ſilberne Medaille „von der unbefleckten Empfängniß“, die vielleicht dreißig Kreuzer werth ſein mochte, zum Andenken an eine liebe Freundin, die ſie ſeit ihrer Kindheit getragen und mir in dem frommen Glauben geſchenkt hatte, daß ſie mich gegen die Kugeln ſchützen werde! Auch dieſes Stückchen Silber entging der Aufmerkſamkeit des preußiſchen Offiziers nicht; allein ich behielt es dennoch durch Vermittelung des Unterofficiers, der ſich ſeines Geſchäftes aufrichtig zu ſchämen ſchien und mir mit theilnehmender Miene das Hemd überwarf. Der Hauptmann ſtand vor mir mit giftigem, ſchadenfrohem Geſicht; allein mein Zorn, der mich Anfangs zu erſticken drohte, hatte mich bereits verlaſſen; ich verlor kein Wort an ihn und betrachtete ihn mit ruhigem, ernſtem Blick, dem er nicht Stand halten konnte, ſo daß er ſich verwirrt davon machte.

Eine badiſche Kommiſſion ging nun von Einem zum Andern und unterſuchte, ob die Kleidungsſtücke nicht aus „ärariſchem“ Tuch gemacht ſeien. Ich hatte mir in Mannheim Uniform, Rock und Beinkleider für mein Geld machen laſſen; ſie waren von ganz feinem Tuch, wurden aber dennoch für ärariſch erkannt. Da ich meine Civilkleider verſchenkt hatte und man mir alle Militärkleider nahm, ſo ſtand ich nun da in Hemd und Unterhoſen. Andern war es noch ſchlimmer gegangen. Man hatte ihnen die Sporen von den Stiefeln und die Epaulettenhalter von den Schultern geriſſen, ja einem Major eine Ohrfeige gegeben.

Unter den Kommiſſären befand ſich ein junger Mann, den ich ſchon geſehen und geſprochen hatte, ohne daß ich mich erinnerte wo. Er ſchien mich ebenfalls zu erkennen, und als er mich in ſo lächerlichem Aufzuge daſtehen ſah, verſchaffte er mir einen meiner Röcke, der nun durch ſeine

Vermittelung nicht für ärariſch erklärt wurde und es auch nicht war.

Wenn Einige von uns bei Wegnahme ihrer Kleidungsſtücke äußerten, ſie hätten ſich dieſelben für ihr Geld und nicht von ärariſchem Tuch machen laſſen, ſo antwortete man ihnen: „Ja aber das Geld war ärariſch.“

Mein Generalſtab, in Hemd und Unterhoſen, machte einen ſehr trübſeligen Eindruck. Allein man wollte uns wenigſtens nicht nackt laſſen, und ſo führte man uns an einen Haufen alter, abgelegter Soldatenkleider und hieß uns darunter wählen. Unterdeſſen hatte man das Geld, die Uhren, Ringe jedes Einzelnen in ein Papier gewickelt, zugeſiegelt und mit dem Namen des ehemaligen Eigenthümers verſehen. Das Ganze wurde ſorgfältig in einen Kaſten gelegt; man ſagte, dieſe Dinge ſollten uns zurückgeſtellt werden. Man ließ uns jedoch einige Kreuzer; Viele erhielten dreißig Kreuzer, Andere gar einen Gulden bis einen Thaler; ich war einer dieſer Glücklichen.

Das Anpaſſen der alten Kleidungsſtücke hatte große Schwierigkeiten; die Lumpen, welche man uns anbot, waren ſo zerriſſen, ſchmutzig und ekelhaft, daß es ſehr dringender Nöthigung bedurfte, ehe ſich Jemand herbeiließ, ſie nur anzufaſſen, geſchweige anzuziehen. Ich für meine Perſon entſchloß mich nicht dazu, da ich noch einigermaßen bekleidet war; allein Andere mußten wohl, wenn ſie nicht mit bloßen Beinen umherlaufen wollten. Der dicke Oberſt Knoll konnte aber durchaus keine Beinkleider finden, welche für ſeinen Körper paßten. Zitternd vor Aufregung probirte er ein Paar nach dem andern, und trotz allem guten Willen wollte es nicht gelingen. Dabei proteſtirte er laut gegen ein ſolches Verfahren und ſagte, er ſei bei Türken, Arabern und Beduinen geweſen, habe aber nie gehört, daß Kriegsgefangene ſo

behandelt würden. „Was der Kerl für Löcher in die Beine hat!“ äußerte ein Unterofficier, als er bei den Ankleideversuchen den mit Narben bedeckten Körper des alten Mannes sah. „Mein Freund“, antwortete dieser, „diese Wunden habe ich für die deutsche Freiheit erhalten“. — Ach ja, einen Gallapfel von dem damals gepflanzten deutschen Freiheitsbaum hatten wir so eben gekostet!

Es wäre vergeblich, wollte ich versuchen, den Eindruck zu schildern, den die eben beschriebene Scene auf uns machte. Wie ich sie hier erzählt habe, erscheint sie vielleicht sehr einfach, und eben nicht besonders merkwürdig; allein ich kann versichern, diese halbe Stunde mit ruhigem Blut und mit Fassung zu ertragen, kostete mich größeren Aufwand von moralischer Kraft, als irgend etwas, das ich bisher im Leben erduldet hatte. —

Unsere Höhle war gleichfalls auf das Genaueste durchsucht worden, allein dessen ungeachtet hätte man Geld, Uhren und dergleichen verbergen können, wenn man nur entfernt geahnt hätte, was bevorstand. Viel Geld hatte man bei uns dennoch nicht gefunden; ich hatte nur noch siebenzehn Gulden gehabt. In anderen Kasematten fand man viel Tuch und andere Gegenstände, besonders bei den tapfern Dragonern; Tuchballen und dergleichen wehrten sich ja nicht. Eine Menge Tuch, Leder u. s. w. war an Schneider in der Stadt für Spottgeld verschleudert worden; bei manchen von ihnen fand man bedeutende Vorräthe versteckt. In der Kasematte der Artillerieofficiere soll man 5000 Gulden gefunden haben.

So betrübt und zornig wir auch Alle über die erlittene Mißhandlung waren, brachen wir doch bald darauf in ein tolles Gelächter aus, als wir uns gegenseitig in unserm Maskenkostüm betrachteten. Am lächerlichsten sah Sensburg

aus. Dieſer hatte eine überall zu kurze Soldatenjacke und Beinkleider an, die wie die Karte von Deutſchland ausſahen, nur bis zur Hälfte der Waden reichten und an denen kein einziger Knopf war. Um ſie nur am Körper zu behalten, hatte er Bindfaden in verſchiedene Knopflöcher gebunden und denſelben um den Hals gehängt. — Knoll ging geſtikulirend und brummend mit geſpreizten Beinen umher, noch immer vergeblich bemüht, ſeine Unausſprechlichen über ſein Unausſprechliches zu bringen. Woynitzki ſah vollkommen aus, wie die Karikatur eines franzöſiſchen Rekruten, wie man ſie in Paris an allen Bilderläden ſieht. Herrmann ging tiefſinnig umher und beweinte innerlich den Verluſt ſeines ungeheuern Mantels, an welchem man die Verſchwendung des ärariſchen theuern Scharlachtuches ſehr mißfällig bemerkt hatte.

Gegen Abend hatten wir uns ſo ziemlich getröſtet; allein der Geldmangel war ein Gegenſtand ernſten Nachdenkens, denn wenn wir uns mit den gelieferten Lebensmitteln, ohne Tabak und ohne Kirſchwaſſer behelfen ſollten, ſo ſah es ſehr ſchlimm aus.

In der Nacht ſchlief Alles ſehr unruhig. Knolls Adjutant, den wir ſeiner nächtlichen Gewohnheiten wegen in die Vorkaſematte verbannt hatten, ſprach allerlei ehrenrührige Verdächte gegen ſeine Fanny aus, fragte ſie, ob ſie eine preußiſche Badedirne werden wolle und fand ihre Chocolate ganz außerordentlich ſchlecht. Gut riechen konnte dieſelbe keinenfalls, da er ſich mit ſeiner Naſe in eine Ecke gebettet hatte, wo frühere Bewohner der Kaſematte nicht grade Vanillechocolate aufzuheben pflegten. — Woynitzki fluchte zwiſchen den Zähnen bald polniſch, bald franzöſiſch; Knoll ſtöhnte wie eine arme Seele im Fegfeuer und Sensburg rollte ſich bald zuſammen wie ein Igel, bald ſtreckte er ſich grade aus wie ein Lineal, oder ſchnellte ſich in die Höhe wie ein Lachs.

Am Morgen erklärte ſich das Räthſel unſeres unruhigen Schlafs. Wir wurden durch Woynitzkys Stimme geweckt, der ſchrie: „Sacrrre mille tonnerrre! j'ai des poux!“ — Dieſes Wort machte ungefähr denſelben Eindruck auf uns, wie ſeiner Zeit der Ruf: Koſacken! auf die Franzoſen. Flink wie die Hirſche ſprangen wir von unſerem Bette auf und Jeder unternahm eine Rekognoscirung in ſeinen Beinkleidern. „Feinde ringsum!“ — Man denke ſich mein Entſetzen. Seit vielen Jahren hatte ich dieſe intereſſanten Thiere nicht geſehen, und nun hatte man ſie gar am Körper.

Man entledigte ſich augenblicklich dieſer Neſſuskleider und warf ſie in eine Ecke des Hofes. — Sensburg ſpazierte in Unterbeinkleidern im Hofe umher und nahm in ernſtlicher Entrüſtung in jeder Minute fünf Priſen. Wir machten augenblicklich die Meldung, und alsbald kamen auch ein Hauptmann und ein Lieutenant, die Läuſe zu inſpiciren und brachten einen badiſchen Unterofficier mit, der einen Pack neuer Kleidungsſtücke trug. Ich langte nun auch nach einem Paar Beinkleider und wollte ſie eben anziehen, als Dr. Welker in ſeiner trockenen Weiſe zu mir ſagte: „Ich würde doch erſt hineinſehen“. Ich folgte ſeinem Rath, und richtig, die ganzen Nähte waren mit Läuſen garnirt. Ich rannte in den Hof und hielt die lebenden Hoſen den beiden Officieren hin, die einen Satz rückwärts machten, als ob ſie eine Natter gebiſſen hätte. Man fand indeſſen reinliche Kleidungsſtücke, welche man uns, wie auch wollene Decken, gab. Ein badiſcher Officier, dem die Aufſicht in Fort A übertragen wurde, nahm ſich freundlich unſerer an.

Das brutale Benehmen der Officiere und Unterofficiere am Tage vorher ſchien mir doch zu außerordentlich, wie überhaupt die ganze Plünderungsſcene, als daß ich glauben konnte, man verfahre ſo mit Wiſſen und Willen des Gou-

verneurs. Dies war der Generallieutenant von Holleben. Meine Frau hatte an ihn geschrieben und einen Brief an mich eingelegt, den mir sein Adjutant, Herr von Borstell, selbst überbracht hatte. Der General war so freundlich gewesen, die Vermittelung unserer Correspondenz selbst zu übernehmen, während die Briefe gewöhnlich an den Commandanten geschickt wurden, und ich beschloß in einem Schreiben meiner Frau Alles zu schildern, was wir bisher erduldet hatten. Ich konnte mir wohl denken, daß man meinen Brief nicht abgehn lassen würde; allein das schadete nichts; mein Zweck wurde erreicht, wenn ihn der General las. Meine List glückte. Schon am andern Tage hörten wir, der General sei wüthend auf die Parade gekommen und habe sich sehr mißbilligend und derb über das Benehmen der Officiere, wie über das ganze Verfahren gegen uns ausgesprochen. Der Commandant besuchte uns und sprach sehr ernstlich mit dem badischen Hauptmann, der die Bekleidungsangelegenheiten unter sich hatte; er bestand darauf, daß die uns abgenommenen Kleider wieder herbeigeschafft würden; es sei sein Wille nicht gewesen, daß man uns dieselben vom Leibe nehme. — Es blieb indessen beim Alten; wir erhielten nichts zurück.

Mit den Verhören ging es unterdessen sehr langsam. Von unserer ganzen Gesellschaft war noch Niemand im Verhör gewesen, als Woynitzki und ich, und das auch nur vor der sogenannten „Ausscheidungskommission", das heißt der Commission, welche die Preußen von den anderen ausscheiden sollte. Endlich kam ich zu einem wirklichen Verhör, welches ein preußischer Landwehrofficier im Beisein von zwei anderen Officieren mit mir vornahm. Mit Schrecken sah ich da auf dem Tisch und in den Händen dieser Officiere alle meine Berichte an Tiedemann, welche dieser als „historische

Dokumente“ aufzuheben gewiſſenlos genug geweſen war. Der Verhörsrichter war ein humaner Mann und ich hatte Urſache, mit dem von ihm aufgenommenen Protokoll zufrieden zu ſein. Im Laufe deſſelben ſagte ich, daß ich Bürger in Leipzig ſei. „Wie“, ſagte der Verhörsrichter, „Sie wären nicht mehr preußiſcher Unterthan?“ Ich antwortete, daß ich bereits 1838 aufgehört hätte, das zu ſein, zuerſt nach vieler Mühe Frankfurter und endlich Leipziger Bürger geworden ſei. Der Richter ſchien dies für ein Vorgeben zu halten, um Zeit zu gewinnen; allein ich blieb bei meiner Behauptung, die ich ſehr ſchnell hätte beweiſen können, woran mir aber wenig lag; ich hatte keine Eile, todtgeſchoſſen zu werden, und wollten die Preußen ſich das Vergnügen machen, ſo mochten ſie beweiſen, daß ſie das Recht dazu hatten; ich wußte das Reſultat, allein dachte: Zeit gewonnen, Alles gewonnen. Und Zeit wurde gewonnen, denn bei dem ſchleppenden Geſchäftsweg vergingen Wochen, ehe mein Nichtpreußenthum konſtatirt wurde.

Schon hatte ich den Verhörsrichter verlaſſen, als ich wieder zurückgerufen wurde; vor ihm lag ein eben gebrachtes, entſiegeltes Packet. „Ihr Adjutant Lindemann“, ſagte man, „der in Mannheim gefangen ſitzt, hat ſich von freien Stücken erboten, Alles was er über Sie weiß, auszuſagen, und daß Sie die Beſchießung von Ludwigshafen befehligt haben. — Ja, es iſt eine Denunciation in aller Form“. Lindemann war einer von dieſen ächten Kerndemokraten, die bis an die Naſe in die Halsbinde fahren, wenn ſie „Bürger“ ſagen und natürlich davon überzeugt, daß ich ein Verräther ſei. Er war einſt in mein Zimmer in Mannheim getreten, als ich einen aus Berlin erhaltenen zum Theil mit chemiſcher Tinte geſchriebenen Brief über einem Lichte lesbar zu machen im Begriff war und den ich bei ſeinem Eintreten bei Seite

legte. Ich hatte gar keinen Grund, Herrn Lindemann zum Vertrauten meiner Privatverhältnisse zu machen und in jener Zeit Gründe genug, durch Anwendung chemischer Tinte in Briefen aus Berlin auf der Hut zu sein! —

Eines Morgens erfuhren wir, daß auch Tiedemann erschossen sei. Diese Nachricht stimmte uns Alle ernst; denn wenn er auch manche Eigenheiten hatte und zu dem Posten, den er einnahm, wenig Befähigung zeigte, so war er doch ein guter braver Mensch. Er hatte lange Hoffnung gehabt, bis er einen Brief, den er einst an Struve schrieb, bei den Akten sah. Der Gedanke an sein armes Weib und seinen Sohn im fernen Griechenland beunruhigte ihn oft und ihrem Andenken floß in stiller Nacht manche Thräne. Biedenfeld hatte vor seinem Tode ausgesagt, er vermuthe, daß Tiedemann irgendwo eine bedeutende Geldsumme verborgen habe; ich glaube nicht daran und es hat sich auch nichts gefunden. Sein Todesurtheil vernahm er mit männlicher Fassung und starb wie ein Held. Er litt nicht, daß man ihm die Augen verband, sondern sagte: „Ich will meine Mörder sehen".

An seine Frau schrieb er in neugriechischer Sprache folgenden Brief. *)

„Mein geliebtes Weib! Mit bittern Thränen gebe ich Dir Nachricht vom Ende meines Lebens, denn morgen früh um die vierte Stunde werden die Preußen mich zum Tode bringen. Erwünscht ist mir der Friede. Ich bitte Dich um Verzeihung für Alles, wodurch ich Dich etwa beleidigt hätte, und als gute Christin wirst Du mir wohl Verzeihung gewähren, sowie ich auch Deinetwegen Alles verzeihe. Besser, wenn Du nicht allzusehr um mich leidest. Als gutes Geschöpf (*καλὸς ἀνθρωπος*) aber wirst Du das Herbe tragen,

*) Nach Fickler's Uebersetzung.

Vielduldende, für unſer Kind. Meine Eltern werden mein Erbtheil für meinen geliebten Demetrius ausfolgen. Armes Weib, vielduldende Gefährtin! Der allmächtige Gott möge Dich heil bewahren. In der anderen Welt ſehe ich Dich wieder. Ich umarme Dich im Geiſte".

Den Archimandriten von Athen bat er, ſeine Frau und Kind auf die Todesnachricht vorzubereiten.

Den Tag nach Tiedemanns Tode kam ein badiſcher Officier und hieß mich, meine Effekten zuſammenpacken, da ich in ein anderes Gefängniß gebracht werden ſolle. Dergleichen Veränderungen waren damals ſehr bedenklich, da man die Todteskandidaten ſtets beſonders zu verwahren pflegte.

Ein wenig beſtürzt machte ich mich bereit und nahm Abſchied von meinen bisherigen Leidensgefährten, die mir mit bangen Ahnungen und trüben Mienen nachſahen. Ich folgte der Wache durch die Poterne, wo wir auf den Officier warten mußten, der noch einen anderen Gefangenen hatte. Nach einer Weile kam er und zu meiner Ueberraſchung mit Profeſſor Kinkel. Wir kannten uns flüchtig vom demokratiſchen Kongreſſe her. Er hatte die badiſche Revolution als Freiſchärler beim Willich'ſchen Corps mitgemacht und erhielt in einem Gefecht an der Murglinie einen Streifſchuß am Kopf, der ihn betäubte, ſo daß ein Kamerad ihn aus dem Gefecht führen mußte. Dieſer Mann wußte ſich nicht zurecht zu finden, führte ihn grade in die Preußen hinein und Beide wurden gefangen genommen. — Er ſagte mir, daß er ſeit ſeiner Ankunft in Raſtatt in einem ſchauderhaften Loche geſeſſen habe und bei einer Veränderung nur gewinnen könne. Dieſen Vorzug erhielten alle Preußen unter den Gefangenen; es wurden ihnen die ſchauderhafteſten, ungeſundeſten Kaſematten angewieſen.

Man brachte uns nach Bastion XXX; hier hatte früher Struve gesessen und später Major von Hindersin. Ich hoffte mit Kinkel in dasselbe Gefängniß zu kommen und freute mich sehr darauf; allein es wurde nichts daraus; er kam in das Reduit rechts, ich in das links, wo ich die Stelle einnahm, welche durch Tiedemanns Tod frei geworden war. Ein böses Omen! Mein Stubengenosse in diesem von Struve eingeweihten festen Zimmer war Major Fach.

Vierzehntes Capitel.

Die neue Kaſematte. — Kinkel. — Oberſt Böning und Major Heilig todt. — Ich will durchaus kein Preuße ſein. — Meine Frau — Wirkliches Verhör. — Amtmann von Stengel. — Sehr viel „hiſtoriſche Documente“. — Ein Wort über Standgerichte. — Ihr Charakter in Baden. — Fluchtgedanken. — Brief an General Gröben. — Antwort. — 'ne Kugel vor'n Kopp. — Obergerichtsadvokat Kuſel. — Verſchiedene Anſichten. — Geiſt preußiſcher Militärgerichte. — Die Nacht vor dem Standgericht. — Das Standgericht. — Ein blutdürſtiger Haaſe. — Meine Vertheidigung. — Zeugenverhör. — Ein ſehr unbedachter Haaſe. — Die Rede meines Anwalts. — Keine Hoffnung. — Standrichter-Portraits. — Eine unangenehme halbe Stunde. — Das Todesurtheil. —

In materieller Hinſicht gewann ich bei der Veränderung meines Gefängniſſes. Die Kaſematte war gedielt, eine Treppe hoch gelegen, und enthielt zwei Betten, einen Tiſch und zwei Stühle, Luxusgegenſtände, welche wir in der früheren Kaſematte nicht kannten. — Mit meinem Kaſemattengenoſſen vertrug ich mich gut, trotz ſeiner Neigung zum Aufſchneiden. Er hatte im Hauſe des Bankier Mayer im Quartier gelegen, der zwar ſelbſt aus der Feſtung geflohen war, aber ſeine Frau zurückgelaſſen hatte. Fach hatte die Dame gegen mancherlei Erpreſſungen in Schutz genommen und ſie zeigte ſich nun dankbar dadurch, daß ſie ihm ſtets gutes Eſſen und täglich eine Flaſche Wein ins Gefängniß ſchickte,

welches so reichlich war, daß wir Beide daran genug hatten; auch mit Cigarren wurden wir aus derselben Quelle versorgt mit Erlaubniß des Commandanten, der bei Herrn Mayer sein Quartier hatte. Ja, die freundliche Dame begleitete Fach's alte Mutter, die aus Rheinbaiern herüber gekommen war, in die Kasematte.

Da wir uns mit den Soldaten sehr gut standen, so fehlte es uns auch nicht an Gelegenheit, Briefe abgehen zu lassen und Geld zu empfangen. Vormittags und Nachmittags gingen wir eine Stunde lang im Hofe der Bastion spazieren. Gewöhnlich wurden nur die Gefangenen eines der Reduits zusammen in den Hof gelassen; allein meistens ließen uns die Unterofficiere der Wache Alle zusammengehen, so daß ich Gelegenheit hatte, öfter mit Kinkel zusammen zu kommen. Es hieß, er sei zum Tode verurtheilt, das Urtheil aber zur Bestätigung nach Berlin abgegangen; er schien davon nichts zu wissen. Seine Thätigkeit in Baden fiel wenig in die Wagschaale; allein er hatte sich bei revolutionären Bewegungen in Rheinpreußen betheiligt und unter den Papieren des nachlässigen Struve, die derselbe zurückgelassen, fand sich ein von Kinkel entworfener Plan zur Revolutionirung der Rheinprovinz. Kinkel und ich schlossen uns herzlich an einander an und wir freuten uns jedesmal, wenn wir im Hofe zusammenkommen konnten; wo nicht, so wechselten wir doch immer einige Worte, wenn einer von uns im Hof war und der andere am Fenster stand, was die Wachen nicht verhinderten. Er sagte mir, daß er unter dem Sitz des Stuhles in seiner Kasematte, in welcher er allein saß, ein versiegeltes Packet verborgen habe, welches ich mir verschaffen und an die Adresse befördern möchte, wenn er einmal unvermuthet weggeholt werden sollte, was ich natürlich zu thun versprach.

In der Bastion waren noch eine Menge gefangener

Soldaten, denen man gestattete, den ganzen Tag über im Hof zu bleiben, wo sie sich auf alle mögliche Weise amüsirten. Da die Cholera herrschte und andere Krankheiten in den Kasematten wütheten, wo gegen Tausend der Gefangenen ihr Leben verloren haben sollen, so wurden alle Abende Branntweinrationen ausgetheilt.

Eines Tages hielt vor Bastion XXX ein Wagen, den zwölf Mann Infanterie und zwei Gensd'armen begleiteten. Es hieß, Oberstlieutenant Corvin und Professor Kinkel sollten sich ankleiden. Ich war sehr überrascht; denn ich wußte nicht, wie ich mit Diesem zusammen kam, da wir uns in Baden während der Revolution niemals getroffen hatten; diese Zusammenstellung schien mir etwas bedenklich, da es, wie schon bemerkt, hieß, daß Kinkel zum Tode verurtheilt sei. Nachrichten von Hinrichtungen mehrten sich jetzt. Major Heilig war erschossen worden; er hatte zwei Flaschen Wein geleert und ging gleichmüthig, seine Cigarre rauchend, zum Tode. Der alte gute Böning war gleichfalls todt. „Vater im Himmel", sagte er, „ich komme, meine Mörder bei Dir anzuklagen". Die Kugeln führten ein Stück seiner Hirnschale, mit einer langen, grauen Locke daran, weit weg.

Wir stiegen nebst den beiden Gensd'armen in den Wagen, der sich langsam, wie ein Leichenwagen fortbewegte, damit die Bedeckung folgen konnte. Frauen und Mädchen, welche am Wege standen, stürzten weinend und händeringend in die Häuser; sie meinten, wir würden zum Tode geführt und es hatte auch wirklich ganz den Anschein.

Ich wollte Kinkel befragen, weshalb wir wohl zusammen geholt würden? wurde aber von den Gensd'armen barsch zur Ruhe gewiesen. Die Sache war indessen sehr einfach; wir hatten denselben preußischen Verhörsrichter und saßen in derselben Bastion gefangen. Die preußischen Untersuchungs-

richter waren ſtets ſo artig, Leuten von einiger Bedeutung einen Wagen zu ſchicken, obwohl ich ihnen dieſe Artigkeit gern erlaſſen hätte, denn es war eine wahre Pönitenz, ſo im Schritt den weiten Weg zu fahren. Die badiſchen Richter waren nicht ſo umſtändlich; ſie betrieben die Sache weit gemüthlicher; gewöhnlich wurde ich ſpäter durch eine Patrouille von drei Mann, dann nur blos durch einen badiſchen Unterofficier ins Verhör geführt. Der preußiſche Auditeur ſagte mir, daß man von der Magdeburger Regierung die Kopie eines Schreibens geſandt habe, durch welches mir der definitive Abſchied aus dem Officierſtande und dem preußiſchen Unterthanenverbande abgeſchlagen war. Ich wies das Gericht nun an das Miniſterium des Innern, wo die Sache durch einen Vetter von mir, einen Geheimrath, damals doch noch bewirkt worden war. Solch ein Vetter in einem Miniſterium iſt eine prächtige Sache! Dadurch war wieder Zeit gewonnen.

Hin und wieder erhielten die Eltern und Schweſtern der gefangenen Soldaten Erlaubniß, dieſe zu beſuchen. Das harte Loos der Gefangenen in den Kaſematten erregte allgemeine Trauer und Theilnahme im Lande und es war rührend anzuſehen, wie dieſe armen Leute zitternd und weinend die gefangenen Angehörigen begrüßten. Die Soldaten nahmen aber die Sache bei weitem kühler und intereſſirten ſich weit lebhafter für die mitgebrachten Lebensmittel, als für die Thränen.

Meine Frau hatte mir nach Mannheim geſchrieben: „Ehe Du Dich von den Preußen gefangen nehmen läßt, lieber erſchieße Dich“. — Das war zwar ein ganz vortrefflicher ſpartaniſcher Vorſchlag, in der Theorie; allein ich fand für gut, ihn in der Praxis etwas zu modificiren. Man muß ſich mit dergleichen Dingen, die man nicht ungeſchehn

machen kann, nicht übereilen und dann haben die Preußen, wenn's doch einmal todtgeschossen sein soll, im Todtschießen weit mehr Uebung als ich, und sechs Mann, die auf fünf Schritt auf den Kopf, und sechs, die auf die Brust zielen, tödten weit angenehmer als eine Pistolenkugel, die ich die Unbequemlichkeit habe, mir selbst durch meinen Hitzkopf zu schießen.

Als meine Frau meinen Brief aus Freiburg erhalten hatte, glaubte sie ganz naiv, daß wir „vorsätzlich unsere Seligkeit gesucht" und uns mit den Festungswerken bis in den siebenten Himmel gesprengt hätten. Durch die Zeitungen erfuhr sie indessen, daß wir zwar nicht so heroisch, aber vernünftiger gehandelt hätten, zum Aerger einer Menge sehr weit entfernter Demokraten, welche sehr viel von Anderer Heldenthaten halten und heroische Opfer zwar nicht zu bringen, aber doch zu loben bereit sind. Solche Leute verzeihen auch nur sich selbst das Davonlaufen und betrachten es als unverzeihlichen Verrath, wenn man nicht die erste beste Gelegenheit benutzt, todtgeschossen zu werden.

Solch wohlfeiler Heldensinn beseelte meine Frau nicht. Jetzt, da ich noch lebte, zitterte sie für mein Leben; aber sie zitterte nicht allein, sie handelte, es zu retten. Der Justizrath Dortu in Postdam war von einer Reise nach Baden zurückgekehrt, wo er seinen in Freiburg gefangenen Sohn besucht hatte. Er war zurückgekehrt, um für die alte Mutter ebenfalls die Erlaubniß zu erwirken, ihren Sohn sehen zu dürfen. Ach, er war das einzige Kind und ein schöner, feuriger, braver Junge. Ich sah ihn zwei Mal; das erste Mal als Präses „des in Permanenz sitzenden Ausschusses des Demokratencongresses" und dann als eine Art von Adjutant von Becker, in Carlsruhe. Meine Frau fuhr von Berlin nach Potsdam, um den Justizrath über die Verhältnisse in Baden

zu befragen. Derſelbe wohnte in einem eleganten Landhauſe an der Havel, etwa eine halbe Stunde von der Stadt. Als er den Namen meiner Frau hörte, ergriff er ihre beiden Hände und führte ſie dann zu ſeiner Frau. —

Mit Mühe war es dem Vater gelungen, ſeinen Sohn für eine halbe Stunde zu ſprechen und man zwang ihn, ſogleich mit dem nächſten Bahnzuge wieder abzureiſen. Der junge Dortu war nicht niedergeſchlagen. Er hatte ſeinem gebeugten Vater Muth eingeſprochen und ihm geſagt, er möge ſtolz darauf ſein, daß ſein Sohn für die Freiheit Deutſchlands dulden und ſterben dürfe. Der Vater hatte ſich gefaßt und die Mutter auch; — doch ſehen wollte ſie ihr liebes Kind noch einmal und wartete mit ſchmerzlicher Ungeduld auf die Erlaubniß. Ihr Koffer war bereits zur Reiſe gepackt und meine Frau kam mit ihr überein, mit ihr zuſammen zu reiſen. — Einige Tage darauf erhielten die Eltern ſtatt der erbetenen Erlaubniß die Nachricht, daß ihr Sohn in Baden erſchoſſen ſei. — Meine Frau fuhr abermals nach Potsdam, die betrübte Mutter zu tröſten; allein Madame Dortu wollte Niemand ſehen, obwohl ihre Dienerin ſagte, daß ſie gefaßt ſei.

Nach Berlin zurückgekehrt, ſchrieb meine Frau an den Prinzen von Preußen und ging nach Schloß Babelsberg bei Potsdam, um die Prinzeſſin perſönlich zu bitten, dieſes Geſuch, bevorwortet, dem Prinzen einzuſenden. Als ſie ſich melden ließ, erſchien die Hofdame der Prinzeſſin, Gräfin Haake. Dieſe zeigte ſich ſehr liebenswürdig und theilnehmend, erkundigte ſich nach Allem und ging dann mit dem Briefe an den Prinzen zur Prinzeſſin. Als ſie zurückkehrte, ſagte ſie, daß dieſelbe meine Frau annehmen wolle, wenn ſie drauf beſtünde ſie zu ſprechen; allein ſie müſſe ihr im Voraus ſagen, daß ſelbſt ihre Befürwortung nichts nützen werde, in-

dem der Prinz verſprochen habe, in dieſen Sachen nichts zu thun und auch die Damen habe verſprechen laſſen, ſich nicht einzumiſchen; das Schickſal der Gefangenen liege einzig in den Händen der in Baden commandirenden Generale. Unter ſolchen Umſtänden drang meine Frau nicht weiter auf eine Unterredung und fuhr troſtlos nach Berlin zurück, und von hier nach Baden.

Unterwegs nahm ſie mit Zittern jedes Zeitungsblatt in die Hand, denn ſie fürchtete darin die Nachricht von meinem Tode zu finden. Sie hielt ſich in Frankfurt nicht einmal auf, ihre Eltern zu beſuchen, ſondern eilte weiter. Dem erſten preußiſchen Officier, den ſie in Heidelberg ſah, gab ſie ſich zu erkennen und fragte, ob ich noch lebe? — Mit etwas leichterem Herzen fuhr ſie weiter nach Raſtatt. Mit ihr im Wagen ſaß ein junges Weib, eine Schwäbin, deren „Brüderl“ gefangen war; ſie wollte auch nach Raſtatt zum Prinzen, um ihn loszubitten. Am Bahnhof erſchien derſelbe zufällig zu Pferde, gefolgt von einer zahlreichen Suite. Die junge Schwäbin drängte ſich furchtlos durch all die Pferde, rufend, daß ſie zum Prinzen wolle, da ihr Brüderl gefangen ſei.

Meine Frau war in Raſtatt unbekannt, und als ſie einen Herrn nach dem beſten Hotel fragte, erbot ſich derſelbe ſie zu begleiten. Er war ein Badenſer, hatte das Geſpräch mit der Schwäbin gehört, und blieb gleichfalls in Raſtatt. Er geleitete meine Frau in das am Markte liegende Kreuz und rieth vorſichtiger Weiſe, zuerſt mit dem Wirth beſondere Rückſprache zu nehmen. Der Kreuzwirth fürchtete ſich vor den Preußen faſt ebenſo ſehr wie vor ſeiner Frau, die ſich übrigens gut demokratiſch gezeigt hatte, und war durch das Erſcheinen meiner Frau in große Angſt geſetzt; allein er war ein gutmüthiger Mann und brachte ſie in ein Zimmer, bat

ſie aber, daſſelbe verſchloſſen zu halten und nur auf ſein beſonderes Klopfen zu öffnen. Wenn die Officiere von Tiſch aufgeſtanden ſein würden, wolle er es ſagen. Er kam und brachte meiner Frau mit großer Heimlichkeit ein Glas Wein und etwas Brod und ſagte, daß jetzt der Commandant, Major von Weltzien, in ſeinem Büreau ſei und ſie ihn ſprechen könne.

Sie ging über den Markt in dieſes Büreau und ließ ſich melden. Der Major kam ihr ſchnaubend entgegen: „Was wollen Sie? — Ihren Mann ſehen? — Das iſt ja auch einer von denen, die Freiheit und Gleichheit predigen. Nein, Sie können ihn nicht ſehen.“ — Meine Frau erwiderte, daß ſie nicht gekommen ſei, meine politiſchen Anſichten zu vertheidigen; ſie ſtehe hier vor ihm als eine bittende, tiefbetrübte Gattin, die Tag und Nacht gereiſt ſei, um ihren in der Gefahr ſchwebenden Mann eine halbe Stunde zu ſehen. „Ich war in der That auf die Vorwürfe nicht vorbereitet, die Sie mir machen,“ fuhr ſie fort, „ſondern glaubte bei den höhern Officieren die Theilnahme zu finden, welche jede unglückliche Frau in meiner Lage von gebildeten Männern erwartet.“ — Weltzien, ein ſehr braver Officier, war ein Polterer den Schwachen gegenüber und lärmte nur um ſein Herz zu übertäuben, welches weich wie Butter war. Er wurde denn auch bald gerührt und ſagte, daß er nichts gegen die Unterredung habe, wenn der Gouverneur, Generallieutenant von Holleben, ſie erlaube. — Der Gouverneur wohnte auf dem Schloß. Auf der Straße fragte meine Frau einen Soldaten nach dem Weg dorthin; der Mann ſah ſie an und gab ihr keine Antwort. Sie wandte ſich an einen andern Soldaten; dieſer fragte zum Fenſter hinausſehende Officiere, ob er antworten dürfe? Als dieſe Erlaubniß gegeben war, zeigte er meiner Frau den Weg. Nach einigen Zögerungen gelang es ihr

angemeldet zu werden und der General kam heraus. Es war das ein sehr wohlwollender alter Mann, der sich mitleidig und theilnahmvoll zeigte. Er führte meine Frau in sein Zimmer, weigerte sich aber, die erbetene Erlaubniß zu geben, da er so eben dasselbe Gesuch der Frau Kinkel abgeschlagen, die sich in wenig angemessener Weise benommen habe. Frau Kinkel war außerordentlich aufgeregt gewesen und hatte den General mit einem Schwall von emphatischen Vorwürfen überschüttet, deren Ungeeigentheit selbst den wohlwollenden Mann erzürnt hatte. Meine Frau benahm sich klüger. Sie fuhr fort zu bitten und sagte, daß sie morgen wieder kommen und ihre Bitten erneuern wolle, wenn er sie heute abschlüge. Er könne das nicht thun, er werde nachgeben, er könne nicht so hart sein, dafür habe er ein zu gutes, wohlwollendes Gesicht. Damit rückte sie ihm den Stuhl zurecht und gab ihm die Feder in die Hand. Die alte Excellenz lächelte und gab nach. Meine Frau wurde zum Commandanten zurück begleitet und dieser ersucht, ihr einen Officier als Führer nach Bastion XXX mitzugeben. Der Platzmajor, Lieutenant von Münchhausen erschien und benahm sich mit großer Theilnahme und Schicklichkeit, ebenso wie Herr v. R., welcher sie begleitete.

Es war am 16. August Nachmittags: ich war in meiner Kasematte, als ich vom Hofe herauf Kinkels Stimme mich rufen hörte. Als ich ans Fenster trat, sagte er mir, daß meine Frau käme. Das war eine schmerzliche Freude! — Der sie begleitende Officier war mit mir Cadet gewesen; ich erkannte in dem Gesicht des Mannes die Züge des Knaben. Er benahm sich sehr rücksichtsvoll und freundlich und veranlaßte den nicht so rücksichtsvollen Fach in den Hof zu gehen. Er selbst blieb auf dem Vorplatz und ließ uns allein, nachdem er auf sehr anständige Weise daran erinnert hatte,

daß es nicht geſtattet ſei, Briefe fortzuſchicken, oder anzunehmen u. ſ. w. Ehe er noch ausgeſprochen hatte, wußte ich was er wollte und gab ihm mein Ehrenwort, daß ich ſeine rückſichtsvolle Freundlichkeit nicht mißbrauchen wolle.

Unſer Wiederſehen war traurig. Meine Frau konnte es ſich nicht vorſtellen, daß ich erſchoſſen werden ſollte und dennoch hatte ſie keine Hoffnung! Was kehrten ſich die Preußen an den Jammer der Frauen! Hatte nicht Trützſchler auch eine Gattin und Kinder, die ihn liebten und dennoch mußte er ſterben; obwohl er nicht einmal Soldat war; der Boden von Mannheim trank ſein edles Blut. Die Liebe iſt kein Talisman gegen Spitzkugeln, die „mit Gott“ aus frommen Nadelflinten geſchoſſen werden! — — „Und mußt Du denn ſterben,“ ſagte meine Frau endlich, „ſo ſtirb wie ein Mann. Ich weiß, Du biſt muthig und wirſt herzhaft ſterben.“ — Da ſie durchaus etwas thun wollte, ſo rieth ich ihr, zu Graf Gröben zu gehen, der in Baden war. —

Wir wollten die Güte des wackern Offiziers nicht länger mißbrauchen und ſagten uns Lebewohl. Als meine Frau die Treppe hinabſtieg, wankte ſie und ich eilte ihr nach, um ſie zu unterſtützen. Wie rührte mich dieſe Schwäche bei ſolcher Kraft. Sie blieb ſtehen, erholte ſich und bat mich, ſie allein gehen zu laſſen. Im Hofe traf ſie Kinkel, dem ſie ſchweigend die Hand reichte. — Sie fuhr ſogleich nach Baden und wurde augenblicklich von Graf Gröben angenommen, welcher eben von Tiſche aufgeſtanden war. Der General zeigte gleichfalls ſehr viel Theilnahme und verſprach für mich zu thun, was in ſeiner Macht ſtünde; allein ich erſchwere das ja durch meine Hartnäckigkeit. Sie möge doch dahin wirken, daß ich Reue bezeuge und eingeſtehe, verführt worden zu ſein und dergleichen. Darauf erwiderte jedoch meine Frau, daß ſie das nicht könne; denn was ich gethan, habe ich aus

voller Ueberzeugug gethan und ſie wolle ſich lieber darauf gefaßt machen, mich zu verlieren, als mich zu einer Verleugnung meiner Grundſätze zu bewegen ſuchen. — Der General bemerkte erſtaunt, „daß ſie ja noch ſchlimmer ſei, als ihr Mann.“ —

Von Baden ging meine Frau nach Mannheim, um dort liebe Freunde über einen Plan zu befragen, den ſie ſich zu meiner Befreiung ausgedacht hatte. Als ſie ſah, daß man ſie allein zu mir ließ und der Officier bemerkte, daß ſie einen Wagen nehmen könne, wenn ſie wieder komme, da der Weg ſo weit und unangenehm für ſie ſei, kam ihr der Gedanke, mich dadurch zu befreien, daß ſie die Zeit der Dämmerung zum Beſuch wählen und mich bereden wolle, in ihren Kleidern in den Wagen zu ſteigen und zu entfliehen; ſie ſelbſt wollte in meinem Anzuge im Gefängniß zurückbleiben. Unſere Freunde ergriffen die Idee mit großer Begierde und ſogleich wurden paſſende Kleider für dieſen Zweck zurecht gemacht. Die Sache wurde mit großer Heimlichkeit betrieben und ſorgfältig vor den Dienſtboten verborgen, vor denen meine Frau auch nicht bei ihren Namen genannt wurde. Als alle Vorbereitungen fertig waren, wurden franzöſiſche Schmuggler beſtellt, ſich für einen gewiſſen Abend am Rhein bereit zu halten, wohin ich nach meiner Flucht mich wenden ſollte. Beſondere Erkennungszeichen waren natürlich verabredet. Voll der beſten Hoffnungen fuhr meine unermüdlich thätige Frau wieder nach Raſtatt und ſtieg zum Entſetzen des Wirths abermals im Kreuz ab. Sie ging zu General Holleben, fand ihn aber dies Mal unerbittlich, denn man hatte ihm wahrſcheinlich über ſeine erſte Nachgiebigkeit Vorwürfe gemacht. Ein Brief von ihr, ihr Portrait, um welches ich gebeten und Kleinigkeiten zu meinem Gebrauch wurden mir indeſſen durch einen Huſaren überbracht, darunter auch Parfümerien, da ſie

wußte, daß ich dieſelbe Liebhaberei wie Mahomet hatte. General von Holleben ſchickte ſeinen Adjutanten in den Gaſthof und ließ meiner Frau ſagen, er könne ſie nur bis zum Abend ſchützen; ſie möge lieber abreiſen, um ſich keine Unannehmlichkeiten zuzuziehen. Sie ſtieg alſo in den Omnibus, als ob ſie der Aufforderung Folge leiſten wolle, ging dann aber in einen kleinen Gaſthof, welcher den „drei Königen“ gegenüber am Markte lag. Die Tochter des Hauſes war freundlich geſinnt und meine Frau erhielt ein Zimmer im obern Stock, wo ſie die Nacht blieb. Am andern Morgen kam aber ſchon wieder ein Poliziſt, der ihr die Ordre brachte, mit dem zehn Uhr abgehenden Zuge abzureiſen. Das koſtete viele Thränen, denn damit war das Fluchtproject zu Waſſer geworden. —

Meine Frau kehrte abermals nach Mannheim zurück, wo man ihr ſagte, daß General von Holleben im Gouvernement von Raſtatt durch den General von Coelln abgelöſt werden ſolle und daß derſelbe vielleicht eher geneigt ſein würde, eine Zuſammenkunft mit mir zu bewilligen, ſo daß die Flucht am Ende doch noch ausgeführt werden könne; bis dahin möge ſie warten. Da in der That nichts Beſſeres zu thun war, ſo ging meine Frau einſtweilen zu ihren Eltern nach Frankfurt.

Die Zeit verging mir im Gefängniß ſchnell. Wir rauchten viel, laſen, ſpielten Karten und ich ſchrieb „Erinnerungsblätter“ nieder, wovon Auszüge im Morgenblatt abgedruckt worden ſind. Unterdeſſen hatte man endlich ausfindig gemacht, daß ich kein Preuße mehr ſei und der Adler mußte ſich für dies Mal den Schnabel putzen und mich dem Zähringer Löwen überlaſſen, der von Natur gar nicht ſo blutdürſtig war.

So kam denn endlich der gefürchtete Tag meines Verhörs, vor dem badiſchen Amtmann von Stengel. Vor

ihm lag ein dicker Actenſtoß, der nur Papiere enthielt, die mich betrafen und meiſt von meiner Hand waren. So oft er darin blätterte, erkannte ich mit Schrecken einen der Briefe, die ich bei verſchiedenen Gelegenheiten geſchrieben hatte. Glücklicherweiſe iſt mein Gedächtniß gut, ſo daß ich mich bei der Form der Briefe auch gleich des Inhalts und der Umſtände erinnerte, unter denen ſie geſchrieben worden. Das Vorhalten der Papiere überraſchte mich daher nicht ſehr, denn ich war darauf vorbereitet. Das Schickſal hatte es in der That wunderbar gefügt. Auch nicht das unbedeutendſte Zettelchen, das ich in Baden geſchrieben und nicht ſelbſt vernichtet hatte, war zu Grunde gegangen; wohin ich ſie auch geſchickt haben mochte — die Briefe an meine Frau ausgenommen — ſie waren alle in den gefährlichen Actenſtoß geſchlüpft. Von einer flüchtigen Dispoſition zu einem beabſichtigten Ausfall, die Tiedemann acht oder neun Mal hatte kopiren laſſen, fanden ſich Original und ſämmtliche Kopien unter den „hiſtoriſchen Documenten.“

Stengel verlangte von mir eine Darſtellung meines Wirkens in Baden. Da es mir darau lag, Zeit zu gewinnen, ſo erzählte ich Alles ſehr umſtändlich, wenn auch nicht ſo wie in dieſen Blättern, und — wie leicht erklärlich — mit etwas mehr Beſcheidenheit, wozu ich meine Gründe hatte. Stengel verfehlte denn auch nicht, manchmal zu ſagen: „Aber Herr von Corvin, Sie müſſen Ihre Wirkſamkeit nicht gar zu gering anſchlagen, wo doch hier die Beweiſe vorliegen, daß ſie eine ſehr bedeutende geweſen iſt.“ — „Oh, — bitte“ — erwiderte ich, aufrichtiger dieſe Anerkennung ablehnend, als Cäſar die Königskrone. — Uebrigens muß ich auch meinerſeits anerkennen, daß Stengel bei dem Verhör, welches mehrere Nachmittage dauerte, ſich ſehr loyal benahm. Ich hätte

keinen Unterſuchungsrichter finden können, der es beſſer verſtanden, die Erfüllung ſeiner Pflicht mit der Humanität zu verbinden.

Die erſte Hauptbeſchuldigung, die gegen mich vorlag, war die, daß ich bei der Beſchießung von Ludwigshafen das Commando geführt habe. Die Leſer wiſſen wie es ſich damit verhielt; allein ohne Lindemanns Denunciation hätte man mich immer noch als bloßen Zuſchauer betrachten können, wie ich mich denn überhaupt bei dem ganzen Verhör als einen höchſt neugierigen Menſchen zu erkennen gab. Als man nun vollends auf meine Wirkſamkeit in Raſtatt kam — nun, da war die Sache ſehr klar: zu jedem meiner Schritte hatte man ein „hiſtoriſches Document," wie Tiedemann geſagt haben würde. Mit Einem Wort, ich ſah nicht ein, weßhalb ich nicht todt geſchoſſen werden ſollte, es ſei denn, daß mein altes Glück dies nicht zuließ, oder die geweihte Medaille an meinem Halſe ſelbſt mein Ketzerleben beſchützte.

Stengel empfahl mir den Advokaten Kuſel in Bruchſal zu meiner Vertheidigung. Obgleich derſelbe nicht zu denjenigen Advokaten gehöre, welche verpflichtet ſeien, die Vertheidigungen zu übernehmen, ſo glaube er doch, daß er es gern thun werde, da mein Prozeß der intereſſanteſte ſei, der bis jetzt vorgekommen. Ich muß geſtehen, mich intereſſirte er auch mehr als jeder andere.

Ich hatte indeſſen wenig Hoffnung auf den glücklichen Ausgang deſſelben und das aus mancherlei Gründen. Es waren Leute erſchoſſen worden, die weit weniger Antheil an der Revolution genommen hatten als ich; ferner war ein an mir gegebenes Beiſpiel weiter tragend als bei den meiſten Andern, da ich durch meine ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit in einem größeren Kreiſe bekannt war; endlich war ich einſt

preußiſcher Officier geweſen, wurde als ſolcher und als abtrünniger Edelmann doppelt ſtrafwürdig befunden und ſchließlich ſtopften, wenn man mich todtſchoß, die Kugeln einen unbequemen Mund, und dann zu allerallerletzt, obwohl ich es zuerſt hätte anführen ſollen, ſaßen in dem badiſchen Standgericht Preußen als Richter. Es war das äußerſt witzig, pickelhäubiſch-ſpitzig, ausgedacht, und da die Gerechtigkeit bekanntlich blind iſt, ſo konnte ſie die Ungerechtigkeit dieſer Maßregel nicht ſehen, obwohl behauptet wird, daß ſie bei dieſer ganzen Todtſchießerei ihre Binde ſehr gut zu verſchieben wußte, wenn Merkur oder ein anderer Vetter ſie am richtigen Flecke kitzelte.

Es ſcheint mir hier am Platz ein Wort über dieſe Standgerichte zu ſagen. Sie ſind von vornherein ein testimonium paupertatis, welches die Geſetzgebung eines Landes ſich ausſtellt; allein da alle menſchlichen Inſtitutionen unvollkommen ſind, ſo wollen wir es hingehen laſſen, daß außerordentliche Zuſtände außerordentliche Abweichungen von den Landesgeſetzen rechtfertigen. Standgerichte mögen eintreten, wenn Gefahr im Verzuge iſt und das mag man während einer Revolution als Factum annehmen. Hätte man die in Mannheim und an anderen Orten gefangen genommenen Inſurgenten ſogleich ſtandgerichtlich behandelt, ſo war das nichts ungewöhnliches; allein man hütete ſich wohl das zu thun, und erließ vielmehr Proklamationen, welche unter gewiſſen Bedingungen Verzeihung verſprachen. Mit dem Fall Raſtatts war aber die Revolution unterdrückt; die alte Regierung hatte vollſtändig geſiegt und es war durchaus keine Gefahr im Verzuge, die alten Geſetze reichten vollkommen hin, die Angeklagten zu beſtrafen und das Standgericht wurde unter ſolchen Umſtänden nicht nur unnütz, ſondern es war eine offenbare Verhöhnung der Geſetze. War es aber

recht, die politiſchen Verbrecher nach Unterdrückung der Revolution ſtandgerichtlich zu behandeln, ſo mußte es mit Allen geſchehen, was aber nicht der Fall war. Ueberdies waren die Standgerichtsgeſetze auf ganz ungeſetzliche Weiſe erlaſſen, und die nachträgliche, unter dem Schutz preußiſcher Bayonnete erfolgte Beſtätigung derſelben, durch die unter dem Schutz derſelben Bayonnete freierwählte Kammer war ein Spott.

Doch abgeſehen von der Ungeſetzmäßigkeit und der Unnothwendigkeit dieſer Standgerichte nach der Uebergabe von Raſtatt, waren ſie auch durch ihre Zuſammenſetzung eine Verletzung der erſten Elemente des Rechts, die als gültig anerkannt werden, ſobald die Völker nur über das ABC der Civiliſation hinaus ſind.

Die „Standgerichtsgeſetze“ waren vielleicht urſprünglich nur zur Abſchreckung abgefaßt; denn als Geſetze betrachtet, auf die ein wirkliches Gerichtsverfahren begründet werden ſollte, waren ſie gradezu wahnwitzig. Nach ihnen konnte jede darin als revolutionär bezeichnete Handlung, ja ſelbſt das Helfen am Bau einer Barrikade, mit dem Tode, oder zehnjähriger Zuchthausſtrafe beſtraft werden. Mehr als Dreiviertel der Bevölkerung Badens hatten ſich eines der mit ſolchen Strafen bedrohten Verbrechens ſchuldig gemacht.

Zur Auslegung und Anwendung dieſer mehr als drakoniſchen Geſetze wurden nicht unbetheiligte Perſonen, ſondern fremde Soldaten berufen, die erbittertſten Feinde der Angeklagten, deren ſchon ſehr hochgeſteigerter Parteihaß durch die letzten Kämpfe mit denſelben — (die darin erſchlagenen Todten waren kaum unter der Erde und die erhaltenen Wunden noch friſch) noch weit glühender ange-

facht war. Unter dieſen Umſtänden war das ganze ſtandgerichtliche „Rechtsverfahren“ nichts als eine Farçe.

Das badiſche Standgericht beſtand aus einem preußiſchen Major als Präſes; einem Hauptmann, einem Premier- und einem Secondelieutnant, einem Feldwebel, einem Unterofficier und einem Gemeinen, ſämmtlich von den Regimentern, die uns wenige Tage vorher im Felde gegenüber geſtanden hatten. Wie dieſe Richter die Standgerichtsgeſetze auffaßten und wie ſie ſich derſelben bedienten, beweiſt die Hinrichtung von Elſenhans. Gegen die Urtheile dieſes Standgerichts fand kein Rekurs, keine Reviſion der Akten ſtatt; ja der Landesherr verlor ihnen gegenüber das Recht der Begnadigung!

Der Leſer wird begreifen, daß ich dieſem Gerichte gegenüber keinen Schimmer von Hoffnung für mein Leben haben konnte. Ich lebe ſehr gern und wenn ich auch kein Feigling bin, ſo dränge ich mich doch keineswegs zu einem nutzloſen Märtyrium. Mein Tod wäre für die Sache, der ich mein Leben geweiht, in jenem Augenblicke ganz nutzlos geweſen; der wichtigerer Männer ging ſpurlos vorüber. Durch den Beſuch meiner Frau traten die Pflichten, die ich gegen ſie hatte, anfordernder hervor; der jedem Geſchöpf innewohnende Trieb der Selbſterhaltung machte ſich mehr geltend als bisher und ließ mich auf Mittel denken, dem Tode zu entgehen. Es konnten nur Mittel ſein, die ſich mit meinen Anſichten von Ehre vertrugen. Der Gedanke an eine Flucht wurde nicht mehr ſo entſchieden zurückgewieſen und ich fing an ihn zur Ausführung zu bringen; es reizte mich wenigſtens, die Mittel dazu in meiner Hand zu haben. Von den Plänen meiner Frau wußte ich nichts.

Ich bemächtigte mich beim Spaziergange im Hof eines Fenſterhakens und machte mir daraus mit großer Kunſt und

noch mehr Geduld einen Schlüssel, wobei ich kein anderes Werkzeug anwandte als Sandstein. Dieser Schlüssel schloß bald das Schloß meines Gefängnisses einmal herum und es bedurfte nur einer kleinen Veränderung, hoffte ich, ihn zum vollständigen Oeffnen des Schlosses zu vervollkommnen. Im untern Stock, grade unter dem Lokal, in welchem sich hundert Soldaten befanden, war eine große Kasematte, in der einige Geschütze standen. Gelang es mir, Abends in diesen Raum zu kommen, so war meine Flucht leicht, denn durch die vermittelst nur angelehnter Gitter verschlossenen Kanonenschießscharten konnte man bequem hinaussteigen. Freilich standen zwei Schildwachen vor dem Gebäude; allein man konnte sie durch die kleinen Schießscharten stets beobachten und einen Augenblick wahrnehmen, wo sie plaudernd an dem zurückliegenden Thore der Bastion standen. Das Gehen eines Menschen so nahe dem vorspringenden Gebäude fiel aber nicht auf, da die große Straße hart an demselben vorüberführt. Ich hatte mir bereits mein Costüm zurechtgelegt. Mit Stock und Bündel und brennender Pfeife wollte ich hinaussteigen und ganz gemüthlich bei den Schildwachen vorbei zum Niederbühler Thor hinausgehen, oder nöthigenfalls mich die Nacht über im Holzhof verbergen und am frühen Morgen die Stadt verlassen, wo ich dann bald den Rhein erreicht hätte, über den ich geschwommen wäre, da die Passagen besetzt sein konnten. Mußte ich bei Nacht fliehen, so ging ich im Bette der Murg — damals ging es noch — zur Festung hinaus. Man vermißte mich erst nach sieben Uhr Morgens. Ein Passirschein für das Thor wäre nicht schwierig zu erhalten gewesen.

In dieser Zeit brachte mir der Platzmajor, Lieutenant von Münchhausen, ein Schreiben des Generals von Gröben aus Carlsruhe, in welchem es hieß: „Mein Ihnen gegebenes Ver-

ſprechen, Ihrer zu gedenken, wenn die Kapitulation pünktlich gehalten werde und die Uebergabe ohne Störung vor ſich gehe, habe ich treu und gewiſſenhaft bereits am 31. Juli erfüllt.“ Außerdem ließ mir General von Coelln am andern Tage noch ſagen, Graf Gröben habe ihm aufgetragen, mir mitzutheilen, er habe ſich für mich beim Großherzog verwendet und werde es nochmals thun. Herr von Münchhauſen bemerkte, dies werde hoffentlich wenigſtens zur Folge haben, daß das Urtheil zur Beſtätigung nach Carlsruhe verlangt werde. Aus Verſehen kam auch das Schreiben Gröben's an den General Coelln in meine Hände, worin dieſer angewieſen wird, ſeine Verwendung für mich dem Präſidenten des Standgerichts mitzutheilen. Ich ſchrieb dieſe Nachricht meiner Frau und gab mich wirklich ſo der Hoffnung hin, daß ich darüber den Gedanken zur Flucht fallen ließ.

Dieſelben Gründe, welche mich früher davon abgehalten hatten, walteten noch und verurſachten, daß ich die ganze Sache nicht mit rechtem Eifer betrieb; auch hatten wohl die Nachrichten von mißglückten Fluchtverſuchen einigen Einfluß darauf. Manche derſelben waren freilich ſehr ungeſchickt angefangen. Fünf Freiſchärler, die in Fort B arbeiten mußten, flohen am hellen Mittag. Vier wurden auf der Stelle erſchoſſen und den fünften, den man ſpäter einholte, traf daſſelbe Schickſal. Der Kommandant von Weltzien ließ die Leichen auf Bretter legen, in den verſchiedenen Kaſematten umhertragen und ihren Kameraden zeigen. Dabei hielt er eine Predigt.

Ich habe hier meine Handlungsweiſe und deren Beweggründe mit der größten Offenheit dargelegt, obwohl ich ohne beſondere Mühe meinen Bekenntniſſen ſehr leicht eine andere Färbung hätte geben können. — Man hat nur ein Leben

zu verlieren und ſo freudig ich es geopfert haben würde, wenn ich dadurch einen dem Opfer angemeſſenen Zweck erreicht hätte, ſo wenig bin ich geneigt, es wegen des Lobes oder Tadels einiger Perſonen zu opfern, die ſtets gute Sorge tragen, ihr liebes Leben nicht zu verlieren; ich meine die Ausreißer, die mich beſonders von London aus mit ihren elenden Verläumdungen bewarfen, als ich außer Stande war, mich zu vertheidigen.

Dieſe Predigten des Kommandanten waren höchſt ergötzlich; uns Führer verſchonte er damit, er wollte nur die Gewiſſen der Verführten rühren; uns gab er als unverbeſſerlich auf; allein nicht ſelten hörten wir, durch ein im Hofe der Baſtion ſtehendes Gebüſch verdeckt, unſer Lob mit an.

Aergerlicher als die Predigten dieſes martialiſchen Abraham à Sta. Clara waren die Grobheiten einzelner ungebildeter Officiere, die uns bis in die einſame Kaſematte verfolgten. Ein Major, mit waſſerblauen, vorſtehenden Froſchaugen und Falſtaffgeſicht, blieb vor der geöffneten Thür der Kaſematte ſtehen und rief mit flegelhaftem Ausdruck mir zu: „Kommen Sie einmal her!“ Ich ging bis an die Thürſchwelle und ſah ihm ruhig in's Geſicht. Er glotzte mich, ohne ein Wort zu ſprechen, wohl drei Minuten lang an und ging dann fort.

Eines Abends, als wir eben beim Nachteſſen ſaßen, erſchien in der ſich öffnenden Thür ein junger Lieutnant, dem die Kadetteneierſchale noch auf dem Helm klebte; hinter ihm ſtand der wachthabende Unterofficier. Es war ſchon etwas dunkel und Fach ſah ihn nicht, oder glaubte, es ſei der Burſche, blieb daher auf ſeinem Bette ſitzen und ließ ſich nicht im Eſſen ſtören. Dieſer Embryo von einem Militär vermerkte das aber ſehr übel und ſchrie mit ſeiner Kinder-

trompetenſtimme: „Herr, können Sie nicht aufſtehen, wenn ein preußiſcher Officier kömmt?“ Und als er ſich zum Gehen wandte, ſagte er zum Unterofficier: „Wenn die Kanaillen nicht pariren, gleich 'ne Kugel vor'n Kopp! ohne Umſtände, gleich 'ne Kugel vor'n Kopp!“ Nach meiner Meinung hätte dieſem jungen Menſchen etwas anderes auf den dem Kopfe entgegengeſetzten Theil gehört. Solche Officiere waren indeſſen nur Ausnahmen, wie ich zur Steuer der Wahrheit beifügen muß. Die Unterofficiere waren nur fanatiſch unter den Augen der Officiere, ſonſt benahmen ſie ſich durchſchnittlich anſtändig und oft ſehr delikat und die Gemeinen konnte man gar nicht beſſer wünſchen, ſobald ſie uns nur ein Wenig kennen gelernt hatten. Die Officiere hatten ſie durch allerlei empörende Lügen über uns fanatiſirt und unter Anderm erzählt, daß wir zwei preußiſche Gefangene in Stücke geſchnitten hätten! Manche Truppentheile, erzählten die Soldaten, weigerten ſich nach Baden zu marſchiren und man mußte ſie dazu zwingen; ja einzelne Compagnien ſeien entwaffnet und nach Preußen zurückgeſchickt worden.

In der zweiten Woche des Septembers reiſte meine Frau abermals nach Raſtatt und nahm alles mit, was ſie zu meiner Flucht erforderlich hielt. Sie ſtieg in dem kleinen Gaſthof ab, wo man ſie vorher ſo freundlich aufgenommen hatte und ging gleich zu General von Coelln. Dieſer ſagte jedoch, daß er grade jetzt eine Zuſammenkunft mit mir nicht geſtatten könne, da mein Standgericht bereits auf Sonnabend den 15. September feſtgeſetzt ſei; doch verſprach er, daß es ihr geſtattet ſein ſolle, mich nach dem Urtheilsſpruch zu ſehen. —

Es ſchien meiner Frau wichtig, mir die Nachricht mitzutheilen, und für vier Kronenthaler fand ſie Jemand, der

mir ein Zettelchen überbrachte und die Antwort mit zurücknahm. Mit Geld hätte meine Frau damals sehr viel ausrichten können; allein ihre Mittel waren beschränkt und diese Reise ꝛc. kosteten viel. Zum Unglück war mein Schwiegervater durch einen Associé in einen Prozeß verwickelt worden, der ihm für den Augenblick all seines Einkommens beraubte, so daß von dieser Seite keine Hülfe geleistet werden konnte und von der demokratischen Partei wurde keine geboten. —

Es kam meiner Frau nun sehr darauf an, den Advokaten kennen zu lernen, der mich vertheidigen sollte und sie stellte zu diesem Ende Erkundigungen an, die indessen lange erfolglos blieben. Endlich erfuhr sie dessen Adresse und reiste augenblicklich nach Bruchsal ab, um mit dem Obergerichts-Advokaten Kusel Rücksprache zu nehmen. Dieser war auch so eben von Rastatt gekommen. Es war dies Mittwoch Abend. Er hatte sich noch nicht zu meiner Vertheidigung entschlossen und die Akten noch nicht gelesen, was er jedoch in der Nacht thun wolle. Er ersuchte meine Frau am andern Morgen mit ihm auf dem Bahnhof zusammenzutreffen. Dort gab er ihr den Rath, nochmals zu Graf Gröben zu gehen und womöglich zu bewirken, daß ich vor ein preußisches Gericht gestellt würde. Das sogenannte badische Standgericht hatte sich freilich so hart gezeigt, daß jedes andere erwünschter sein mußte.

Graf Gröben antwortete meiner Frau, daß ich vor kein preußisches Gericht gestellt werden könne; das habe ich ja selbst unmöglich gemacht — (und ich bin sehr froh, daß ich es gethan). — Er wolle thun, was er könne, allein er könne nichts versprechen. „Vertrauen Sie auf Gott!“ schloß er endlich, aber meiner Frau klang dies förmlich wie ein Hohn und sie sagte mit einiger Heftigkeit: „Wie können Sie mich

auf Gott verweiſen, wenn das Schickſal meines Mannes von einem Zuge Ihrer Feder abhängt!“ —

Sie ging nun auch zu dem badiſchen Kriegsminiſter, Oberſt von Roggenbach. Als derſelbe ſie empfing, hatte er Mühe, ſeine Thränen zu unterdrücken und ſagte: „Ich ſtehe ſo eben vom Krankenbette auf, auf welches mich der Kummer über all den Jammer geworfen hat. Wir haben nicht gedacht, daß die Sache eine ſolche Wendung nehmen würde. Jetzt haben wir verfügt, daß wenn die Todesurtheile nicht einſtimmig, vorher bei uns angefragt werden müſſe, damit wir im Stande ſind, Begnadigungen eintreten zu laſſen. Richten Sie darauf Ihre Hoffnung.“

In Raſtatt traf meine Frau im Gaſthof zu den drei Königen mit Dr. Kuſel zuſammen; dieſer rieth ihr nach Mannheim zu gehen und dort Entlaſtungszeugen für mich aufzuſuchen. Sie reiſte alſo wieder dorthin und wurde in ihren Bemühungen von Freunden unterſtützt. Sie fand auch einige Perſonen, die für mich günſtige Ausſagen machten und dieſelben auch unterſchrieben; allein ſie fand keinen Notar, welcher bereit geweſen wäre, dieſe Unterſchriften als richtige zu beſtätigen. — Sie wandte ſich auch an den Gaſtwirth zum europäiſchen Hof, der Gelegenheit genug gehabt hatte, mich während der Beſchießung von Ludwigshafen zu ſehen, wobei ich ſein Haus nicht mit Truppen beſetzte — obgleich es durch ſeine Lage dazu ganz beſonders geeignet war — einzig, um nicht die preußiſchen Kanonenkugeln gegen daſſelbe einzuladen. Der Mann, der wahrſcheinlich die Angſt, die er gehabt, noch nicht vergeſſen, hatte jedoch die Rückſicht vergeſſen, die ich ihm gezeigt und ſchrie meine Frau wie beſeſſen an: „Wie, ich ſoll günſtig für Ihren Mann zeugen? Sein Sie froh, daß ich nicht gegen ihn als Zeuge auftrete; denn das war ja gar kein Menſch, das war ja ein

wahrer Teufel. Das war ja der Schlimmſte von Allen! Immer lief er mit ſeinem Perſpectiv herum und befahl wohin geſchoſſen werden ſollte und wo ſich nur ein paar Pickelhauben ſehen ließen, ſchickte er eine Kanonenkugel dazwiſchen!“ — Der Oberkellner dagegen hatte ein weicheres Herz und verſprach für mich als Zeuge aufzutreten. Er hielt denn auch ſein Wort und ich mußte ſehr lachen, als er erzählte, ich habe im Gaſthofe immer gegeſſen und getrunken, aber er müſſe ſagen, ich habe immer anſtändig und ordentlich bezahlt! — Auch einige Einwohner von Mannheim traten für mich auf und erkannten an, daß ich bei der Aushebung der Volkswehr mit Rückſicht und Schonung verfahren ſei, obwohl ich nur meine Pflicht that und einzige Söhne von Wittwen, die ihre Mütter ernährten, und Leute in ähnlichen Lagen frei gab.

Als ich am 14. eben damit beſchäftigt war, einige Notizen zu meiner Vertheidigungsrede aufzuzeichnen, erſchien mein Anwalt Kuſel in Begleitung eines Officiers. Er befragte mich über einige Punkte und verſprach Nachmittags wiederzukommen, was er auch that. Ich zeigte ihm, was ich von meiner Vertheidigungsrede niedergeſchrieben hatte; allein er war nicht ganz damit einverſtanden. Er meinte, es handle ſich hier nicht um eine Jury, ſondern um ein Standgericht und es komme nur einzig und allein darauf an zu verhindern, daß mir beſtimmte Thatſachen, deren ich angeſchuldigt ſei, bewieſen werden könnten. Es ſei daher ein verkehrter Weg und verlorne Mühe, wenn ich auf das Gefühl der Richter zu wirken ſuche.

Als Juriſt mußte er ſolche Anſichten vom Standgericht haben; allein ich theilte dieſelben keineswegs und hatte im Gegentheil die volle Ueberzeugung, daß die mangelhafte Bildung der Standrichter eine objective Anſchauungsweiſe

gar nicht zuließ, und daß die Richter durchaus nur nach ihrer ſubjectiven, durch Parteihaß und meine Perſönlichkeit influenzirten Meinung urtheilen würden. Officiere dünken ſich meiſtens viel zu weiſe, als daß ſie auf juriſtiſche „Spitzfindigkeiten“ etwas geben ſollten; in meinem Fall war ihnen die Sache ſonnenklar, ehe nur der Angeklagte den Mund aufthat. Ich kannte das Weſen der Stand- und Kriegsgerichte beſſer als Dr. Kuſel; ich hatte oft als Richter in ihnen geſeſſen und nicht ſelten gegen die Art und Weiſe derſelben geeifert. Wie Stand- und Kriegsgerichte urtheilen, davon habe ich im erſten Bande ein Pröbchen gegeben, wo ein ſolches Gericht meinen Freund Sallet wegen eines unſchuldigen Aufſatzes zu zehn Jahre Feſtungsſtrafe und Caſſation verurtheilte!

Wie oft habe ich es erlebt, daß der Präſes, oder die Officiere, die niedern Chargen im Kriegsgerichte bedrohten, weil ſie es wagten anderer Meinung zu ſein und daß dieſelben ſich einſchüchtern ließen und ihr Urtheil änderten, trotz dem Eide, den ſie vor der Verhandlung geſchworen hatten. Wenn nun ſolche Vorfälle ſchon im gewöhnlichem Lauf der Dinge vorkamen, wo höchſtens verletzte Standesvorurtheile influenzirten oder bloße Rechthaberei, um wieviel mehr mußte ich ein Urtheil nach ſubjectivem Gefühl erwarten, wo die mächtigſten Leidenſchaften mir entgegen ſtanden; ich beſchloß daher, mit aller Macht und aller mir zu Gebote ſtehenden Kunſt grad' nur auf das Gefühl zu wirken, das Juriſtiſche und die Vernunft anſprechende aber hauptſächlich dem Advokaten zu überlaſſen. Ich hatte um ſo mehr Grund die allerſtärkſten Redemittel zu gebrauchen, als ich leider nicht zuletzt das Wort haben konnte und ſorgen mußte, daß meine Vertheidigung einige nachhaltige und nicht nur momentane Wirkung äußerte.

Das ruhige und beſonnene Weſen meines Vertheidigers machte einen ſehr günſtigen Eindruck auf mich und ich faßte ſogleich großes Zutrauen zu ihm. Er hielt es für nöthig, mich darauf vorzubereiten, daß der Staatsanwalt auf die härteſte Strafe antragen werde; das dürfe mich indeſſen nicht erſchrecken, das ſei ſo gebräuchlich. Daß das Standgericht am andern Tage ſtattfinde, wollte er nicht wiſſen, vielleicht um mir die Nacht nicht zu verderben; er kannte mich ja nicht. Er hoffte viel von der Verwendung des Grafen Gröben und ſie war auch mein einziger Halt, denn ich wußte ſehr gut, daß das Gefühl der Richter ſehr ſchwer zu rühren und für ſie meine Schuld ganz unzweifelhaft war; hätte ich in dem Gericht geſeſſen, ich würde mich ſelbſt zum Tode verurtheilt haben, wenn einmal die Standgerichtsgeſetze die Norm abgaben.

Gegen Abend waren wir alle im Hof beiſammen. Als es Zeit zum Hinaufgehen in die Zelle war, ſagten mir meine Unglücksgefährten Lebewohl und wünſchten mir Glück. Kinkel kehrte noch einmal zurück und ſchloß mich bewegt und ſchweigend an ſeine Bruſt. — An jenem Abend war der Befehl gekommen, daß wir kein Licht brennen ſollten. Nun war ich ſchlimm daran, denn ich wollte am Abend meine Vertheidigungsrede völlig niederſchreiben. Ich wußte mir indeſſen zu helfen. Das Fenſter wurde mit einem Mantel dicht zugehängt, und das Schlüſſelloch, wie es immer geſchah, gleichfalls verdeckt. Ich ſchrieb bis gegen zwölf Uhr, auch noch an meinen Erinnerungsblättern und ſchlief dann ſehr ſanft. Ich hatte einen ſeltſamen Traum. Mir. träumte, ich gehe mit einer ungeheuren Fliegenklappe durch das Land und vernichte mit jedem Schlage eine ganze Stadt. Eine koloſſale Idee, ſo komiſch ſie iſt.

„Ahnungsgrauend, todesmuthig“ brach der Morgen des 15. September 1849 an. Die brave Wirthin zu den „drei Königen,“ wo meine Frau zu logiren pflegte, sandte mir zum Frühstück Chokolate und einen Schoppen Markgräfler, um mich für den schweren Tag zu stärken. Fast zugleich damit traten auch die Gensd'armen in mein Zimmer, um mich abzuholen. Der fatale Wagen stand vor dem Thor nebst der gewöhnlichen Bedeckung. Ich kleidete mich so sorgfältig als möglich, zog meinen Uniformsrock, Stiefeln mit Sporen und ein Paar helle Glacéhandschuh an; die Epauletts hatte der Kommandant leider aus meinem Nachtsack zurückbehalten. Ich wollte als Kriegsgefangener erscheinen.

Die Stadt schien mir sehr lebhaft. Alle Leute auf meinem Wege grüßten mich mit traurigem Gesichte trotz der scharf aufpassenden Gensd'armen; ich hatte, ohne daß ich es wußte, mir unter den Einwohnern von Rastatt viele Freunde erworben.

Ich mußte lange Zeit allein in einem Zimmer warten, nachdem ich noch einmal bei dem Untersuchungsrichter gewesen war, den ich bereits im schwarzen Frack und seine Papiere ordnend fand. — Als ich endlich in den Gerichtssaal geführt wurde, fand ich ihn gedrängt voll. Sogar außerhalb an den Fenstern standen die Menschen, die in dem Saale keinen Platz fanden. An der einen schmalen Seite des Saals war der Fußboden um zwei Stufen erhöht. Auf der höchsten Stufe saßen hinter einem Tische die sieben Standrichter. Rechts von ihnen auf einer Rednertribüne befand sich der Staatsanwalt, einige juristische „bottleholders“ neben sich, während neben ihm auf einer ähnlichen Tribüne, aber eine Stufe tiefer, der Verhörsrichter seinen Platz fand. Links von den Richtern, mehr im Vordergrund, saß mit Feder und Papier ein Officier, der wahrscheinlich die Funktionen eines Auditors

verſah und das Reſumé der Verhandlung den Standrichtern, in's Preußiſche überſetzt, vortragen mußte, wenn ſie ſich in das Berathungszimmer zurückzogen. Auf der linken Seite, jedoch vor der Gallerie, welche die Erhöhung abgrenzte und auf dem Fußboden des Saals, ſtand die Tribüne des Vertheidigers. Links von ihm auf der Bank der Angeklagten ſaßen ich und zwei Gensd'armen mit geladenen Gewehren. Neben dem Eingang zu der Erhöhung ſtand ein Tiſch, an welchem ein Gerichtsdiener ſaß. Die Belaſtungszeugen nahmen die ganze erſte Reihe der Zuſchauer ein; ihre Geſichter waren mir meiſtens bekannt.

Der Staatsanwalt beſchuldigte mich ſofort ſämmtlicher Sünden, die im Standrechtspreiscourant verzeichnet waren und trug darauf an, mich todtzuſchießen. Als er nun aufgefordert wurde, dieſes kurioſe Verlangen zu begründen, that er dies mit dem Tone eines Menagerievärters auf der Meſſe: „Hier, meine Herren, ſehen Sie den bengaliſchen Königstiger. Während Sie bis jetzt nur kleineres, untergeordnetes Raubzeug betrachtet haben, kommen wir nun zu dem allergefährlichſten der ganzen Gattung ꝛc.“ Ja, er machte mir das Kompliment, er ſchenkte mir die Ehre, mich für einen ſehr gefährlichen Menſchen zu erklären, für das Kabinetsſtück der ganzen Sammlung von Hochverräthern, die man bisher verurtheilt. Nach ihm war ich einer der geheimen Urheber der Revolutionen, denen man ſo lange vergeblich nachgeſtellt hatte. Die närriſchen Leute kommen mir vor wie ein Zerſtreuter, der ſeinen Hut ſucht, den er — auf dem Kopfe trägt!

Die ganze Rede war gemein, roh und plump, wie mit der Holzaxt zugehauen und entſprach der äußern Erſcheinung des Redners vollkommen. Derſelbe gefiel ſich in Ausfällen gegen meine Perſon und Kuſel ſchob mir ein Zettelchen zu,

worauf er geſchrieben hatte: „Dieſe Perſönlichkeiten ſind mir lieb.“ — Mir waren ſie gleichgültig.

Kuſel hatte mir geſagt, daß ich meine Vertheidigung erſt nach dem Zeugenverhör vorzubringen habe; als mich daher Herr v. Stengel aufforderte von meinen Lebensumſtänden etwas Näheres anzugeben, dachte ich keineswegs, daß meine Vertheidigung daran geknüpft ſei. Ich ließ daher Manches ungeſagt, was ich für dieſe aufſparen wollte, bis ich endlich merkte, daß ich mitten darin war. Nun mußte ich die Ordnung meiner Rede umkehren und froh ſein, daß noch ein leidliches Ganze daraus wurde. Es war ein Glück, daß ich Tags zuvor dieſe Vertheidigung flüchtig niedergeſchrieben hatte; dadurch war ſie mir ſo gut im Gedächtniß geblieben, daß ich das während einer Rede ſtets gefährliche Experiment des Verſetzens und Umkehrens mit ziemlicher Leichtigkeit bewerkſtelligen konnte.

Im Sprechen war ich warm geworden; allein ich redete ſehr bedächtig und wog jedes Wort; es iſt ein ſeltſames Gefühl, gewiſſermaßen von der Art wie man die Worte ſetzt, ſein Leben abhängig zu wiſſen! Ich fühlte, was ich ſagte, denn vor meinen Augen ſtand mein armes, troſtloſes Weib, welches wenige Häuſer entfernt die Entſcheidung meines Schickſals abwartete; allein dennoch ließ ich mich nicht hinreißen, ſondern behielt den Kopf oben und ſtrebte nach Wirkung; ſo ungefähr muß, denke ich mir, ein guter Schauſpieler fühlen. Ich ſprach faſt zwei Stunden und glaubte zu bemerken, daß meine Rede dieſen Zweck erreichte, wenigſtens bei den Zuhörern, die meiſtens Officiere waren; endlich ſchloß ich:

„Meine Herren Richter, Sie bekleiden ein göttliches Amt! Möchte nicht nur ein Strahl göttlicher Weisheit, ſondern auch göttlicher Milde in Ihre Herzen fallen. —

Richten Sie mich, wie Sie wünschen, einst vor dem Richterstuhl des Allmächtigen gerichtet zu werden!“

Als es an die Vernehmung der Zeugen kam, wurde gefragt, ob sie vereidigt werden sollten? Der Staatsanwalt verlangte es nicht, allein mein Anwalt bestand darauf und so geschah es. Bei diesem Zeugenverhör stellte sich der merkwürdige Umstand heraus, daß mehr als die Hälfte der Belastungszeugen sich in Entlastungszeugen verwandelten, zum großen Aerger des Staatsanwalts, der seinen Verdruß deutlich genug zeigte und die Zeugen durch arglistige Fragen irre zu leiten suchte, was ihm jedoch sofort von meinem Anwalt abgeschnitten wurde. Es kam hauptsächlich darauf an zu beweisen, daß ich bei der Beschießung von Ludwigshafen das Kommando geführt habe, was durch einigermaßen geschickte Fragen leicht hätte konstatirt werden können, denn die Zeugen waren meistens Artilleristen, die unter meinem Befehl in Mannheim gestanden hatten, sich aber damit begnügten, nicht mehr zu beantworten als mit gänzlicher Unkenntniß militärischer Verhältnisse gefragt wurde. Haase meinte es recht gescheut zu machen und die Sache zu beendigen, als er an die Artilleristen die Frage stellte: „ob ich Feuer kommandirt habe?“ — was natürlich verneint wurde; denn das war bei den einzelnen Geschützen Sache des Wachtmeisters oder Lieutenants. Sie sagten nur, daß ich immer mit einem Fernohr nach den Preußen hinüber gesehen hätte, und das konnte der Staatsanwalt leider nicht todtschießenswürdig finden, obgleich die Officiere im Parterre — das Ganze war ja nur eine Komödie — sich mit bedeutenden Blicken ansahen. In Mannheim, bei dem Prozesse des Hauptmanns Stöck, hatten die Artilleristen, um seine Schuld zu erleichtern, mir desto mehr aufgebürdet, da unglücklicherweise in einer Zeitung stand: ich sei mit meiner Frau in der Schweiz angekommen.

Nun ſahen die Leute ihren Befehlshaber lebend — auf der Armſünderbank; das änderte die Sache. — Genug, die beiden Hauptpunkte der Anklage: daß ich die Beſchießung von Ludwigshafen befehligt und die Uebergabe von Raſtatt verhindert habe, konnten mir nicht bewieſen werden.

Jedermann hielt den Staatshaaſen für geſchlagen und er ſelbſt mußte wohl ſeine Schwäche fühlen, da er zu ſo ſchönen und lobenswerthen Mitteln griff, als er wieder das Wort nahm. Er ſagte, es ſei wunderbar, daß ich überall nur als Zuſchauer dabei geweſen ſein wolle. Was davon zu halten ſei, habe man aus dem ironiſchen Lächeln abnehmen können, das bei dieſer Ausſage meinen Mund umſpielt. Schließlich bemerkte er, wenn die Richter mich nicht verurtheilten, man ſagen werde, ſie hätten mir als ihrem Landsmann durchhelfen wollen. — Pfui Haaſe! — Darüber erhob ſich ein allgemeines Gemurmel des Unwillens unter den Zuhörern und mein Anwalt fiel dem Ankläger ſchnell in die Rede: „Nein, im Gegentheil, man würde eher ſagen, ſie hätten ihn verurtheilt, weil er ihr Landsmann iſt.“ —

Weshalb im Laufe der Verhandlung mein Anwalt mit dem Ankläger an einander gerieth, das weiß ich nicht mehr; allein letzterer bließ ſeine Backen auf, wurde roth im Geſicht wie ein Truthahn und ſagte, daß er im Namen des Staates daſtehe und den Präſidenten erſuche, Herrn Kuſel zur Ordnung zu rufen, was dieſer auch gehorſamlichſt that.

Die Vertheidigungsrede meines Anwaltes, dem ich ſchon ſehr viel Material vornweg genommen hatte, war klar, ſcharf und warm. Er ſprach ganz ausgezeichnet und der Eindruck, den ſeine Rede hervorbrachte, war ein ſehr günſtiger. Ich habe nicht behalten, was er Alles ſagte, denn ich ſtudirte die Geſichter der Richter und war zerſtreut; ich hörte nur, daß

er unter Anderm meinte, man müsse doch mit diesen Blutscenen endlich einmal enden und Milde walten lassen; man möge bei mir den Anfang machen. Dann bezog er sich auf das Schreiben des Generals von Gröben, welches er auf den Tisch der Richter niederlegte. Mit hämischem Ausdruck und arroganter Manier, welche die Officiere beleidigte, bemerkte der Staatsanwalt schnell: „Allerdings habe General von Gröben seine Verwendung eintreten lassen, dieselbe habe jedoch keine Berücksichtigung gefunden.“ Das war allerdings „a settler“ für meine Hoffnungen und ich gab keinen Schuß Pulver mehr für mein Leben.

Während der Rede meines Anwalts hatte ich, wie gesagt, die Gesichter der Richter studirt. Du lieber Gott, in diesen Gesichtern war überhaupt nicht viel zu lesen, am allerwenigsten Erfreuliches! — Am äußersten rechten Flügel saß ein blonder, sehr gutmüthig aussehender Unterofficier. Man sah es dem Mann auf den ersten Blick an, daß ihn die Verhandlung sehr langweilte und daß er sie allen gern geschenkt hätte; er schien viel zu gutmüthig, um dem Staatsanwalt seinen so dringend ausgesprochenen Wunsch abzuschlagen, zumal wenn derselbe durch den Wunsch der Officiere im Standgericht und silberne Feldwebeltroddelgedanken unterstützt werden sollte. — Der neben ihm sitzende Secondelieutenant hatte ein verlebtes, interessantes Gesicht; allein die Bewegungen des langen magern Halses, der auf einem langen ausgemergelten Körper saß, und die stechenden Augen, gaben ihm das Aussehen einer Schlange, welche den Kopf hin und her bewegend, nach Beute umherspäht. — Neben dem Secondelieutnant saß der Hauptmann, auf der Brust das goldene Kreuz, das Zeichen, daß der Besitzer bereits seine silberne Hochzeit mit Frau Kamasche gefeiert hatte; eine ächte, preußische Hauptmannsphysiognomie. In seinem

Kopfe, ſchien es mir, ſteckten nichts Anderes, als das Exercirreglement und die Schuhſolen, das Hoſenfutter und ſonſtiger Plunder ſeiner Soldaten! — Dann kam der Major und Präſident dieſes ſtattlichen Gerichts, deſſen Krone er auch war. Jedem Zug ſeines Geſichts ſah man es an, daß ſein Beſitzer ſtolz darauf war, auch nicht eine Spur von Scharfſinn zu beſitzen. Unter den Naſenflügeln konnte man jedoch einen Zug unterſcheiden, welcher unverkennbar Grauſamkeit und Blutdurſt verkündete. — Sein Nebenmann zur Linken war der Premierlieutenant. Hätten wir Portrait und Unterſchrift geſpielt, ſo würde ich unter dieſes Bild geſchrieben haben: „Nach ſo vielem Leiden, reicht mir mal die ꝛc.“ Kurz, eine gewöhnliche Natur; unintelligent, gleichgültig und avancementbedürftig. — Neben ihm ſaß der Feldwebel; ein Mann finſter wie Pluto, mit ſchwarzem Haar und Bart. Während der ganzen Verhandlung verzog er nicht die Miene, ſah nicht einmal vom Tiſche auf, und nichts verrieth, daß er Theil an der Sache nehme. Es war jedoch Charakter in dem Geſicht, und wenn er nicht aufblickte, ſo geſchah es vielleicht aus Scham darüber, in einer ſo blutigen Farce mitſpielen zu müſſen. — Der linke Flügelmann war der Gemeine. Er hatte im Ausdruck des Geſichts außerordentliche Aehnlichkeit mit dem Major, und wenn man ihm deſſen Epauletten aufheftete, ſo bin ich überzeugt, daß er deſſen Functionen ganz ebenſogut verſehen haben würde, als der Major ſelbſt. —

Ich habe dieſe Portraits nicht mit großer Liebe zu den Perſonen ſkizzirt, allein ich habe auch keine Urſache dazu und gebe ſie hier wieder, wie ich ſie in jenen Augenblicken zeichnete. Du lieber Himmel, wenn man einen Antrag auf Todtſchießen als Brille auf der Naſe hat, ſo erſcheinen durch dieſelbe geſehen, ſelbſt die Geſichter von Engeln verzerrt. Ich

erkläre hiermit feierlichſt, daß ich alle meine Standgerichts-engel für Biedermänner halte.

Die Richter zogen ſich in das Berathungszimmer zurück und ich ward aus dem Saal in ein Wartezimmer geführt, wo ein freundlicher Hauptmann, der mich aus dem Kadetten-hauſe kannte, mir durch ſeine Unterhaltung über die fatale halbe Stunde hinweg half. Die Berathung dauerte ſehr lange und der Hauptmann erklärte dies für ein gutes Zeichen, denn wären die Richter einig, ſo kämen ſie ſtets ſehr ſchnell zurück.

Endlich wurde ich in den Saal zurückgeführt. Die Richter waren noch nicht da. Advokat Kuſel ſagte zu mir: „Nun, wie das Urtheil auch ausfallen möge, Sie werden es als ein Mann anhören.“

Die Richter traten ein; die Geſichter der Officiere ſahen erhitzt und verdrießlich, der Feldwebel noch finſterer als früher und die Andern nichtsſagend aus. Sämmtliche Anweſende ſtanden. Der Präſident las eine lange Geſchichte ab, aus der hervorging, daß man mich all der Sorten von Hoch-verrath für ſchuldig fand, deren der Staatshaaſe mich an-geklagt hatte. Geſpannt wartete ich auf ein „Indeſſen“; es kam nicht und der Schluß des intereſſanten Dokuments lautete: „Mit fünf Stimmen gegen eine zum Tode durch Erſchießen und in die Koſten verurtheilt.“ —

VI.

Das Zuchthaus.

Erſtes Capitel.

Die Fahrt durch die Stadt. — Die Todtenkaſematte. — Meine Frau. — Ein Bruchſtück aus ihrem Tagebuch. — Fluchtpläne. — Ich will nicht — Hoffnungsſchimmer. — Bereitſchaft zur Hinrichtung. — Abſchied von meiner Frau. — Letzte Toilette. — Geiſterſtimmen. — Sie kommen. — „Wir bringen beſſere Nachrichten.“ — Tagebuch meiner Frau. — Major von Bernigau. — Jean Janſen. — Abſchied von ihm. — Ein wichtiger Brief. — Zehnjährige Zuchthausſtrafe. — Ein paar Worte über die Capitulation. — Abreiſe. — Der fromme Wirbeltambour. — Bruchſal. — Gott ſei Dank, wir ſind „letz.“ — Das Zuchthaus. — Die erſte Nacht. — Mahler und Stöck. — Der Director. — Die Einkleidung. — Der Wollſaal. — Dr. Kaucher. — Knpferberg. — Tagesordnung. — Schlafſaal. — Der Morgen. — Ich ſpinne. — Meine beiden Nachbarn. — Der Brief an meine Frau. — Folgen. — Eingabe an den Aufſichtsrath. — Glückliche Veränderung. — Zufriedenheit. — Sträflingsglück. — Donner und Blitz! — Im Zellengefängniß.

„Zum Tode durch Erſchießen und in die Koſten verurtheilt.“ — So ſchloß der Präſident des Standgerichts das Urtheil. Ein leiſes Gemurmel durchlief die Verſammlung; ich fühlte, daß die Blicke Aller auf meinem Geſichte hafteten. Ich war auf den Tod gefaßt; allein jedes lebende Weſen ſträubt ſich dagegen, und der Ausſpruch der Gewißheit trieb mir für einen Augenblick das Blut zum Herzen zurück. Es war das in der That nur ein Augenblick; der nächſte fand mich geſammelt; ich würde vielleicht ſogar gelächelt haben, wenn nicht der Gedanke an meine arme Frau das Lächeln in der Geburt erſtickt hätte.

Ich gab Kuſel die Hand und dankte ihm; er drückte ſie ſchweigend. Die Gensd'armen geleiteten mich an den Wagen, der im Schloßhofe hielt. Es war etwa halb drei Uhr Nachmittags. Ich ſtieg ein und erwartete mit unterſchlagenen Armen die Abfahrt. „So biſt du denn," dachte ich, „am Ende all deiner Träume, und die Ahnungen, die dich durch das Leben begleiteten, haben dich geäfft; ſie waren nichts als Spiele deiner Phantaſie. Alſo hat dich die Natur mit ſo mancherlei Talenten, mit ungewöhnlichen Kräften begabt, um nur ſo Gewöhnliches, ſo Kindiſches auszuführen? — War das der Mühe werth, zu leben?" Es bildete ſich um den Wagen ein Kreis theilnehmender Neugieriger; allein meine Gedanken ſchweiften über ſie hinaus, ſie waren bei meiner Frau, die im Gaſthofe zu den drei Königen weilte. O hätte ich ihre Laſt mittragen konnen; die meinige drückte mich nur ihretwegen. Endlich ſtiegen die Gensd'armen in den Wagen, die Bedeckung vertheilte ſich, und er rollte langſam wie ein Leichenwagen über das holprige Pflaſter. Im obern Stock des Gaſthofes zu den drei Königen waren die Fenſter geſchloſſen; allein als der Wagen um die Ecke bog, hörte ich aus einem Fenſter des Erdgeſchoſſes einen Schrei und ſah eine weiße Hand ſich mir entgegenſtrecken. Ich erkannte die Stimme meiner Frau und bog mich zum Wagen hinaus, um noch einmal — vielleicht zum letztenmal — ihr Geſicht zu ſehen; die Gensd'armen riſſen mich brutal zurück; der Wagen rollte vorüber.

Man brachte mich nach Fort A, in daſſelbe Bermengebäude, in welchem ich mit den heiteren Kameraden die erſte Zeit meiner Gefangenſchaft verlebt hatte; jetzt wurden hier die zum Tode Verurtheilten bis zur Vollziehung des Urtheils aufbewahrt; auf der Berme, der Wieſe, die einſt

der Schauplatz der ſchamloſen Plünderungsſcene war, wurden die noch ſchamloſeren Hinrichtungen nun vollzogen.

Es war drei Uhr Nachmittags, Sonnabend den 15. September 1849; da Sonntag keine Hinrichtungen ſtattfinden ſollten, ſo mußte ich erwarten, um ſieben Uhr deſſelben Abends erſchoſſen zu werden, wie es in ſolchem Falle zu geſchehen pflegte; vier Stunden waren noch mein.

Ueber zwei Drittheile der Kaſematte, in welcher ich mich befand, war durch eine hölzerne Pritſche eingenommen, in deren einer Ecke ein zerwühltes Strohlager die Thränen des unglücklichen Schade getrunken hatte, der am Morgen erſchoſſen worden war. Der Gang zum Tode wurde ihm ſchwerer, als irgend einem anderen der Raſtatter Märtyrer, die ſämmtlich im Bewußtſein der heiligen Sache, für die ſie ſtarben, dem Tode muthig in's Auge blickten.

Der Gefangenwärter fragte mich mit mitleidigem Geſicht und kläglicher Stimme, die mich ſonſt zum Lachen gereizt haben würde: „ob ich denn noch etwas wünſche, und ob er den Herrn Pfarrer beſtellen ſolle?“ Ich erbat mir Schreibzeug, ein gutes Mittageſſen nebſt einer Flaſche Wein und guten Cigarren; für den Herrn Pfarrer dankte ich; ich verlangte nichts von dem Stolze Nebukadnezars, oder von dem vor der Bundeslade tanzenden David zu hören, womit mich der dortige Pfarrer wahrſcheinlich unterhalten haben würde; überdies war mein Geiſt nicht ermattet; allein mein Körper war erſchöpft, denn ſeit acht Uhr war ich vor dem Standgericht geweſen und hatte ſelbſt mehrere Stunden geſprochen.

Während ich auf der Pritſche ſitzend ſchrieb, fiel mein Blick durch das offene, mit Eiſenſtäben vergitterte, Fenſter auf den preußiſchen Soldaten, der hier Wache ſtand. Es war das ein blauäugiger, blonder, rothbäckiger, ehrlicher Junge aus Thüringen, der weinte, daß er ſchluchzte. Als

er ſich bemerkt ſah, wandte er ſich eilig um und trocknete ſeine Thränen mit der Rückſeite der Hand, ich aber rief ihm zu: daß er keinen Grund habe, ſich zu ſchämen; ſolche Thränen machten auch einem Soldaten Ehre.

Der Gefangenwärter hatte mir geſagt, daß meine Frau die Erlaubniß erhalten habe, mich vor meinem Tode zu ſehen und gleich kommen werde. — Sie war am Freitag Nachmittag nach Raſtatt gekommen, wo ſie ſogleich Dr. Kuſe aufſuchte. Dieſer konnte ihr keine Hoffnung geben. „Stünde Ihr Mann," ſagte er, „vor einem Civilgerichte, dann würde ich mit Beſtimmtheit ſagen können, daß keine Momente zur Begründung der Todesſtrafe vorliegen; allein von dem Standgericht läßt ſich das Aeußerſte fürchten." Er rieth ihr nach Carlsruhe zu gehen, und ſie reiſte augenblicklich dorthin ab. Sie ging zu dem Bruder des Advocaten, der dort lebte und Leibarzt des Großherzogs war. Derſelbe konnte jedoch nichts thun, die Wünſche meiner Frau zu befriedigen, und ſie ging am andern Morgen allein in das Schloß, um den Verſuch zu machen, den Großherzog zu ſprechen. Niemand fand ſich, der den Muth gehabt hätte, die Frau eines Hochverräthers zu begleiten. Die Lakaien und Kammerdiener wagten es nicht, ſie zu melden und gingen ihr mit Thränen in den Augen aus dem Wege. Rathlos irrte ſie aus einem Zimmer in's andere, bis ſie ſich nicht mehr zurechtfinden konnte. Endlich ſagte ihr ein freundlicher Mann, der ängſtlich aus einer Thür guckte, daß der Geheimſekretär des Großherzogs bald kommen würde und zeigte ihr den Weg in ein Zimmer, durch welches er gehen mußte, ſie bittend, nichts von dem Rath, den er gegeben, zu ſagen. Sie wartete in der entſetzlichſten Angſt, die Glockenſchläge zählend, zwei volle Stunden, denn ſie wußte, ich ſtand in demſelben Augenblicke vor dem Standgerichte. Endlich kam der Erwartete.

Sie beſchwor ihn um ſeinen Beiſtand, in Worten, wie ſie die Angſt um das Leben des Gatten einem liebenden Weibe eingiebt; der Geheimſekretär war ſichtlich bewegt; allein auch er konnte keinen Troſt geben und ebenſowenig es auf ſich nehmen, ſie zum Großherzog zu bringen, der ſich überdies des Rechts entäußert hatte, ein übereinſtimmendes Urtheil des Standgerichts umzuſtoßen. Ohne Troſt, faſt verzweifelnd kehrte ſie nach Raſtatt zurück. Was ſie that und fühlte, werden am beſten ihre eigenen Worte ſchildern, die ich ihrem Tagebuche entnehme.

„Es war halb zwei Uhr Nachmittags, als ich in Raſtatt ankam. Die gute Wirthin kam mir freudig entgegen und ſagte: „„Es geht Alles gut; Corvin vertheidigt ſich ſelbſt und ſo ſchön, daß Alle, welche eben aus dem Gerichtsſaal kommen, ſagen, er werde durchkommen. Die meiſten Belaſtungszeugen haben zu ſeinen Gunſten ausgeſagt; faſſen Sie Muth und Hoffnung.“ Ich athmete wieder auf; ich wagte daran zu glauben, daß noch Alles gut enden werde. Da kam mein Bruder Franz. Er war leichenblaß; Otto's Todesurtheil ſtand auf ſeiner Stirn geſchrieben. „Er iſt zum Tode verurtheilt!“ rief ich und laut weinend fiel er mir um den Hals. —

„Er kommt!“ riefen die Leute in der Gaſtſtube und ſtürzten an die Fenſter. Auch ich riß eins auf. Da kam der Wagen, von Soldaten umgeben; Gensd'armen ſaßen darin und er in ihrer Mitte. Sein trauriger Blick ſuchte mich, da er wußte, daß ich in dem Gaſthauſe abgeſtiegen war. Halb beſinnungslos fiel ich der Wirthin in die Arme. Aber bald raffte ich mich auf und rief Otto's Namen; es war ein Angſtruf aus gefoltertem Herzen. Ich wollte hinaus auf die Straße, da ich glaubte, der Wagen hielte; doch man hielt mich zurück und in einem an Wahnſinn grenzenden

Zuſtande brachte ich eine halbe Stunde hin; ich rang vergebens nach Faſſung. Endlich konnte ich wieder denken und meine Hoffnung klammerte ſich jetzt mit ganzer Verzweiflung an den vorbereiteten Rettungsverſuch. Ich ging mit meinem Bruder Franz auf mein Zimmer, zog ihm meine Kleider an, ſcheitelte ſein Haar und paßte die Haube und den Hut auf. Er ward dadurch unkenntlich und ſah gar nicht auffallend aus; auch hatte das Kleid die gehörige Länge und Weite; Franz ſelbſt zweifelte nicht an dem Gelingen meines Planes. Dieſe Kleider ſollte Otto anziehen und damit nichts fehle, probirte ich ſie an meinem Bruder, der mit ihm von faſt gleichem Wuchſe war.

Geſtärkt und angeregt durch die Hoffnung auf das Gelingen meines Plans ging ich zu Otto. Er war bereits in der Kaſematte, hinter welcher der Platz iſt, auf dem die Hinrichtungen ſtattfanden. Die Hoffnung, ihn zu retten ließ mich ſtark bleiben. Das Gefängniß war halb dunkel und nichts darin als zwei Bund Stroh, ein Waſſerkrug und ein halbes ſchwarzes Brod. Otto ſaß und ſchrieb Abſchiedsbriefe an ſeine Freunde und an das Volk, für welches er ſterben ſollte. Als ich in ſein Gefängniß trat, kam er mir mit raſchen Schritten entgegen. „Muth, Helene, Muth! es muß nun einmal ſein," ſagte er und drückte mir die Hand. Ich blieb auch ſtark und ſprach mit ihm raſch und viel, um nicht von einer Weichheit befallen zu werden, die bereits Herr über Franz geworden war, der an der Erde ſaß und weinte. —

Man brachte dem Verurtheilten das Eſſen, welches ihm die Stadt ſchickte. Er verſuchte es und ſagte: „Das iſt meine Henkersmahlzeit; laßt doch ſehen, was ſie mir geſchickt haben und ob der Wein gut iſt. Nein, er iſt nicht gut; ich

will auch nur wenig trinken und für das Eſſen dank' ich; ich habe jetzt keinen Appetit."

Kaum war der Gefangenwärter fortgegangen, ſo theilte ich Otto meinen Plan mit. Er wollte ihn nicht billigen. Er habe mit dem Leben abgeſchloſſen und die Bitterkeit des Todes überwunden; ſein Schickſal ſei nicht zu ändern.

„Nein, rief ich, das iſt nicht der Fall; Du biſt nicht einſtimmig verurtheilt und Dr. Kuſel iſt mit Herrn von Stengel nach Carlsruhe gegangen, um eine Umänderung des Urtheils zu erlangen." Ich hatte es auf dem Wege zum Gefängniß erfahren. — „Nein, das iſt vergeblich; eine Stimme gegen fünf! Was kann das helfen; es iſt nur unnütze Quälerei," ſagte Otto und ging mit mir im Gefängniſſe auf und ab. Ich wurde nun ſelbſt zweifelhaft und bat den Officier zu mir, welcher die Menſchenfreundlichkeit gehabt hatte, mich bei Otto allein zu laſſen, da mir doch eigentlich nur eine Unterredung in ſeinem Beiſein geſtattet war. Er kam und beſtätigte, was ich Otto geſagt hatte, ja er fügte hinzu, da Morgen Sonntag ſei, würde er auch an dieſem Tage nicht erſchoſſen werden. Ein Tag gehörte alſo noch uns.

„Nun wollen wir aber auch nichts Anderes denken, als wie Du Dich retten kannſt," ſagte ich zu Otto, und vor allen Dingen muß Franz fort, damit wir ihn nicht betheiligen."

Der Wagen, welcher mich an das Gefängniß gebracht hatte, hielt noch am Eingang der durch den Hauptwall führenden Poterne. Franz ſollte den Wagen wieder zurückſchicken und melden, ob er unangehalten an derſelben und zum Thore hinausgekommen ſei. Der Gefangenwärter brachte mir eine halbe Stunde darauf ein kleines Zettelchen von Franz, auf

welchem mit Bleistift geschrieben stand: „Dr. K. ist nach Carlsruhe — unangehalten durchgefahren.“

Nun ließ ich für Otto Essen aus meinem Gasthof holen und bat ihn zu essen: „Du kannst ja nicht wissen, wie lange Du hungern mußt, wenn Du fliehst.“ Aber er sagte: „Ich will nicht fliehen, ich darf nicht fliehen. — Was soll aus dem Officier werden, der gegen seine Pflicht uns erlaubt, so lange beisammen zu sein? Was aus Dir, die Du den Mißhandlungen erbitterter Soldaten preisgegeben, statt meiner im Gefängniß zurückbleibst?“ So machte er immer neue Einwendungen gegen meine dringenden Bitten. Er wollte nicht fliehen; eine Dame, die ihm noch eine Stunde vor der Uebergabe die Mittel zur Flucht angeboten hatte, sagte mir, daß er es ihr gleichfalls abgeschlagen. Dieselben Gründe, die ihn damals abhielten, verhinderten ihn auch jetzt auf meinen Plan einzugehen. Er wollte lieber sterben, als dem Verdacht der Verrätherei einen Anhalt geben. Das Essen kam. Otto aß Alles auf und trank zwei Gläser Wein. So war es dunkel geworden und mein Herz brach in gänzlicher Trostlosigkeit zusammen. Er will nicht fliehen! — und es war Alles weit günstiger, als ich es mir vorgestellt hatte. —

So vergingen die Stunden und der freundliche Officier kam, um mich abzuholen; doch ich bat ihn, mich bis zum Morgen bei Otto zu lassen, was er auch bewilligte; um fünf Uhr wolle er mich abholen, dann solle der Wagen wieder da sein, mich in die Stadt zu bringen.

Es war sieben Uhr Abends und Otto war glücklich, daß ich noch einige Stunden bei ihm bleiben konnte. Mir war bange zu Muth, doch hatte ich Kraft genug, es ihn nicht merken zu lassen. Ich sprach unaufhörlich von dem Fluchtplan und verzweifelte fast, als er darauf nicht eingehen

wollte. „Ich bin recht angegriffen und müde," ſagte er dann, „vielleicht ſehe ich ſpäter die Sache anders an." Schon um acht Uhr ſchlief er in meinem Arme ein. Er ſchlief ſo feſt und ruhig, als ſchwebe nicht die ſchreckliche Vollſtreckung eines Todesurtheils über ihm.

Mir ward immer ängſtlicher und beklommener. Ich hörte jeden Schritt der Schildwachen vor dem Gefängniß und das Ablöſen derſelben. Die Stunden flogen und doch waren unter den unerträglichen Qualen die Minuten ſo lang. Plötzlich hörte ich Schritte einiger Perſonen ſich der Gefängnißthür nähern und weckte Otto. Er ging den Kommenden, die in der Dunkelheit hereintraten, entgegen. Es waren zwei Officiere, die ihm mit zagenden Worten leiſe mittheilten, daß Alles zur Exekution auf halb fünf Uhr bereit zu halten befohlen ſei. Ich hörte jedes Wort.

„Das iſt hart," ſagte Otto, „daß man bei mir eine Ausnahme macht; es ſoll ja doch am Sonntag Niemand erſchoſſen werden."

„Ja, das glaubten wir auch," erwiederten die Officiere, „allein es iſt dennoch ſo befohlen; doch geben wir unſer Ehrenwort, daß wir nichts Näheres beſtimmt wiſſen, daß auch nur der Befehl gegeben iſt, Alles bereit zu halten, und wir wollen nur bitten, daß Ihre Frau Gemahlin ſchon um drei Uhr weggehen möge; wir werden ſelbſt die Ehre haben ſie zu begleiten."

„Ich danke Ihnen, meine Herren," ſagte Otto, ſie wird bereit ſein."

Vergeblich würde ich es verſuchen, dieſe Stunden unſäglicher Qual zu ſchildern, deren Erinnerung niemals aus meinem Gedächtniß ausgelöſcht werden kann. Nur das iſt gewiß, nie würde ich wieder ſolche Stunden überleben. Der Gedanke und die Furcht weich zu werden und Otto dieſe

Weichheit mitzutheilen, machten mich ſo gefaßt, daß auch nicht eine Thräne meinem Auge entfiel. Wir ſprachen unaufhörlich; mein Gatte hielt mich in ſeinen Armen und ſprach mir Troſt ein. Ich hatte aber nur einen Gedanken: ſeine Hand ſo warm, ſein Athem ſo heiß — und in wenigen Stunden ſollte Alles kalt ſein — todt — was noch ſo friſch lebte. Es war entſetzlich und ich glaubte, die Gedanken daran müßten mir Kopf und Bruſt zerſprengen.

Es war noch nicht drei Uhr und ſchon kamen die Officiere mich abzuholen! — Welche ſchreckliche Augenblicke! — Otto hielt mich feſt in ſeinem Arm — ich hätte noch manches Jahr mit ihm glücklich ſein können! — „Leb' wohl," ſprach er mit leiſer Stimme, „leb' auf ewig wohl; es iſt unabänderlich."

Ich riß mich los, feſten Willens ſeine Qual nicht durch einen längern Abſchied zu vermehren; — doch vor der Thür des Kerkers ſank ich faſt in die Knie; ein Zittern durchbebte meinen ganzen Körper. Ich überwand jedoch auch dies und ging mit den zwei Officieren in die Stadt. Dort klopfte ich bei freundlichen Bürgersleuten an und man öffnete mir. Ich ſtand an dem offenen Fenſter, nachdem die guten Leute ſich auf mein Bitten wieder zu Bette gelegt hatten, und ſchaute allein und troſtlos dem dämmernden Todesmorgen entgegen. Ich horchte auf jede Bewegung in der Ferne; mein Körper war ohne alle Wärme, aber ich hatte mein volles Bewußtſein; weinen konnte ich nicht. Meine Gedanken waren bei Otto; ich fühlte mit ihm alle Qualen, die er in dieſem Augenblicke zu leiden hatte. Das waren Augenblicke, die ewige Dauer zu haben ſchienen. Die Glocke ſchlug ein Viertel, Halb, Dreiviertel; ſie ſchlug Vier Uhr! Jetzt lebt er nur noch eine halbe Stunde — da hörte ich Schüſſe —

die Leute im Hauſe hörten ſie gleichfalls — und ich fiel bewußtlos zur Erde.

Dieſer Zuſtand dauerte jedoch nicht lange. Ich dachte bald wieder klar und war ruhiger in dem Gedanken, daß er nun überſtanden habe; in der Stunde vorher konzentrirten ſich in meiner Bruſt alle Schmerzen, die ein Menſchenherz ertragen kann ohne zu brechen. Da kam Dr. Kuſel mit dem Platzmajor, Lieutenant von Münchhauſen. Ich ſtand am Fenſter, denn ich erwartete die beiden Officiere, die ich gebeten hatte, bei der ſchrecklichen Exekution zugegen zu ſein; ſie ſollten mir ſagen, wie Otto geſtorben ſei. Ich ging den Herren auf die Straße entgegen und fragte: „Wie iſt er geſtorben?“

So weit der Auszug aus dem Tagebuche meiner Frau.

Als dieſe mich verlaſſen hatte, bereitete ich mich zu meinem letzten Gange. Ich legte friſche Wäſche an, nahm ein kleines Medaillon vom Halſe und ſchnitt mir eine Locke ab. Dieſe Gegenſtände hatte ich zu Andenken für theure Perſonen beſtimmt. Da ich gehört hatte, daß man ſich die Augen verbinden müſſe, ſo wählte ich ein ſcharlachſeidenes Tuch. Es war das letzte Andenken, welches ich meiner Frau beſtimmt hatte. Wahrſcheinlich wurde es von Kugeln durchbohrt und mit meinem Blute getränkt. Ich ſteckte dann eine Cigarre an und erwartete die Stunde, überlegend mit welchen Worten ich das Leben verlaſſen wollte.

More are men's ends marked, than their lives before.

Ich weiß es, ſolche Worte gehen durch alle Zeitungen und werden bis auf ſpätere Zeiten durch die Tradition aufbewahrt. Ich wollte daher mit Worten aus der Welt ſcheiden, die meiner würdig wären, wie der heiligen Sache, für die ich ſtarb.

Sagte ich, daß ich auch nur eine Anwandlung von Furcht gehabt hätte, so spräche ich die Unwahrheit. Ich hatte nicht einmal das Gefühl, das ich zu Zeiten momentan im Gefecht oder im Duell empfunden, das der gespannten Erwartung, ob und wo mich die Kugel treffen werde, was ich nicht grade Furcht nennen kann, aber jedenfalls ein unbehagliches Gefühl ist. Hier konnte ich gar nicht in Zweifel sein; die zwölf Spitzkugeln, welche auf mich in solcher Nähe abgefeuert wurden, trafen gewiß und machten meinem Leben jedenfalls sogleich ein Ende. Ich war überzeugt, daß ich nicht einmal Schmerz empfinden würde. Das man Elsenhans mit Bayonetten hatte erstechen müssen, erfuhr ich erst später.

Hin und wieder kam es mir vor, als sei Alles, was mir begegne, nur ein böser Traum, oder als sitze ich mitten in einem Märchen. — Ich weiß nicht, ob es Andern ähnlich geht, doch zweifle ich nicht daran. In größter Gefahr erfaßt mich eine gewisse Freudigkeit, eine Art von Trunkenheit, die ich mit nichts Anderem als mit dem Gefühl vergleichen kann, welches ich als ganz junger Officier empfand, wenn ich in einen Ballsaal voll schöner, geschmückter Frauen trat. Es liegt dem, glaub ich, eine Art Stolz zum Grunde, erhebender Stolz des Bewußtseins, da nicht zu zagen, wo Tausende zittern. In solchen Augenblicken ist mir selbst der Humor nicht fremd.

Das Aufregende einer Lage, wie diejenige, in welcher ich mich befand, wird jeder begreifen, und leicht erregbare, sensitive Personen werden auch verstehen wenn ich sage, es war mir, als umkreise mich geistiges Weben, als höre ich flüsternde Stimmen nahe meinem Ohr. „Sei doch vernünftig," flüsterte es, „und mache dir nicht so dumme Gedanken! Hoffe! Glaubst du, ich dein Schutzgeist, oder dein

Glück, wie du es nun nennen willſt, habe mir ſo viel Mühe gegeben, dich unbeſchädigt durch alle Gefahren zu führen, um dich hier von den Preußen todtſchießen zu laſſen? — Wo iſt dein altes Vertrauen? — War ich nicht immer da, wenn die Noth am größten und gar kein Ausweg mehr vorhanden ſchien? Haſt du mir doch ſonſt vertraut und ſchwerfällige Menſchen haben dich manchmal deshalb leichtſinnig geſcholten, und ich habe dich lieb gehabt wegen dieſes heitern Muthes. Sei gleich wieder ſo leichtſinnig oder ich laſſe dich wahrhaftig todtſchießen!“ — Ich mußte lächeln bei dieſen lebhaften Phantaſieen und es fiel mir die Stelle aus Fauſt ein, wo Mephiſto ſagt:

Wo ſolch ein Köpfchen kein Ausweg ſieht,
Stellt es ſich gleich das Ende vor.

„Nun,“ dachte ich, „mein guter Spiritus familiaris, wenn du mir diesmal aus der Tinte hilfſt, dann mußt du es verzweifelt geſcheidt anfangen und Zeit haſt du auch nicht viel dazu.“

Ich dachte nun an meine alte Mutter, an die Lieben, die ferne von mir mit Zittern die Zeitungen in die Hand nahmen, um mein Schickſal zu erfahren. Auch an meinen Stiefpapa dachte ich, den Dichter des Preußenliedes und wie ihm an dem Abend weder Auſtern noch Rheinwein ſchmecken würden; es war doch gar zu kompromittirend einen todtgeſchoſſenen Hochverräther zum Stiefſohn zu haben! — Dann dachte ich wieder an meine arme Frau, die in ihrem einſamen Zimmer ihrem gepreßten Herzen durch Thränen Luft machte. Ich dachte an die ſchöne Erde, an den Frühling, den ich nicht mehr ſehen ſollte und wünſchte mir eine Roſe, nach der ich ſchon am Tage vorher ein Gelüſt gehabt. — Endlich dachte ich wieder, was morgen um dieſe Zeit mit

mir vorgegangen ſein würde, und welcher von den Philoſophen mit ſeinen Anſichten über das Schickſal nach dem Tode wohl Recht gehabt haben möchte.

Von der Seelenangſt, welche manche Menſchen in ihren letzten Stunden empfinden ſollen, habe ich auch nicht die leiſeſte Anwandelung gehabt, und noch weniger das abgeſchmackte Gelüſt, mich nun plötzlich zu irgend einer Religion zu bekehren — „da man doch nicht wiſſen könne“ — an die ich bisher nicht geglaubt. — Wenn die Geſchichte lehrt, daß manche „große Geiſter“ in ihren letzten Augenblicken kleinmüthig wurden und die Grundſätze verläugneten, welche ſie ihr ganzes Leben hindurch gelehrt hatten, nun ſo waren ſie eben keine großen Geiſter, oder ihre Geiſteskraft war durch vorhergehende Krankheit geſchwächt worden. — Sokrates blieb ſich bis zum letzten Augenblicke gleich und — man braucht eben nicht Sokrates zu ſein um eben ſo ruhig zu ſterben. — Victor Hugo's „letzte Nacht eines Verurtheilten“ mag nichts deſto weniger nach der Natur gemalt ſein; allein glücklicherweiſe habe ich eine andere Natur.

Schon graute der Tag, als mich Schritte im Hof aus meinen Gedanken erweckten. „Sie kommen! — Nun lebe wohl Welt, lebt wohl meine Freunde, leb' wohl mein liebes, armes Weib! — Nun, mein Spiritus familiaris?“ — „Du biſt noch nicht todt!“ glaubte ich faſt an meinem Ohr zu hören.

Die Thür öffnete ſich und der Platzmajor von Münchhauſen trat mit einem andern Officier in die Kaſematte. Ich ging ihnen entgegen und ſagte: „Nun, meine Herren, iſt es ſo weit?“ — „Nein, wir bringen beſſere Nachrichten!“ rief die Stimme des Advokaten Kuſel, der in den Mantel gehüllt nun auch in mein Gefängniß trat. Der wackre

Mann war ſchon um ein Uhr von Carlsruhe zurückgekehrt, hatte aber nicht früher und dann nur durch die eifrige und theilnehmende Gefälligkeit des braven Platzmajors Zutritt zu mir erhalten können. Durch perſönliche Bekanntſchaften im badiſchen Kriegsminiſterium wurden die Schritte, die er in Carlsruhe für mich that, erleichtert und es ihm möglich gemacht, den Kriegsminiſter noch am Abend zu ſprechen, ſo daß er noch zu rechter Zeit die Nachricht von der Veränderung des Urtheils nach Raſtatt bringen konnte. Er hatte dem Frieden gar nicht getraut und gefürchtet, er möchte post festum kommen. Es war damals die Zeit der „Mißverſtändniſſe.“

Ich umarmte den braven Mann, dem ich wohl zunächſt mein Leben verdankte, von ganzem Herzen und bat ihn, ſogleich zu meiner Frau zu gehen und dieſe aus ihrer Angſt zu erlöſen. Auch den freundlichen Officieren drückte ich dankbar die Hand. Ich bin überzeugt, ſie tragen eine freundlichere Erinnerung durchs Leben, als jene Elenden, die ſich beſtrebten unſer hartes Loos noch durch Hohn und Uebermuth zu verbittern.

Todtgeſchoſſen zu werden iſt eine Ueberraſchung, auf die man gern verzichtet und ſo war ich denn im Augenblick auch froh, daß ſie mir erſpart wurde; indeſſen war ich ebenſo wenig außer mir wie bei Anhörung des Todesurtheils. Es war eine freudige Nachricht, die ich erhielt, wenn ich an meine Angehörigen dachte; allein für mich war ſie keineswegs ſo außerordentlich berauſchend; ja, nachdem ich einige Zeit zum Nachdenken gehabt hatte, wurde ich faſt mißmuthig, denn ſtatt der plötzlichen Erlöſung von aller Qual, hatte ich eine traurige Zukunft im Zuchthauſe zu erwarten, obwohl es noch nicht ausgeſprochen war, in welcher Weiſe man mein

Urtheil umgeändert hatte; von einer Begnadigung war durchaus nicht die Rede.

Das für den Augenblick vorherrschende Gefühl war jedoch Freude. Die frische Cigarre, die ich mir anbrannte, schmeckte mir weit besser als die, von der ich glaubte, daß sie meine letzte sei. — Lächelnd über die Stimme meines Spiritus familiaris, der mir komische Vorwürfe ins Ohr flüsterte, hing ich meine kugelschützende Medaille von der unbefleckten Empfängniß wieder um den Hals und sah heiter dem Morgen entgegen, der klar und schön aufging. — Nach dem Frühstück kam meine Frau, vor Freude strahlend wie dieser Morgen; ich lebte ja noch und erst mit dem Tod hatte jede Hoffnung ein Ende.

Ich blieb noch bis zum 20. September in der Todtenkasematte; die Erlebnisse in dieser Zeit entnehme ich wieder dem Tagebuch meiner Frau:

„Ich wollte gleich zu Otto hin, doch man hielt mich zurück; ich durfte nicht. Ich schrieb augenblicklich an meinen Bruder, an die Mannheimer Freunde und an meine Schwiegermutter. Um halb sieben Uhr war ich wieder bei Otto, der sehr ruhig war und nicht zeigen wollte, daß er sich freute; er wollte ebenso gleichmüthig die Errettung tragen als das Todesurtheil. Doch ich war froh, ach unendlich froh für ihn, weil er doch das Leben so sehr liebt. Den ganzen Tag über — denn ich hatte es durch Bitten dahin gebracht, daß ich bis Abends spät bei ihm beiben durfte — kamen Officiere und Soldaten an das Eisengitter und gaben ihre Freude über seine Rettung zu erkennen. Es war eine so große Theilnahme wie bei keinem seiner andern Vorgänger; warum, das weiß ich nicht; allein seine Leidensgefährten in den Kasematten wie auch die Gegner nahmen das lebhafteste Interesse an ihm. Ein alter Unterofficier sagte mir, daß

unter den Soldaten in der Kaserne wegen des Todesurtheils große Aufregung gewesen sei, da sie meinen Mann wegen seines guten Benehmens gegen die Besatzung von Rastatt sehr wohl leiden mochten. Er sagte mir auch, daß am Abend zuvor, zu der für die Hinrichtung festgesetzten Zeit, auf dem Hauptwall mehr als tausend Mann Soldaten gewesen wären, obwohl das Betreten desselben mit fünf Tage Arrest bestraft wurde. Er redete sehr geheimnißvoll und wollte nicht mit der Sprache heraus und ich verstand nicht, was er mit seinen Andeutungen meinte. — Die freundliche Wirthin sandte ein sehr gutes Mittagsessen und köstliches Obst und Otto aß mit dem besten Appetit. Wie froh war ich, ihn wieder mit solcher Lust essen zu sehen.

Montag 17. September. Der Commandant hat mir schon gestern eine neue Karte gegeben, die mir der Hauptmann von der Wache auf meine Bitte zurückgab; ja er ließ mich sogar auf seine Verantwortung die ganze Nacht bis heute Abend bei Otto bleiben. Welches Lager auf diesem Stroh, in den kalten, feuchten Gewölben! und so müssen die armen Gefangenen schon Monate lang liegen — und wie lange werden sie noch liegen müssen! Ich habe nicht schlafen können, denn diese Gedanken hielten mich wach, doch Otto, die Leiden des Gefängnisses gewöhnt, schlief sehr fest und gut.

Schon ganz früh kam der Gefangene, welcher seit gestern in der nächsten Kasematte war, an unser Gitter; die Schildwache war gut und erlaubte ihm mit uns zu reden, was strenge verboten war. Es war ein Herr von Bernigau, ehemals preußischer Premierlieutenant aus Cöln, dem Otto ein Bataillon seines Regiments verschafft hatte. Er war krank geworden und in Heidelberg zurückgeblieben, als die Preußen einrückten, denen er sich freiwillig auslieferte! Wie

bleich und elend sah er aus; wie aufgeregt und doch wie entmuthigt sprach er sich aus. Schon vor vier Wochen hatte man ihm sein Todesurtheil verkündet, welches zur Bestätigung nach Berlin abgegangen war. Gegen ehemalige Officiere war man ganz besonders erbittert und hatte den armen, kranken Bernigau allein in eine tiefliegende sehr ungesunde Kasematte gesperrt. Die Menschlichkeit eines badischen Officiers, der dort die Aufsicht hatte, verschaffte ihm die Verlegung in das neue, trocknere Lokal. Wie froh war er, Corvin zu sehen und mit uns reden zu können; wie herzlich nahm er an meiner Freude Theil. Ich machte ihm Hoffnung auf Begnadigung, da es doch gar zu grausam sein würde, nach so langem Zögern das Urtheil vollziehen zu lassen. Am Nachmittag wurde er, mit Rücksicht, auf seine schwache Gesundheit, durch denselben freundlichen badischen Oberlieutenant in ein besseres Gefängniß abgeholt. Er gab mir einen Brief an seinen Bruder, den ich zu besorgen versprach. — Nicht lange darauf wurde er erschossen.

Seine Stelle nahm noch an demselben Nachmittage Jansen ein, der Präsident des Arbeitervereins in Cöln gewesen war. Es war das ein tüchtiger junger Mann, der seinen kecken Muth behalten hatte und ein besonderer Freund und Anhänger von Corvin war. Auch er war schon seit vier Wochen zum Tode verurtheilt und erwartete wie Bernigau, die Entscheidung von Berlin. „Am Anfang," sagte er zu mir, „war es ein garstiges Gefühl, wenn sie Morgens zu mir kamen und mein Gefängniß aufschlossen; ich dachte dann immer: jetzt holen sie dich! — Doch jetzt habe ich mich daran gewöhnt; es ist mir gleichgültig was geschieht, nur an meine arme Braut darf ich nicht denken! Sie war hier, nachdem sie mich überall aufgesucht hatte, aber man hat sie nicht zu mir gelassen." Das sagte er mit gleichmüthigem

Ton; aber man fühlte doch hindurch, wie der Schmerz in ſeinem Innern wühlte.

Janſen hatte während Bernigaus Krankheit deſſen Bataillon übernommen. Dieſes, meiſtens aus Mannheimern beſtehend, kehrte nach dieſer Stadt zurück, am Tage als die Preußen dort einrückten. Er ſelbſt wollte allein nach Heidelberg reiten, um ſich der revolutionären Armee wieder anzuſchließen; als er in einem Hohlwege von den Bauern eines benachbarten Dorfes gefangen genommen wurde, welche ſich dadurch bei den Preußen einzuſchmeicheln dachten, wenn ſie ihnen einen gefangenen Inſurgentenofficier entgegen brachten. Die Truppen waren damals noch ſehr erbittert gegen die Freiſchärler und Küraſſiere, welche Janſen von Schwetzingen nach Heidelberg transportirten, verfuhren barbariſch mit ihm. Mit einer Kette an Hand und Fuß geſchloſſen mußte er zwiſchen den Pferden laufen, wozu er mit Säbelhieben angetrieben wurde. Selbſt vorübergehende Soldaten ſtürzten auf ihn zu, ihn zu ſchlagen. So kam Janſen in Heidelberg an, am ganzen Körper braun und blau und blutend; allein am Kopf hatte er ſieben Wunden und das Blut ſtrömte über ſein Geſicht, ſo daß er nicht ſehen konnte. Officiere, bei denen er ſich beklagte, hatten geſagt: „die Soldaten müßten auch ihren Spaß haben.“ Kaum in einem elenden Gefängniß von dieſen Wunden hergeſtellt, wurde er nach Raſtatt gebracht und in eine der ungeſundeſten Kaſematten geſteckt.

Er und Otto erzählten ſich den ganzen Tag Erlebniſſe aus dem Feldzug. Die Wachen waren gut und ließen uns immer zuſammen plaudern. Wir blieben im Gefängniß, Janſen durfte vor dem Gitter ſtehen; kam ein Officier, ſo gab die Schildwache ein Zeichen und Janſen ging in dem kleinen Hofe auf und ab, welcher die beiden Gefängniſſe trennte.

Dienstag den 18. September. Otto ist so heiter und sein jetziger Zustand in der feuchten Kasematte auf dem Strohlager in meiner Gesellschaft, bei der guten Kost, welche meine freundliche Wirthin alle Mittage schickt, ist ein neues Leben voll Ueberfluß im Vergleich zu den letzt vergangenen Wochen.

Wie hart ist das Loos der armen Gefangenen, die sich schon freuen, wenn eine Schildwache vor ihrem Kerker steht, die mit ihnen redet. Wie schauerlich ist diese Einsamkeit ohne Beschäftigung, ohne Licht, ohne Bücher, ohne Tabak, der den Gefangenen so viel werth ist. Jansen wünschte nur ein wenig Branntwein, da er ohne denselben die grobe Nahrung nicht vertragen könne. Ich habe ihm drei Mal mein Essen und Wein geschickt, was ihm so gut schmeckte und ihn so sehr erquickte. Auch er freute sich über Otto's Erhaltung, der ihn um einige Zeilen der Erinnerung bat, welche ich mitnehmen und als ein theures Andenken aufbewahren will. Jansen schrieb:

„Mein lieber Freund Corvin!

Zum erstenmal sahen wir uns fern von dem heimathlichen Boden als Flüchtlinge; — wir trennten uns, um uns wieder zu finden bei unserer Mutter, der Revolution. — Heute *) abermals scheiden wir von einander; Du gehst weg, um durch Kerkerhaft Deine Treue für die gute Sache zu beweisen, und ich — ich weiß noch nicht, ob ich sie mit meinem Blute werde besiegeln müssen. Doch, sei mir nun Leben oder Tod beschieden, sei versichert, daß unsere Herzen, die Herzen von Männern, die durch gleiches Streben vereint

*) Das Blatt wurde kurz vor meiner Abführung nach Bruchsal geschrieben und ich schalte es hier nur ein.

wurden, durch Nichts können getrennt werden. — Wir wollen gegenseitig des andern Andenken in treuer Freundschaft bewahren. Lebe wohl, mein Corvin! Ich schreibe nicht „auf ewig“; denn vielleicht sehen wir uns im Leben noch wieder. Lebe wohl!

Auf immer
Dein
Jean Jansen.“

Die Officiere, welche heut Otto besuchten, machten ihm Hoffnung, daß er für einige Zeit nach Kißlau auf Festung kommen werde. Gebe Gott, daß es wahr sein möge! —

Wie peinlich war es heute, als der Hauptmann du jour mich aus dem Gefängniß abholte. Der Lieutenant von der Wache hatte mir gesagt, ich solle mich versteckt halten, wenn der Hauptmann käme, der sehr strenge sei. Als die Schildwache ihn anmeldete verbarg ich mich auf dem Strohlager und Otto deckte mich mit dem Mantel zu. Der Hauptmann trat in die vordere Abtheilung der Kasematte und sagte:

„Ich habe gehört, daß Ihre Frau hier ist; wo ist sie?“

„Sie schläft,“ antwortete er.

„Nun, dann wecken Sie sie auf; ich kann nicht gestatten, daß sie länger bei Ihnen bleibt als eine Unterredung dauert, die übrigens im Beisein eines Officiers stattfinden muß; so lautet unsere Verordnung.“

Otto mußte nun den Mantel wegnehmen, ich stand von dem Strohlager auf und folgte ganz verlegen dem Hauptmann. Otto sagte mir, es sei derselbe, welcher in dem Standgericht gesessen habe. Ich fürchte mich, eine neue Karte von dem Commandanten zu holen und wieder in die Kasematte zu gehn; ich will es Morgen thun und heute zu Hause bleiben. Meine Wirthin und ihre Tochter sind so gut

und theilnehmend. Sie kennen beide Otto, der oft in dieſem Gaſthof zu Mittag gegeſſen hat. Es thut ſo wohl, gute Menſchen zu finden, wenn man ſo betrübt iſt. Das junge Mädchen freute ſich ſehr, als Otto ihr auf ihren Wunſch, ein Andenken zu beſitzen, ſeine Reitpeitſche ſchickte. — Man ſagte mir, daß der Platzmajor ſeine Stelle als ſolcher verloren habe, weil er, durch Dr. Kuſel dazu veranlaßt, die Nachricht von der Umänderung des Urtheils ohne Befugniß Otto ſelbſt gebracht habe. Vermuthlich wollte man ihm dieſelbe erſt im Augenblick anzeigen, wenn er vor den Gewehren ſtand, oder als blutiger Leichnam auf dem Sandhaufen lag. Es würde nur ein Mißverſtändniß geweſen ſein.

Mittwoch den 19. September. Ruhig und glücklich brachte ich den ganzen Tag mit Otto im Gefängniß zu. Major von Weltzien war ungewöhnlich zuvorkommend gegen mich und hat mir eine neue Karte gegeben, worauf bemerkt war, daß ich ohne die Gegenwart eines Officiers und auf unbeſtimmte Zeit meinen Mann ſehen könne. Die Wachen waren jedoch an dieſem Tage garſtige Menſchen, die uns nicht das Geringſte erlaubten. Ein rothhaariger Kaſſube geberdete ſich ganz wüthend, obgleich ihm Niemand etwas in den Weg gelegt hatte. Er knackte fortwährend mit dem Hahn ſeines Gewehres und ſchien die größte Luſt zu haben, den armen Janſen todtzuſchießen, wenn er ſich an ſeinem Fenſter blicken ließ; und wenn derſelbe ein Wort ſprach, hieß es gleich: „Nicht gemuckſt!“ Als mein Mann in Bezug auf den Gefangenwärter eine Bemerkung machte, fuhr der Kaſſube ihn an: „Sonſt waren Sie Herr, jetzt bin ich's und Sie haben gar nichts zu ſagen!“ Auch auf mich ſchimpfte er auf die pöbelhafteſte Weiſe. Er war jedoch der einzige Soldat, über den ich mich zu beklagen gehabt hätte. —

Morgen wird wieder ein Standgericht gehalten und bei dieſer Gelegenheit ſoll Otto ſein umgeändertes Urtheil bekannt gemacht werden. Die Officiere behaupten, daß es auf Feſtungsſtrafe laute und Otto glaubt es nur zu gern. Gott gebe, daß er ſich nicht täuſcht, denn die Zuchthausſtrafe würde ihn mehr erſchüttern als zehn Todesurtheile.“ —

Dem Tagebuche meiner Frau habe ich nur wenig hinzuzufügen. Vor meiner Verurtheilung cirkulirte in den Kaſematten das Gerücht, meine Frau habe verſchiedenen Perſonen 20,000, ja 100,000 Gulden geboten, wenn ſie mir zur Flucht behüflich ſein wollten; ja es wurde erzählt, ich habe die preußiſche Wache — ich weiß nicht wie viel Mann! — überredet oder beſtochen und ſei mit derſelben nach Frankreich geflohen. Daß meine Frau auch nicht einmal den Schatten jener Summe beſaß, brauche ich nicht erſt zu verſichern.

Meine Erklärung, daß ich kein Preuße ſei und die deshalb angeſtellten Nachforſchungen ſind die erſte Urſache — daß ich nicht erſchoſſen wurde, denn ich gewann dadurch — Zeit. Wäre eine Woche früher Standgericht über mich gehalten worden, ſo wäre das Urtheil an demſelben Abend vollzogen worden; denn der Befehl, nicht einſtimmige Urtheile zur Beſtätigung nach Carlsruhe zu ſchicken war erſt acht Tage alt und ich der erſte, der davon Vortheil zog. Die eine Stimme im Standgericht, die meinen Tod zum Heil der Monarchieen nicht für nöthig hielt, war die des Feldwebels Löhr vom 20. Infanterie-Regiment. Als ich am Vormittag des 20ſten Septembers abermals vor das Standgericht gebracht wurde, welches eben einen andern Unglücklichen verurtheilt hatte, vermißte ich in demſelben den Feldwebel Löhr, der durch einen andern erſetzt war.

Der übergroße Eifer, den der Staatsanwalt zeigte, trug auch viel dazu bei, daß er ſein Ziel verfehlte. Als in ſpäterer Zeit meine Frau es für angemeſſen hielt, dem badiſchen Kriegsminiſter für die Veränderung des Urtheils zu danken, antwortete ihr dieſer, „daß ſie nicht nöthig habe zu danken; das Urtheil ſei auf ungehörige Weiſe durch den Staatsanwalt provozirt worden und hätte deshalb nicht vollzogen werden dürfen.“

Das Todesurtheil war in zehnjährige Zuchthausſtrafe verwandelt worden!

Folgender Brief eines Freundes an meine Frau giebt intreſſante Aufſchlüſſe über die Art und Weiſe, wie man verfuhr. Der Brief wurde am 16. September, alſo einen Tag nach meiner Verurtheilung, geſchrieben, von der der Schreiber am 19. noch nichts wußte, als dieſer Brief auf die Poſt gegeben wurde.

„—, 16. September 1849.

„In meinem letzten Briefe, meine theure Freundin, ſchrieb ich Ihnen, daß ich in Folge des bei mir vorgefundenen Zettels von C. (Corvin) noch einen Verſuch machen wolle, in irgend einer Weiſe für ihn zu wirken. Es mußte dies auf einem indirecten Wege geſchehen, und ich habe deshalb mit dem Baron *** geſprochen, deſſen Namen Sie von mir wohl ſchon früher gehört haben. Er ſteht in unmittelbarer Verbindung mit den Leuten, die nach unſerer Meinung in Corvin's Angelegenheiten entſcheidend eingreifen können. Allein leider eröffnete er mir Folgendes: Es habe ſchon kurz vor der Einnahme von Raſtatt der Prinz von Preußen Verordnungen getroffen, die ihn der in ſeiner Stellung als Thronfolger doppelt unangenehmen Nothwendigkeit entheben mußten, auf Gnadengeſuche, die er von vielen Seiten unter dringenden Motiven erwartete, einen abſchläg-

lichen Beſcheid zu geben. Eben dieſer unangenehmen Nothwendigkeit wollte ſich auch der König entziehen und deshalb wurde von Beiden eine jede Einmiſchung in die kriegsgerichtliche Juſtiz ganz entſchieden abgelehnt, indem man dem General von Hirſchfeld als Commandirenden des Armee-Corps die Verpflichtung auferlegte, die Erkenntniſſe des Kriegsgerichts gegen preußiche Staatsbürger zu beſtätigen, in zweifelhaften Fällen aber die Entſcheidung des Berliner Kriegs-Miniſteriums aufzurufen. Für Badenſer und Ausländer aber wurde die Entſcheidung in zweifelhaften Fällen dem badiſchen Kriegs-Miniſterium übertragen. Dies Alles war ſchon vorher beſtimmt und daher wohl der Ausſpruch des Oberſten, mit dem Sie bei der Prinzeſſin ſprachen: daß Alles umſonſt ſein werde. Als mir Baron *** dies vor einigen Tagen ſagte fügte er hinzu, daß eben deshalb von Seiten des Prinzen von Preußen in dieſer Sache umſoweniger etwas geſchehen könne, als Corvin nicht einmal Preuße ſei. Nur von Seiten des badiſchen Kriegs-Miniſteriums ſei alſo eine Einwirkung auf Corvins Schickſal möglich, allein dies auch nur dann, wenn ſich in dem Urtheile irgend ein Formfehler oder ein ſonſtiger Verſtoß vorfinde, und ſelbſt dies nur dann, wenn das Todesurtheil nicht einſtimmig erfolge, weil ſonſt die Execution nicht aufgehalten werden könne. Es käme alſo ganz allein darauf an, daß ein etwaiges Todesurtheil durch irgend einen Formfehler und Nichteinſtimmigkeit zur Beſtätigung dem Badiſchen Kriegs-Miniſterium vorgelegt werden müſſe. Dafür könne man natürlich nicht wirken und müſſe dies rein dem Zufalle überlaſſen. Träte indeß dieſer Fall ein, ſo ließe ſich am Ende etwas dafür thun, daß eine Verwandlung der Todes- in zehnjährige Zuchthausſtrafe ſtattfinde. Er ſelbſt ſei zwar mit dem Badiſchen Kriegs-Miniſterium nicht bekannt; allein er kenne einen höheren Officier

in Carlsruhe, der beim Kriegsminiſter Geltung habe. Er wolle ſogleich denſelben auf das Vorkommniß aufmerkſam machen, damit, wenn jener Fall eintrete, das Nöthige gethan werden könne. — Ich geſtehe zwar, daß ich mir von dieſem Wege einen beſondern Erfolg nicht verſpreche; allein leider iſt er der einzige, der uns übrig bleibt. — Daß die Strafen der Hauptbetheiligten ſchon im Voraus beſtimmt ſind, wie ich immer vermuthete, weiß ich jetzt gewiß. Allein nicht die eigentlichen Richter werden dazu inſtruirt, ſondern nur der Staatsanwalt. Er bekommt den Auftrag, auf was er antragen ſoll, und man verläßt ſich auf die bei Kriegsgerichten gemachten Erfahrungen, daß die Beiſitzer faſt immer dem Antrage gemäß erkennen. Es kommt indeſſen auch wohl vor, daß Einer oder der Andere von dem Antrage abweicht, und dies iſt oft entſcheidend, weil nach einer neuern Verfügung, wie ich in den Zeitungen leſe, nur die einſtimmig gefällten Urtheile ſofort vollſtreckt werden ſollen. Das war früher nicht der Fall, und ſo wird denn jetzt die Vertheidigung etwas wichtigeres, als ſie ſonſt war. Corvin ſoll ſich aber bei der Vertheidigung nicht von juridiſchen Auseinanderſetzungen leiten laſſen; — das iſt der Gewalt gegenüber lächerlich, — ſondern ſoll einfach auf das Gefühl der Richter zu wirken ſuchen. Vielleicht daß ſich doch der Eine oder der Andere beſtimmen läßt, von dem Antrage des Staatsanwaltes abzuweichen."

Man iſt in Berlin darüber empört geweſen, daß ich mich über Nichthalten der Kapitulation und der mir für die Beſatzung gemachten Verſprechungen beklagt habe, ja man hat mich der Undankbarkeit beſchuldigt. — Ich habe den Vorgang der Sache treu und gewiſſenhaft in dieſen Blättern erzählt und das Publikum mag urtheilen, ob ich ein Recht gehabt habe mich zu beklagen oder nicht. — Ich zweifle

nicht im Entferntesten daran, daß General v. d. Gröben es mit seinen Versprechungen ernstlich und aufrichtig gemeint und daß er Alles was in seinen Kräften stand gethan hat, sie zu erfüllen; ich bin ihm persönlich dankbar für seine Verwendung für mein Leben; allein das kann mich nicht verhindern als meine Meinung auszusprechen, daß man uns behandelte, wie es ein loyaler Feind nach einer Kapitulation nicht thun durfte.

General v. d. Gröben konnte allerdings nicht mit Bestimmtheit versprechen, daß seine Verwendung bei dem Großherzoge von Erfolg sein werde; allein er mußte wissen, ob er berechtigt war, überhaupt eine Kapitulation abzuschließen. Er that es und betrachtete uns dadurch als Kriegsgefangene; darüber hatte ich gar keinen Zweifel und zum Ueberfluß hörte ich es aus dem eigenen Munde des Commandanten. Daß Graf Gröbens Unterschrift unter der Kapitulation fehlt, wird gewiß von ihm nicht geltend gemacht werden, denn er schrieb ja eigenhändig und in meiner und des armen Biedenfelds Gegenwart das Original derselben nieder, welches augenblicklich aus dem Zelt hinausgereicht und auf der Stelle mehrmals kopirt wurde.

Kriegsgefangene, die sich auf Gnade und Ungnade ergaben, konnte man, — wenn man die Versprechungen milder Behandlung mißachten wollte — erschießen oder auf Festung schicken; sie aber als Verbrecher zu behandeln, sie einem seltsam zusammengeflickten Blutgericht zu übergeben und nach eigens für den Fall, nachträglich gemachten, willkürlichen Gesetzen zu richten und zum Theil in die Zuchthäuser zu sperren, also eine „entehrende“ Strafe über sie zu verhängen, war eine vielleicht zu rechtfertigende Handlungsweise, aber gewiß keine, die sich durch ihre Ehrlichkeit auszeichnet.

Am Nachmittage des 20ſten Septembers wurde mir angekündigt, daß ich noch an demſelben Tage in das Zuchthaus nach Bruchſal gebracht werden ſolle. Meine Frau beſchloß mit demſelben Zuge zu reiſen, in der Hoffnung, noch einige Stunden länger in meiner Geſellſchaft bleiben zu können. Als die Patrouille mich aus der Todtenkaſematte abholte, um mich nach dem Bahnhof zu bringen, ging ſie an meiner Seite bis in die Stadt und verſprach an der Eiſenbahn wieder mit mir zuſammenzutreffen. Da der Commandant ſo freundlich geweſen und ich wußte, daß es ihm ſehr unangenehm war, mich jetzt noch in Officiersuniform zu ſehen, ſo erſchien ich ſchon am Morgen im Standgericht in Civilkleidern.

Die Soldaten, welche mich nach Bruchſal eskortiren ſollten, waren entlaſſene Landwehrmänner aus dem Magdeburgiſchen, die nach Hauſe gingen. Es waren artige und brave Leute, welche ihre Pflicht auf eine menſchliche Weiſe auszuüben verſtanden. Der Unterofficier hatte nichts dagegen, daß meine Frau, an meiner Seite ſitzend, die Reiſe nach Bruchſal machte.

Während wir im Wartezimmer der Ankunft des Zuges aus dem Oberland harrten, trat ein preußiſcher Unterofficier herein, der mit einer extrafeinen, eigenen Uniform, ſehr neuen goldenen Treſſen, ſehr wohlgepflegtem blonden Haar, ſehr feinem, weißen Teint und ſehr rothen Backen, über welche ſehr helle, blaue Augen ſehr vergnüglich und lebensluſtig hervorſchauten, — ſich ganz beſonders commißnobel ausnahm. Er hatte eine Stimme, fein wie ein Zwirnsfaden und große Luſt, ſich in ein Geſpräch mit mir einzulaſſen. „Na," ſagte er, „Sie haben wohl auch eine ſchöne Angſt ausgeſtanden, als Sie erſchoſſen werden ſollten?!" — „Mein Freund", antwortete ich ihm, „man hat keine Angſt, wenn

man für eine gute Sache stirbt." — „Ja, ja, — das ist recht gut; allein was hilft das Alles, wenn wir nicht in Christum Jesum sterben?" — Einer der Landwehrmänner, ein ehrlicher Schönebecker, der schon lange mit Schultern und Daumen geringschätzige Bewegungen gemacht hatte, hielt nun die Hand vor seinen Mund und flüsterte mir mit geringschätzigem Ausdruck ins Ohr: „Ach Herr Oberscht, es is man ein Wärbeltambour!" — Dem frommen Wirbeltambour schien einer seiner Wirbel in den Kopf gefahren zu sein, denn er langte zwei Traktätchen hervor, welche er mir mit einiger Verlegenheit versetzte und die ich meiner Frau als neupreußische Curiosität mit nach Frankfurt gab.

Am Bahnhof in Carlsruhe standen eine Menge Herren mit weißen Halsbinden und Ohrfeigengesichtern, die von einem Hofdiner zu kommen schienen, um sich zum Dessert einen der in Ketten geschlagenen „Rebellen" anzusehen, vor denen sie sich zum Lande hinaus gefürchtet hatten. Was übrigens die Ketten anbetrifft, so täuschten sie sich in ihrer Erwartung; die Preußen waren anständig genug, die politischen Gefangenen beim Transport mit Ketten oder Handschellen zu verschonen; ich wenigstens trug keine.

Es war fast dunkel, als wir in Bruchsal ankamen. Mit schwerem Herzen nahm ich von meiner Frau Abschied und folgte der Eskorte durch die Stadt. Der Unterofficier war in derselben nicht bekannt, und da die Leute sich eben nicht beeilten, ihm auf seine Fragen Auskunft zu geben, so gingen wir endlich nach vielem Hin- und Herfragen am andern Ende der Stadt zum Thor hinaus und sahen bald ein bastillenartiges Gebäude vor uns liegen. An dem äußersten, in der hohen Ringmauer befindlichen eisernen Gitterthor machten wir Halt. Der Pförtner schien gar nicht geneigt zu öffnen und fragte sehr lakonisch: „Mehr als zehn Jahr?" —

Als dies verneint wurde antwortete er: „Ich hab' es mir doch gleich gedacht, daß Sie letz (falsch, unrecht, irrig) wären," und beschrieb uns den Weg nach dem alten Zuchthaus. Die vor uns liegende Bastille war nämlich das „neue Männerzuchthaus," die Einsiedelei Bruchsal, das St. Leopoldskloster, Zwing-Baden, die Jagomanie, — kurz das berüchtigte, pennsylvanische Zellengefängniß! — Es fiel mir eine große Last vom Herzen, als ich hörte, daß wir hier „letz" wären. Bei dem bloßen Anblick dieses Gebäudes hatte es mich kalt überlaufen und wäre es nicht gar zu abgedroschen, würde ich die einzige Stelle aus dem Dante citiren, welche ich in der Originalsprache weis. Hätte mir Jemand gesagt, daß ich in diesem entsetzlichen Hause sechs volle Jahre würde aushalten können und müssen, den würde ich für verrückt erklärt haben. Fast vergnügt machte ich den Weg durch die Stadt zurück und langte endlich im alten Zuchthaus an.

Durch einen Thorweg, vor welchem sich innerhalb noch ein durch Stacketen begrenzter Raum befand, trat man in einen großen, von Gebäuden umstandenen Hof, den eine kleine Gartenanlage in der Mitte freundlich machte. Dies und die Erleuchtung so vieler Fenster in Verbindung mit dem Geräusch von mancherlei Gewerben, ließ eher vermuthen, daß man in eine Fabrik trete.

Man brachte mich und meinen Leidensgefährten, einen Artilleristen aus Rastatt, vorläufig in das Wachtzimmer, wo wir zwei alte Leute in einer Art von Uniformsrock fanden, welche ich für Invaliden hielt. Es waren zwei die Wache habende Zuchtmeister. Bald darauf wurden wir zum Direktor der Anstalt, Herrn Speigler, geführt, der uns von der Eskorte übernahm und Befehl gab, uns in ein besonderes Zimmer zu bringen. Dieses lag ebener Erde

neben dem Wachlokal und erſchien mir im Vergleich zur Kaſematte ſehr behaglich; denn es befanden ſich ein Tiſch, Stühle und zwei reinliche Betten darin.

Das Erſte, was die alten Zuchtmeiſter mit uns vornahmen, war, daß ſie unſer Geld und ſonſtige Gegenſtände, die wir bei uns hatten, abforderten; nachdem dies geſchehen war, befühlten ſie uns auf eine höchſt unanſtändige Weiſe am Körper, um verſteckte Geldbörſen und dergleichen zu entdecken. Sie verfuhren dabei ſo ſorgfältig, wie Metzger, die Hämmel zum Schlachten ausſuchen. Mir ſtieg das Blut ins Geſicht und ich glaube nicht, daß der alte, ahnungsloſe Zuchtmeiſter jemals in ſeinem Leben einer Fundamental-Ohrfeige näher war als in jenem Augenblick. Da wir noch nichts gegeſſen hatten, ſo brachte man uns eine ſchändlich nach Stiefelſchmiere ſchmeckende Brotſuppe und Kartoffeln in der Schale, die von den übrigens freundlichen Zuchtmeiſtern als beſondere Delikateſſe und Vergünſtigung angeprieſen wurden.

Da ich ſeit einer Woche nicht ausgekleidet geweſen war und ſtets auf feuchtem Stroh geſchlafen hatte, ſo that mir das Bette ſehr wohl, obgleich es nur aus einer Strohmatratze und gleichem Kopfpolſter beſtand. Ich war ganz zufrieden, denn ich bildete mir ein, das Zimmer ſollte mein Gefängniß ſein. In der Thür deſſelben befand ſich eine runde, mit einem Siebblech verſchloſſene Oeffnung, durch welche man, nach Entfernung einer hölzernen Klappe, von Außen in das Zimmer ſehen konnte.

An dieſer Oeffnung vernahm ich am andern Morgen die Stimme des Majors Mahler, der mich ſehr vergnügt begrüßte und aufforderte, den Direktor zu bitten, daß er mich in dasjenige Zimmer lege, welches er mit Hauptmann Stöck theile und welches ſehr groß ſei. Er ſagte mir,

daß es ihnen ganz gut ginge. Anfangs hätten sie die Kleidung der Züchtlinge tragen und Wolle spinnen müssen, worüber sich Stöck so geärgert habe, daß er krank geworden sei; darauf habe man sie in ein besonderes Zimmer gebracht und ihnen gestattet, eigene Kleidung zu tragen.

Mahler war zu zehn Jahre Zuchthaus verurtheilt und der einzige badische Officier, den diese Strafe traf, weil er der erste von den Officieren des 2. Regiments war, der sich durch Struve oder vielmehr durch dessen Frau bewegen ließ, zur Sache des Volks überzutreten. Die anderen Officiere, obwohl sie doch, vom Regierungsstandpunkt aus betrachtet, weit schuldiger waren, als wir Alle, die wir gar keine Verbindlichkeiten gegen den Großherzog von Baden hatten, wurden nicht standrechtlich behandelt, sondern von einem Kriegsgericht, bestehend aus ihren Kameraden, zu kurzer Festungsstrafe verurtheilt und schon vor Ablauf eines Jahres begnadigt, selbst die Majors Biesele, Weik und Leiner. Ihr Benehmen in Rastatt und ihre Bemühungen für die Uebergabe sollen ihnen zum Vortheil angerechnet worden sein; allein das ist es nicht; diese drei Officiere haben sehr brav gegen die Preußen gefochten, und wenn sie auch am Anfang gegen Tiedemann kabalirten, so waren sie doch keine Verräther. Weik wurde, die Tirailleurs seines Bataillons brav ins Feuer führend, bei dem Ausfall nach Rauenthal verwundet und Leiner zeichnete sich bei dem Ausfall gegen Niederbühl aus, wegen dessen Jakobi erschossen und der Sachse Peters zu zehn Jahre Zuchthaus verurtheilt wurde. Biedenfeld, der als pensionirter Officier weit weniger schuldig war als jene drei Herren und ebensoviel und mehr zu seinen Gunsten anführen konnte, wurde erschossen. Ich werde noch andere Beispiele von der Unparteilichkeit der Justiz in jener Zeit anzuführen haben. —

Gegen neun Uhr wurde ich zum Direktor gerufen. Er empfing mich freundlich, mit Rührung; man sah augenscheinlich, wie sehr er es mißbillige, daß man uns in das Zuchthaus schicke, ja er machte gar kein Hehl daraus. Er sprach mir Muth ein und versicherte, daß er Alles, was in seinen Kräften stände, thun wolle, mir den Aufenthalt im Zuchthause so wenig unangenehm als möglich zu machen.

Er bereitete mich darauf vor, daß ich mich der Hausordnung gemäß einkleiden lassen müsse; er sage mir das vorher, weil er gefunden habe, daß diese Einkleidung auf Leute aus den gebildeten Ständen einen sehr schmerzlichen Eindruck mache. Mahler und Stöck habe er mit Einwilligung des Justiz-Ministeriums gestattet, eigene Kleidung zu tragen; allein preußischer Seits habe man das mit großem Mißfallen bemerkt und sie würden wahrscheinlich ebenfalls gezwungen werden, die Züchtlingskleidung wieder anzulegen.

Im Laufe des Nachmittags kam der Oberaufseher zu uns, ein sehr dicker, großer Mann mit barschem Wesen, welches aber, wie bei vielen alten Soldaten, nur eine Angewöhnung war. Der Mann war denn auch, wie sich bald zeigte, durchaus nicht so böse, als er sich das Ansehn gab. Ich wurde in das Wachlokal gebracht und die Sträflings-Uniform, welche ich auf einer Bank liegen sah, zeigte mir an, daß nun die gefürchtete Einkleidung vorgenommen werden solle.

Der peinliche Akt begann damit, daß ein Barbier mein Gesicht so glatt wie meine Hand rasirte; der mit solcher Sorgfalt gepflegte Bart wurde ohne Gnade weggeschnitten. Mein Haar, welchem ich immer viel Aufmerksamkeit schenkte, wie es sich jeder Gentleman schuldig ist, der nicht frühzeitig eine Perücke tragen will, trug ich lang, das heißt nach der damaligen gewöhnlichen Mode und nicht etwa Communisten-

mähnen. Ich hoffte ſchon, man würde es mir laſſen, als ein kleiner, ganz in ſchwarze, grobe Leinwand gekleideter höchſt beweglicher Kerl mit einer großen Scheere erſchien. Dieſer kleine Satan — ein „Korrektioniſt“ und daher vornehmer als wir gemeinen Sträflinge, übrigens auch politiſcher Verbrecher — hatte einen ganz kugelrunden Kopf, und da man ihm die ſchwarzen, ſtarren Haare ungefähr bis auf einen Zoll Länge abgeſchoren hatte, ſo ſtrebten dieſelben nach allen Richtungen hinaus und gaben ihm ein merkwürdig phantaſtiſches Anſehn, welches durch das ernſthafte, runde, ſchmutziggelbe Geſicht und die ſchwarzen funkelnden Augen noch erhöht wurde.

Als dieſer Menſch wie ein carteſianiſches Teufelchen mich umtanzte, ward mir ganz ſeltſam und es ergriff mich eine Art von Schwindel. Mein „Geiſt begann zu ſchwärmen“. Mir war es, als ſei ich in ein Hoffmannſches Märchen verſetzt. Der ſchwarze Menſch, der mich umtanzte und ſeine große Scheere ganz ſeltſam ſchwang, erſchien mir, wie ein höhnendes Geſpenſt, und meine dunklen Locken, die ſich am Boden ringelten, ſchienen kleine ſchwarze Schlangen, welche ihre Köpfe nach ihm emporreckten.

Als mich der kleine Satan mit einem Satz verließ, ſtrich ich mit meiner Hand über Geſicht und Kopf, fuhr aber förmlich erſchrocken zurück, denn ich glaubte mich auf fremdem Gebiet.

Die Stimme des dicken Oberaufſehers riß mich aus meiner ſchmerzlichen Betäubung; er forderte mich auf, mich auszukleiden und die Tracht der Sträflinge anzulegen. — Das erſte Stück derſelben, welches mein Erſtaunen erregte, waren graue Strümpfe von dickem hartgedrehtem Bindfaden, welche bis zum halben Schenkel reichten und ſich ebenſo weich anſchmiegten, wie es ein Reibeiſen gethan haben würde.

Das Hemde war nicht weniger ascetisch und die kameelhaarenen der alten Einsiedler waren dagegen Battist. Es hatte die Dimensionen eines Fuhrmannskittels und bestand aus gebleichter, sehr grober Hanfleinwand, in welche man, so schien es fast, der Pönitenz wegen ein Bund Zahnstocher verwebt hatte. Das Hemde war ganz neu und ungewaschen, also noch mit der Schlichte versehen. Es braunte auf meinem aristokratischen Fell wie Feuer und in zwei Stunden hatte ich mir ein Rudel Wölfe gerieben.

Die Beinkleider, gleichfalls neu und ungewaschen, waren von dem allergröbsten Zwillich, wie man ihn zu Säcken schwerlich gebrauchen kann. Von demselben Material war die Jacke, welche mit weißen Knochenknöpfen versehen war. Als ich sie anzog und etwas schnell in den Aermel fuhr, riß ich mir die Knöchel blutig, so rauh war die innere Seite. Die Weste war von der gröbsten Hanfleinwand und mit dem schlechtesten Waidblau gefärbt; das ebenfalls blaue hanfleinene dreieckige Halstuch war mit darauf gedruckten weißen Sternchen verziert.

Nachdem ich eine kleine, runde, höchst unpraktische Zwillichmütze erhalten hatte, glaubte ich meine Ausrüstung vollendet; allein ich erblickte auf der Bank noch etwas, dessen Zweck ich mit dem besten Willen nicht errathen konnte. Es sah aus wie ein zusammengelegter Bogen Glanzpappe, wie ihn die Buchdrucker gebrauchen; allein ein quer hindurchgehender rother Streifen ließ mich vermuthen, daß es ein Gewebe sei. Ich nahm das Ding in die Hand, bog es auseinander und fragte voll Erstaunen nach der Bestimmung. Der Oberaufseher sagte unter verbissenem Lachen: „Ei, das ist ein Nas'tuch!“ Auf diese Idee wäre ich wirklich zuletzt gekommen, denn es war eine absolute Unmöglichkeit, sich in diesem Tuch die Nase zu putzen, selbst wenn man es auf

die Gefahr hin riskiren wollte, sich die Haut zu schinden. Die Gefangenen pflegten, wie ich später sah, diese neuen „Nastücher“ zunächst in Wasser zu legen und dann mit Steinen weich zu klopfen, um nur eine Benutzung möglich zu machen.

Nachdem ich ein Paar sehr grobe rindslederne, dickbenagelte Bauernschuh, ein hölzernes Täfelchen mit meiner Nummer und einen hörnernen, äußerst schlecht gearbeiteten Lauseklamm nebst einem groben Handtuch erhalten hatte, war meine Equipirung vollendet. Man führte mich nun in den Wollsaal, denn dieser sollte von nun an das Feld meiner Thätigkeit bilden.

Dieser Wollsaal war geräumig und sah fast freundlich aus; allein der eigenthümliche Geruch der Wolle fiel unangenehm auf, und die Wolltheilchen, die umher flogen, konnten den Lungen der Arbeiter unmöglich zuträglich sein. In diesem Saale widmeten sich einige dreißig gleich mir gekleidete Sträflinge der harmlosen und nützlichen Beschäftigung des Wollekratzens, Spinnens und Spulens.

Die Stille, welche in dem Saale herrschte, und die nur durch das eigenthümliche Schnurren der großen Wollspinnräder unterbrochen wurde; die widerlichen Gesichter einiger meiner neuen — Kameraden; die ganze Zuchthausatmosphäre, machten auf meinen Geist, der noch unter dem Eindruck der „Toilette“ erzitterte, einen merkwürdigen Eindruck. Alles drehte sich wirbelnd vor meinen Augen, so daß ich nur hin und wieder einige Gaunerfratzen unterschied, welche mich höhnend anzugrinsen schienen. Ich war auf dem Punkt, den Verstand zu verlieren und mochte verdutzt aussehen, wie ein frisch eingefangener Sperling, dem man die Flügel beschnitten hat.

Allmählich kam ich etwas zu mir, so daß ich mich entschloß, umherzublicken. Man hatte mir nämlich noch keine Arbeit aufgetragen; wahrscheinlich sollte ich mich erst akklimatisiren. — Unter den Sträflingen fiel mir ein junger Mann durch seine hohe Stirn und sein edelgeformtes Gesicht auf: Es war Dr. Kaucher aus Heidelberg, der hier mit dem Anstande eines altrömischen Senators Wolle spann. Sein Nachbar auf einer Seite sah wie ein Gelehrter aus; es war ein „Mordbrenner". — Auf der anderen Seite des Doctors spann ein Hanauer Turner, der bei Waghäusel einen Schuß ins Bein bekommen hatte, aber längst wieder geheilt war. — In einer Ecke saß der Adjutant des erschossenen Majors Heilig und kratzte Wolle, das heißt, er machte die Locken, oder die „Leck", wie es im Wollsaal hieß, für die Spinner fertig. Neben ihm saß der mit mir gekommene Artillerist, um das Geschäft von ihm zu erlernen.

Auf der anderen Seite des Saals stand an einem Spinnrade ein junger Mann mit der Gestalt des jungen Theseus, schönen, lang bewimperten blauen Augen und fast mädchenhaft schön geschnittenem Mund; es war ein Student der Medicin aus Mainz, Namens Kupferberg. Der Aermste war nur drei Tage in Baden und noch dazu krank gewesen, hatte kein Gefecht mitgemacht, wurde auch nicht mit den Waffen in der Hand gefangen, sondern auf der Rückreise nach Mainz in Heidelberg festgehalten, weil ein Gensd'arm aus der neuen Mütze sehr richtig schloß, daß sie erst ganz kürzlich einen Freischärlerhut verdrängt habe. Kupferberg gehörte zu den von Mainz nach Baden ausmarschirten jungen Männern und wurde — zu zehn Jahre Zuchthaus verurtheilt!

Am Nachmittag war es den Sträflingen gestattet, eine halbe Stunde lang im Hofe spazieren zu gehen; während

derſelben machte ich die Bekanntſchaft derjenigen meiner Leidensgefährten, welche bis dahin nach dem Zuchthauſe abgeführt worden waren; wir mochten damals etwa achtzehn ſein und hunderte ſchmachteten noch in den ungeſunden Kaſematten. Man ſchien ſie abſichtlich ſo lange als möglich in denſelben aufzubewahren, denn für die Tauſende, die des Verhörs harrten, waren nur drei Unterſuchungsrichter angeſtellt.

Gegen ſieben Uhr läutete es zum Abendeſſen. Die Tiſche, welche an den Wänden in die Höhe geklappt waren, wurden heruntergelaſſen und die Eßnäpfe darauf geſtellt. Dann befahl der Zuchtmeiſter: „beten“ und nachdem einer der Sträflinge ein Gebet geſprochen, ſetzten ſich alle zum Eſſen nieder. Daſſelbe beſtand aus einem Schoppen Suppe von Schwarzbrot, Waſſer und etwas ſchlechtem Fett; ich hatte ihre Bekanntſchaft ſchon vorher gemacht und ſollte ſie noch genauer kennen lernen, denn dieſe Hundeſuppe wurde häufig zu allen drei Mahlzeiten gegeben. Nach dem Abendeſſen und Gebet ging es in den Schlafſaal, in welchem etwa vierzig Betten ſtehen mochten. Nachdem der Zuchtmeiſter abermals hatte beten laſſen, ging er fort und verſchloß die Thür, worauf ſich Jeder zu Bette legte. Durch ein kleines in der Mauer angebrachtes Fenſter konnte man in den Schlafſaal ſehen, in welchem die ganze Nacht Licht brannte.

Ich hatte es zu veranſtalten gewußt, daß mein Bette neben dem Kauchers ſeinen Platz erhielt und daß ich auf der anderen Seite keinen Nachbar hatte. Kaucher hatte noch Luſt zu plaudern; allein mir war es unmöglich. Schon während des ganzen Tages hatte ich mir Gewalt anthun müſſen, nicht in Thränen auszubrechen. Sobald als möglich hüllte ich mein Haupt in die Decke und weinte wie ein Kind. Nein, nicht wie ein Kind! es waren Thränen des

Zornes, der Wuth, es waren Männerthränen, und welches Gelübde sie tauften, will ich verschweigen.

Um halb fünf Uhr am andern Morgen weckte uns die Glocke. Jeder stand auf, machte sein Bette und seine Toilette. Letzteres war ein Kunststück, denn von Waschbecken, Gläsern, Zahnbürste oder Seife war nicht die Rede. Der ganze Waschapparat für die vierzig Personen bestand aus zwei Kübeln voll Wasser, jeder mit einem blechernen Schöpfer und zwei leeren Eimern. Daß man daher beim Waschen sehr summarisch verfahren mußte, liegt in der Natur der Sache.

Nach gesprochenem Gebet ging es wieder in den dürftig erleuchteten Arbeitssaal und sogleich an die Arbeit. Vor dem Frühstück wurde in Körben das Brod hereingebracht; der Aufseher verlas die Liste und Jeder griff zu, sobald sein Name genannt wurde. Es war mir jedes Mal, als erhielt ich einen Dolchstoß, wenn mein Name in dieser Gemeinschaft ausgerufen wurde. Die anderthalb Pfund Brod, die man täglich erhielt, waren von stockigem Korn und entsetzlich schlecht, da gewöhnlich Puff- oder Saubohnenmehl hinein gemengt war; allein es war nicht räthlich, sich darüber zu beschweren und einige Gefangene, die es etwas zu lebhaft gethan hatten, wurden in dunkle Arreſtlokale gesperrt.

Sehr lästig war es, daß man kein Messer haben durfte, und jedesmal, wenn man ein Stück Brod abschneiden wollte, an einen der beiden Saalpfeiler gehen mußte, an deren jedem ein stumpfes, abgerundetes Messer an einer kurzen Kette hing.

Um zwölf Uhr wurde zu Mittag gegessen; es gab einen Schoppen Hundesuppe und einen Schoppen Gemüse, wie Kartoffeln, Hülsenfrüchte oder dergleichen, mit einem Loth Wagenschmiere — Schweineschmär glaub ich hieß das ranzige

Zeug! — fett gemacht. Fleiſch gab es nur alle vier Tage und dann acht Loth, ſo daß die täglich auf den Mann kommende Ration an Fleiſch zwei Loth betrug.

Am Sonnabend wurde mir meine Arbeit angewieſen; ich mußte Wolle ſpinnen und erhielt meinen Platz zwiſchen einem ehrwürdigen Wilddieb und einem jungen Italiener, der in lebhafter Unterhaltung ſein Meſſer etwas zu tief in den Körper eines badiſchen Unterthans geſteckt hatte. Ein Werkmeiſter lehrte mich meine Arbeit; ich begann und hätte vor Lachen über meine Situation weinen mögen. Wenn meine Spinnerei ſich verwirrte, was ziemlich häufig geſchah, kam der italieniſche Meſſermann, ſchweigend und erröthend wie ein Mädchen, und brachte ſie wieder in Ordnung. Man ſah, wie erregbar das Blut des jungen Südländers war.

Auch mein anderer Nachbar zeigte mir Freundlichkeit und ich hätte es nicht über das Herz bringen können, es abzuſchlagen, wenn er mir verſtohlen aus ſeiner Rindendoſe eine Priſe reichte. Der Direktor hatte mich in der That zwiſchen die beiden ehrlichſten Schelme ſeiner ganzen Sammlung geſtellt.

Im Allgemeinen kann ich das Benehmen der gemeinen Verbrecher gegen uns nur rühmen; ſie fühlten, daß die politiſchen Verbrecher nicht zu ihnen gehörten und nahmen ſich niemals Vertraulichkeiten heraus, obwohl wir dieſelbe Kleidung trugen und dieſelbe Arbeit thaten, wie ſie. Wenn einer von uns mit ihnen ſprach, waren ſie erfreut und zeigten ihre Achtung durch mancherlei kleine Dienſte, die ſie uns freiwillig leiſteten.

Am Sonnabend fragte ein Zuchtmeiſter, wer von den Sträflingen am Sonntag einen Brief ſchreiben wolle? Er notirte die Namen, um dieſelben dem Direktor mitzutheilen.

Auch ich meldete mich, denn ich hatte meiner Frau versprochen, so bald als möglich Nachricht von mir zu geben.

Am Sonntag wurde um halb sechs Uhr aufgestanden und nicht gearbeitet. Vormittags mußte ich dem Gottesdienst beiwohnen, der in einem langen, niedrigen Saal im Zuchthause selbst abgehalten wurde. — Dieser Sonntag war entsetzlich langweilig und Jeder hatte Mühe, die Zeit herumzubringen.

Am Nachmittag wurden alle, die sich dazu gemeldet hatten, zum Briefschreiben in das Wachzimmer bestellt, wo Papier und Federn von einem Zuchtmeister ausgetheilt wurden. Da saß ich denn an einem Tisch mit dem Auswurf der menschlichen Gesellschaft und sollte meiner armen Frau meinen Seelenzustand schildern. Mir war entsetzlich zu Muth! Man stählt sich von Jugend auf gegen das Unglück und ich hatte es dahin gebracht, dem Tode lächelnd ins Angesicht schauen zu können; allein wer bereitet sich auf das Zuchthaus vor? — Die kleinlichen, eindringlichen Seelenqualen, wie sie die Zuchthausstrafe mit Allem, was daran hängt, auf ein stolzes Herz mit sich bringen, greifen auf gänzlich unerwartete, nie geahnte Weise an und wirken deßhalb so entsetzlich.

Bis jetzt beugte sich noch mein Geist unter den auf ihn einbrausenden Schmerzenssturm; er war zu überrascht, um schon jetzt auf Widerstand zu denken, und dann mochten die letztvergangenen Tage dazu beigetragen haben, ihn gegen Qualen dieser Art noch empfindlicher zu machen.

Unter diesen Eindrücken schrieb ich folgenden Brief an meine Frau:

„Bruchsal, 23. September 1849.

Meine liebe theure Helene.

Nur weil ich es Dir versprochen habe, schreibe ich Dir. Am liebsten wünschte ich, daß Niemand etwas von mir er-

führe, auch selbst Du nicht; denn könntest Du in mein Inneres sehen, Du würdest vor Weh vergehen! — Seit wir uns kennen, bin ich in mancher traurigen Lage gewesen, von manchem Unglück heimgesucht worden; ich habe Alles standhaft ertragen. Du hast gesehen, wie ich mich heut vor acht Tagen zum Tode vorbereitete, wie ich ihm mit Fassung entgegen ging, wie ich selbst meine Errettung standhaft ertrug, obwohl ich wußte, daß sie Dich so glücklich machte: Alle die Schicksalsschläge, die mich in der letzten Zeit betroffen, müssen aber entweder meinen Verstand geschwächt haben, oder das gegenwärtige Unglück, welches auf mir lastet, muß wirklich entsetzlicher sein, als Alles, was mich bisher betroffen hat. Alle Todesqualen scheinen mir leicht gegen die Seelenfolter, der ich hier ausgesetzt bin. Ich muß alle Liebe zu Dir mir recht lebhaft vergegenwärtigen, um nicht zu beklagen, nicht erschossen worden zu sein. Stumpfsinn, Wahnsinn — kurz Bewußtlosigkeit würden mir jetzt als ein großes Glück erscheinen. Ich beneide die elenden Diebe und Mörder, mit denen ich zu verkehren genöthigt bin, denn sie haben kein Gefühl für die Qualen, die ich empfinde; für sie existiren diese Qualen nicht, — Ich sage nichts, — ich beklage mich nicht, weil ich nicht zu reden vermag, weil ich beständig Mühe habe, die Thränen zu unterdrücken. — —

Freitag sollte ich eingekleidet werden. Der Herr Direktor hatte mich bereits auf diese schreckliche Ceremonie vorbereitet; allein ich kann Dir sagen, Todtschießen ist nichts dagegen. —

Besuche mich lange nicht; ich mag Dir nicht die Qual machen. Die Strafe für uns ist gräßlich. — — Schreibe mir auch nicht, wenigstens jetzt noch nicht; ich würde alle Fassung verlieren, sähe ich einen Brief von Deiner Hand. — — Ich will unterdessen Alles zusammen nehmen, was

mir das entsetzliche Schicksal der letzten Zeit noch von moralischer Kraft übrig gelassen hat. Lebe wohl, meine Helene und wenn Du auch — lebe wohl.

Dein Otto".

Der Direktor wußte, daß ich kein Schwächling bin und die Schwäche des Starken ergreift mehr, als die des Weichlings. Der brave Mann entsetzte sich daher förmlich über die aus diesem Briefe hervorleuchtende Geistesstimmung und ließ mich am andern Tage zu sich kommen. Dem würdigen, menschenfreundlichen Manne standen die Thränen in den Augen; er gab mir seine beiden Hände und versuchte es auf die herzlichste, liebreichste und vernünftigste Weise mich aufzurichten. Er stellte sich mir nicht gegenüber als Direktor der Strafanstalt, sondern nahm von diesem Verhältniß gar keine Notiz und behandelte mich, wie er es gethan haben würde, wenn er im Leben außerhalb des Zuchthauses mit mir zusammengetroffen wäre.

Da er sah, daß ich nicht allein geistiger, sondern auch körperlicher Stärkung bedurfte, so lud er mich ein, ein Glas Wein mit ihm zu trinken, was mir wirklich eine große Wohlthat war. Geistig und körperlich erfrischt verließ ich den braven Mann, dessen Benehmen um so verdienstlicher ist, als er alle Ursache hatte, mit der Revolution unzufrieden zu sein; sein liebster Sohn war als Volkswehrmann bei Waghäusel gefallen und ein anderer saß noch in Rastatt in den Kasematten. *)

Die Ansichten, welche ich im Lauf des Gespräches über die auf uns angewandte Zuchthausstrafe äußerte, veranlaßten

---

*) Herr Speigler starb seitdem und das Verrathen seiner Menschlichkeit kann ihm keinen Schaden mehr bringen.

den Direktor, mich aufzufordern, dieselben in einer Eingabe an den Aufsichtsrath auszusprechen, wodurch derselbe wahrscheinlich bewogen werden würde, Anordnungen zu treffen, das Loos der politischen Gefangenen und besonders der Gebildeteren unter ihnen zu erleichtern; durch meine Darstellung der Sache sei er erst recht davon überzeugt worden, wie unendlich viel härter diese bestraft wären und über die Absichten des Gesetzes hinaus, welches die Zuchthausordnung für diejenige Menschenklasse entworfen habe, aus der fast allein die Bevölkerung der Zuchthäuser bestehe, der niedrigsten der Gesellschaft. —

Damit ich ungestört schreiben könnte, sollte ich den folgenden Tag in dem Zimmer zubringen, welches Stöck und Mahler bewohnten. Sie waren bereits einige Wochen im Hause und man hatte ihnen Mancherlei bewilligt, nachdem sie es Anfangs eben so schlimm als wir gehabt hatten. Der Direktor würde uns auf der Stelle dieselben Erleichterungen haben zu Theil werden lassen; allein er durfte es nicht und man schien von Seiten des Justizministeriums darauf besonders zu halten, daß uns die ersten Eindrücke in ihrer ganzen Bitterkeit zu Theil würden.

Mahler und Stöck befanden sich wirklich vergleichsweise sehr wohl. Sie bewohnten eine große, fünffenstrige Mansarde, hatten den ganzen Vormittag für sich und nur am Nachmittag kam ein alter Sträfling, welcher Sekretär der Königin Hortense gewesen sein wollte, um sie in Kartonage-Arbeiten zu unterrichten.

Beide beeiferten sich, mir Freundliches zu erweisen. Sie gaben mir von ihren Cigarren und machten in einer Maschine Kaffee und Chokolate. Das sollte zwar Alles heimlich geschehen; allein es wurde damit nicht genau genommen, da der Direktor, wenn er kam, sich schon auf der

Treppe laut machte und aufhielt, so daß man Zeit hatte, alles Verdächtige bei Seite zu schaffen, damit er nicht gerade darüber stolpere und Notiz davon nehmen mußte, was ihn den Zuchtmeistern gegenüber in Verlegenheit gesetzt haben würde. Tabaksrauch brauchte er nicht zu riechen — er konnte ja den Schnupfen haben — allein die Pfeifen durfte er nicht sehen.

Vor den Aufsehern brauchte man sich nicht zu geniren und sie waren es, welche für Geld und gute Worte besorgten, was man haben wollte. In einem alten Pulte, welches man Stöck eigens zu diesem Zweck gegeben zu haben schien, hatte dieser eine förmliche Speisekammer eingerichtet.

Uebrigens muß man nicht glauben, daß diese Begünstigungen damals etwas Ungewöhnliches und allein zu unsern Gunsten gemachte Ausnahmen waren. Neben jener Mansarde hatte ein Eisenbahnbeamter, der Gelder unterschlagen, damit große Reisen gemacht und sich dann zur Bestrafung gestellt hatte, ein nettes, eigenes Zimmer, welches ganz comfortabel eingerichtet war. Vor dem Fenster zog er sich einen förmlichen Blumengarten und unter dem Fenstertritt, in Schubfächern, die selbst unter den Stühlen versteckt waren, verbarg er seine Kaffeemaschine und Vorräthe; seine Tabakspfeife verbarg er gar nicht. Er besorgte für die Anstalt verschiedene Schreibereien und trug seine eigene Kleidung. Neben ihm wohnte, ebenfalls in einem eigenen Zimmer, ein Fabrikant von Goldwaaren, der gegen Zahlung einer kleinen Vergütung an die Anstalt für seine eigene Rechnung Goldschmiedarbeiten machen durfte. Dies waren keineswegs Eigenmächtigkeiten des Direktors, sondern Anordnungen, getroffen mit dem Wissen und Willen des Ministerialraths, der häufig das Zuchthaus revidirte und von dem man erzählte, daß er selbst

die Taſchen „nicht begünſtigter“ Sträflinge nach Schnupftabak viſitirte!

Als mich der Direktor am Nachmittage fragte, wie es mir in jenem Manſardzimmer gefalle, antwortete ich: „Mir iſt, als ſei ich im Himmel!“ Ich führe dieſe Antwort nur an, weil Dr. Kaucher ſpäter ganz denſelben Ausdruck gebrauchte, um den Grad ſeines Wohlbefindens in dieſen Räumen anzuzeigen, die doch nichts Beſſeres waren, als irgend ein anderer Bodenraum eines Hauſes.

Der Aufſatz, den ich noch an demſelben Tage dem Direktor einreichte, war unter dem unmittelbaren Eindruck geſchrieben, den die Zuchthausſtrafe auf mich machte, und als er dem Aufſichtsrath, der ſich ein oder zwei Tage darauf verſammelte, vorgetragen wurde, hatte er auf denſelben die beabſichtigte Wirkung.

Der Aufſichtsrath beſtand aus den höheren Beamten der Anſtalt, nämlich dem Direktor, den beiden Geiſtlichen, dem Hausarzt, dem Verwalter und einigen Bürgern der Stadt; als Präſes ſtand ihm der Inſpektor, ein Hofgerichtsrath, vor. Er bildete das vermittelnde Glied zwiſchen der Direktion und dem Miniſterium und ſeine Gewalt war ausgedehnter, als es manchem Beamten lieb war. Es iſt auch mit Erfolg gelungen, dieſe Gewalt ſehr zu beſchneiden. Ich werde ſpäter noch darauf zurückkommen müſſen.

In Folge meiner Eingabe wurden den politiſchen Gefangenen mancherlei Erleichterungen geſtattet. Mahler, Stöck, Kaucher, Kupferberg und ich wurden in die ſchon erwähnte Manſarde gelegt. Die anderen politiſchen Gefangenen kamen zu den Mahlzeiten ſämmtlich in unſer Zimmer und ſchliefen zuſammen in einer an daſſelbe ſtoßenden Manſarde. Man bewilligte uns den freien Gebrauch von Schreibmaterialien und erlaubte uns, den halben Tag für uns benutzen zu

dürfen; das Tragen eigener Kleider wurde jedoch abgeſchlagen und auch Mahler und Stöck mußten die Sträflingsuniform anlegen. — Man kann ſich denken, mit welcher Freude dieſe Maßregeln von Allen begrüßt wurden. Wir waren zuſammen etwa achtzehn „in Steifleinen“.

Mit den genannten officiellen Begünſtigungen waren aber, hauptſächlich für uns fünf Manſardiſten, noch eine Menge nicht officieller verbunden. Wir konnten rauchen, ließen uns allerlei Eßwaaren und mäßig Wein bringen und blieben noch eine Stunde auf, wenn die andern Sträflinge längſt in ihren Betten lagen. Ja, wir machten ſogar hin und wieder eine Partie Whiſt! Ich bin überzeugt, wir würden unſer Leben mit der Zeit ganz komfortabel eingerichtet haben; allein — unſer Wohlbefinden ſollte nicht lange dauern.

Am Sonntag den 30. September war ein Weinwirth aus Bruchſal in das Zuchthaus gebracht worden. Der Mann war in der Stadt ſehr populär und es verſammelten ſich am Nachmittag etwa hundert junge Burſche und es hieß, der Gefangene ſolle befreit werden. Es war nur „Bäckerrauch“; allein die Preußen ergriffen dieſen Vorwand begierig, die politiſchen Gefangenen, die man nach ihrer Anſicht viel zu nachſichtig behandelte, härter zu treffen. Der Weinwirth wurde nach Freiburg gebracht; allein dies war nicht die einzige Wirkung der ſonntäglichen Demonſtration. Am Nachmittag des 2. Octobers ließ der Direktor uns ſämmtlich in ſein Zimmer rufen und kündigte uns mit ſehr bewegter Stimme an, er habe ſo eben Befehl erhalten, uns augenblicklich in das Zellengefängniß abführen zu laſſen, da man uns als die wichtigſten Gefangenen betrachte und ſicherer verwahren wolle.

Wir Alle waren wie vom Donner gerührt. Dr. Kaucher sagte, es sei ihm ganz elend nnd verlangte nach irgend einem Kordial. Ich theilte mit ihm einen Rest Kirschwasser. Stöck, der noch Rekonvaleszent war, steckte sich hinter den Doktor und wußte zu bewirken, daß er einstweilen noch mit den andern politischen Gefangenen im alten Zuchthause bleiben durfte.

Alle Pläne, mit denen ich mich über mein Schicksal getröstet hatte, wurden nun zu Wasser. Meine Frau wollte nach Bruchsaal ziehen und obwohl man eigentlich nur alle Monat einmal Besuch empfangen sollte, so hatte mir doch der Direktor versprochen, daß ich, wenn ich wolle, sie täglich allein und im Zimmer des Oberaufsehers sehen und sprechen könne.

Nassauische Soldaten, die für einige Tage in Bruchsal waren, brachten uns in unserer Züchtlingskleidung durch die Stadt nach dem Zellengefängniß, auf welchem Wege wir manchem theilnehmenden Blick begegneten. Von den Aufsehern hatten wir bereits Vieles über das Zellengefängniß gehört und es gar nicht glauben wollen, daß die Gefangenen Masken tragen müßten, was uns ganz schrecklich schien.

Endlich lag das entsetzliche Gebäude vor uns, welches eine Anstalt enthielt, deren Idee in dem puritanischen Gehirn eines herzlosen amerikanischen Frömmlers ausgebrütet war. Klirrend flog hinter uns die schwere eiserne Pforte zu, die sich für mich erst volle sechs Jahre später (auf den Tag!) öffnen sollte!

Nachdem man uns eine Zeitlang in einer „Vorbereitungszelle“ gelassen hatte, wo wir mit Grauen die Hausordnung studirten, trennte man uns und brachte mich in eine nach der Nordseite zu liegende Gefängnißzelle, wo ich meine Straf-

zeit, getrennt von jeder Gemeinſchaft mit anderen Gefangenen oder der Außenwelt, einſam zubringen ſollte!

Ich ſah mit Entſetzen um mich. Vier kahle Wände; eine wie ein Sargdeckel gewölbte Decke; ſteinerner Fußboden; Ausdehnung vier Schritte und ſechs; ein an die Wand geklapptes und angeſchloſſenes dürftiges Bett; in einer Ecke ein kleines Regal mit einem Waſſerkrug und einer Bibel; davor ein an die Wand geklappter Tiſch mit gleicher Bank, — voilà tout. — Licht empfing die Zelle durch ein kleines Fenſter, deſſen untern Rand man eben erreichen konnte und deſſen untere Hälfte aus mattgeſchliffenen Glasſcheiben beſtand, welche das Licht nur trübe hindurch ließen. Es war mir, als befinde ich mich in einer Eisſcholle. Dumpfe Verzweiflung ergriff mich; thränenlos und ſtöhnend ſank ich auf die Bank. —

Zweites Capitel.

Beamtenbücher über Einzelhaft. — Stimmen von Gefangenen. — Beschreibung des Zellengefängnisses in Bruchsal. — Eingang. — Mauer. — Hauptgebäude. — Die Spazierhöfe. — Der Mittelthurm. — Die Keller. — Kirche und Schule. — Beschreibung eines der Flügelgebäude. — Die Zellenthür. — Ein Blick durch das Beobachtungsloch. — Die Zelle. — Die Hausordnung in 25 Paragraphen nebst eingeschobenen Bemerkungen und Erklärungen des Verfassers. — Ueber den Zweck der Strafe. — Sühne. — Besserung. — Das Ideal der Strafe. — Abschrecken. — Körperstrafe. — Geistesstrafe. — Schwierigkeit das Strafmaß zu bestimmen. — Einrichtungen der Bruchsaler Anstalt. — Abweichungen von dem englischen Muster. — Baumängel. — Subhastationsweg. — Mangelhaftigkeit der Luftheizung. — Wirkungen auf den Körper. — Der Fußboden. — Der eiserne Jagemann. — Das Wasser. — Ernährung der Gefangenen. — Uebergroße Sparsamkeit. — Der Aufsichtsrath. — Krankenpflege. — Beamte und Angestellte. — Spitzbübereien. — Die Arbeit. — Ehrlosigkeit. — Schulunterricht. — Gefängnißbibliothek. — Seelsorge. — Wirkung der Einzelhaft auf den Geist. — Politische Verbrecher. — Unterschied zwischen Hochverräthern und Dieben — Parallele. — Schluß.

Das Interesse eines größeren deutschen Publikums an dem Gefängnißwesen ist ziemlich jung; noch vor fünfzehn Jahren überließ man in rührendem Vertrauen die gegen die Gesetze sündigenden Staatsbürger der väterlichen Fürsorge der Regierungen; man begnügte sich damit, zu wissen, daß praktische Kommunisten und andere Leute, welche Grundsätze höherer Politik auf das gemeine Leben anwandten und die man gewöhnlich Diebe und Schwindler nennt, in Zuchthäusern und andern Strafanstalten wohlverwahrt und außer Stande

waren, die menſchliche Geſellſchaft durch Beweiſe ihres Talents in Staunen und Schaden zu bringen.

Der Floh, der andere, beſonders ſolche Leute beißt, von denen man annimmt, daß das Gebiſſenwerden gewiſſermaßen zu ihrer Naturgeſchichte gehört, kümmert „anſtändige“ Leute ſehr wenig; ſobald aber beſagter rother Republikaner nach unſerem eigenen koſtbaren Blut Appetit zeigt, gewinnt er augenblicklich an Intereſſe; man will wiſſen Wie, Wo, Warum, unterſucht ihn mikroskopiſch, ſtudirt ſeine Sitten und Gewohnheiten, iſt Anfangs geneigt ihn für ein Krokodill zu halten, bis man endlich nach langem Sträuben dazu gelangt anzuerkennen, daß dies Ungeheuer ein ganz gemeiner Floh iſt und der gewöhnliche Dieb und Se. Excellenz der Herr Finanzminiſter ein ziemlich gleich empfindliches Fell haben, wenn auch eins von beiden etwas dicker zu ſein pflegt.

Seit jedoch im Jahre 1849 die Regierungen es für angemeſſen hielten, politiſche Verbrecher in die Zuchthäuſer zu ſperren und Söhne und Töchter „vornehmer“ Familien Wolle kratzen und ſpulen mußten, ſeit der Zuchthausfloh geadelt wurde, — kam er in Mode wie die Krim, deren Geographie vor dem Kriege dem Herrn Juſtizminiſter ebenſo unbekannt war, wie dem Miniſter des Auswärtigen das Zuchthausweſen. Seit die Gefahr auch Denjenigen nahe rückte, die nie eine Ahnung von ſolcher Möglichkeit gehabt hatten — ſeitdem gewann das Intereſſe an dem Gefängnißweſen einen weiteren Horizont.

Wie die Ruſſen von jeher eine Antipathie dagegen hatten, daß Fremde in ihrem Lande mit Meßkette und Diopterlineal umherliefen, um die ſchwachen Seiten zu erſpähen, ſo ſah es auch Herr von Aktenwurm nicht gern, wenn neugierige Philantropen und Touriſten in ſeine Domäne zu dringen ſuchten. Ich kenne kein Land, in welchem Beamte

Freunde der Oeffentlichkeit ſind; Geheimnißkrämerei iſt überall ihre charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit und ganz beſonders gilt dies für ſolche, die mit der Strafvollziehung beauftragt ſind die Mythe vom beſchränkten Unterthanenverſtand iſt faſt in jedem Bureau Glaubensartikel.

Was wir über Gefängnißweſen wiſſen, erfuhren wir meiſt durch Beamte. Allerdings iſt es nicht zu läugnen, daß die in den Gefängniſſen angeſtellten Perſonen die meiſte Gelegenheit haben, die äußeren und inneren Verhältniſſe der Verbrecher kennen zu lernen', weil ſie gewiſſermaßen mit dieſen leben und ſie nach Gefallen beobachten können; allein es iſt die Frage, ob nicht eben durch dieſe nahe Stellung wie durch rein perſönliche Beziehungen, die Unbefangenheit und Zuverläſſigkeit dieſes Urtheils beeinträchtigt wird. Wer ſeine Naſe gegen den Straßburger Münſter quetſcht, kann wohl, wenn er nicht gar zu dumm iſt, mit mehr Sicherheit ſagen, von welcher Steinart derſelbe erbaut iſt, als der gleichgeſchickte, aber ferner ſtehende Beſchauer; allein über den architektoniſchen und äſthetiſchen Werth des Bauwerkes wird er weit weniger ein Urtheil zu fällen im Stande ſein als der letztere.

Sollte es aber auch wirklich Direktoren oder andere Beamte von Strafanſtalten und Zuchthäuſern geben — und ich glaube, daß es deren wirklich giebt — welche das ganze Gebäude des Gefängnißweſens von verſchiedenen Standpunkten und mehr objektiv zu betrachten fähig ſind, die ferner nicht den Menſchen im Beamtentintenfaß erſäuft haben und einen höheren Lebens- und Staatszweck anerkennen als den, dem Herrn Juſtizminiſter zu gefallen, ſo trägt doch ſolche ungewöhnliche Tugend ſelten eine nützliche Frucht: ſie werden „höchſten Orts" verabſcheut als Gottesläſterer gegen den Götzen Schlendrian und ihre Weisheit gilt als Naſeweisheit;

man beachtet ihre Erfahrungen nicht, wird ungeduldig, dann ärgerlich und maßregelt endlich ſolche „Quärulanten“ von ihren Poſten.

Gehorchen und Maulhalten ſind die Reichsgrundgeſetze der Büreaukratie; Leute die raiſonniren — das heißt ſich unterſtehen ihren geſunden Menſchenverſtand laut werden zu laſſen, ſind im Bureau faſt noch inbrünſtiger gehaßt, als in einem —ſchen Officiercorps. Die natürliche Folge davon iſt, daß Beamte, welche ſich und ihre Familie mehr lieben als das allgemeine Beſte, nicht allein gehorchen und ihr Maul halten, ſondern auch, theils um vorwärts zu kommen, theils ihrem Gewiſſen zu Gefallen, ſich eine Miniſterialbrille auf die Naſe löthen, die ſie endlich in Folge der Gewohnheit für natürliche Augen halten. Dieſe „Ueberzeugten“ machen allmählig ſolche Fortſchritte, daß ſie ſich endlich für das förmlich fanatiſiren, was ſie auf Grund ihres Verſtandes zu bekämpfen geneigt waren.

Es liegt daher auf der Hand, daß es außerordentlich ſchwierig iſt, zuverläſſige Nachrichten über das Gefängnißweſen zu erhalten und daß die von Beamten darüber veröffentlichten Schriften geleſen werden müſſen, wie gleichzeitige, hiſtoriſche Quellenwerke, nämlich mit ganz beſonderer Rückſicht auf die perſönlichen Verhältniſſe der Verfaſſer.

Die öffentliche Meinung hat ſich auch in Deutſchland größere Geltung zu verſchaffen gewußt, als ihr in früheren Zeiten eingeräumt wurde und die Regierungen ſind gezwungen worden, danach zu trachten, ſie für ſich zu gewinnen. Die Art wie dieſes zu erreichen iſt, hat ſich gewiſſermaßen zu einem Zweig der Staatswiſſenſchaft ausgebildet, die um ſo ſchwieriger zu erlernen iſt, je mehr Urſache eine Regierung hat, ihre Abſichten und Tendenzen zu verbergen.

Mit Rückſicht hierauf iſt man denn auch gezwungen worden, in Bezug auf den Einblick in das Gefängnißweſen Conceſſionen zu machen; allein der Kundige läßt ſich von der anſcheinenden Liberalität nicht täuſchen, mit welcher in manchen Staaten die Gefängniſſe Beſuchern zugänglich gemacht werden; er weiß, daß man ihm nur die Außenſeite der Dinge zeigt, während man ſich das Anſehen giebt, als verberge man nicht das Geringſte. Das iſt leichter als man glaubt; die wahren Uebelſtände laſſen ſich erſt durch längere Beobachtung und tieferes Eindringen erkennen; ſelbſt Männer von Fach ſind nicht im Stande, dies bei einigen ſelbſt mehrſtündigen Beſuchen zu thun. Der Kundige weiß ferner, daß die ſtatiſtiſchen Notizen, mit denen man äußerſt freigebig iſt, und die dem Laien als „unumſtößliche Zahlen“ faſt immer imponiren, in ſehr vielen Fällen auf theils abſichtlichen, theils unabſichtlichen Täuſchungen oder Trugſchlüſſen beruhen, ſelbſt wenn ſie den Miniſterien und von dieſen den Kammern vorgelegt werden, oder vielmehr grade deshalb. Auch ſtarre Zahlen werden in geſchickter Hand geſchmeidig und laſſen ſich je nach dem beabſichtigten Zweck biegen, oder in gewünſchte Formen drücken.

„Nichts für ungut!“ Sand in die Augen ſtreuen iſt ein Mittel, welches im Staatsleben ebenſo gewöhnlich iſt, wie Kamillenthee in den Haushaltungen, nur nicht ganz ſo heilſam. Wenn wir alſo — arme Patienten — uns dagegen wehren, wenn wir die Myſterien der Gefängniſſe zu ergründen trachten und gleichfalls auf unſere Weiſe die öffentliche Meinung zur Hülfe rufen, ſo erfüllen wir dadurch theils eine Pflicht gegen die Geſellſchaft im Allgemeinen, theils iſt es ein Akt perſönlicher Nothwehr, denn wer iſt in jetziger Zeit vor dem Zuchthauſe ſicher? Sonſt wußte man ſich dagegen zu wahren und ohne Kopfzerbrechen, denn welcher Re-

ligion man auch angehören mochte, die Ansichten über die mit Zuchthausstrafe belegten Verbrechen waren im Allgemeinen überall dieselben. Jetzt aber haben wir die Erfahrung gemacht, daß höchste Verderbtheit und Das, was seit Jahrtausenden als höchste Bürgertugend galt und uns in den Schulen als solche zur Nachahmung angepriesen wurde, — zu *demselben* unerfreulichen Ziele führen kann.

Wenn ich nun auch, um das Interesse der Leser direkt zu erregen, die persönliche Gefahr in Erwähnung bringe, die Jedem droht, der es ehrlich mit Volk und Freiheit meint, so veranlassen mich doch mehr allgemeine und höhere Motive zu dieser Unterbrechung meiner persönlichen Erlebnisse, Motive, welche mit denjenigen socialen Fragen in genauestem Zusammenhange stehen, die sich die Aufmerksamkeit aufgeklärter, oder auch nur kluger Staatsmänner *erzwungen* haben; denn immer werden es doch die ärmeren und niederen Volksklassen sein, die bei einer Verbesserung oder Verschlimmerung des Gefängnißwesens zunächst und am meisten betheiligt sind.

Der Nothstand der untern Volksklassen ist eine Thatsache, ebenso wie die Befürchtung, daß derselbe für das Bestehen der Gesellschaft gefahrbringend sei, und daß sich Philosophen und Staatsmänner die Köpfe zermartern, wie diese Gefahr abzuwenden sein möchte. Kanonen, Bayonette und Gefängnisse genügen dazu freilich nicht allein.

Mein Zweck ist es indessen gegenwärtig nicht, weder zu untersuchen, welchen Uebeln dieser gefahrdrohende Nothstand der unteren Volksklassen zuzuschreiben sei, noch wie ihm abgeholfen werden könnte; ich will mir nur die Bemerkung erlauben, daß Strafanstalten und Zuchthäuser nicht so gefüllt sein würden, wenn die Regierungen *mehr* und *väterlicher* darauf bedacht wären, durch Sorge für *Erziehung* und

Schulunterricht, wie für Gelegenheit zu ehrlichem Verdienst, Verbrechen zu verhindern, als sie zu bestrafen. Fünf Sechstel der Verbrechen fallen der Unfähigkeit oder Sorglosigkeit der Regierenden, oder der Mangelhaftigkeit unserer socialen Einrichtungen zur Last und das sollte bei Einrichtung der Strafanstalten wohl in Erwägung gezogen werden.

Die Nachrichten, die wir über die Geheimnisse der Gefängnisse haben, verdanken wir, wie oben bemerkt, Beamten oder Philantropen, die in Bezug auf ihre Angaben immer mehr oder weniger von erstern abhängig sind; sie galten bis jetzt als die einzigen Sachverständigen; aber man vergißt eine dritte Klasse derselben, weil sie bisher äußerst selten war, nämlich gebildete Gefangene. Diesem „dringenden Bedürfniß" ist nun durch die „väterliche Fürsorge" der Regierungen abgeholfen; fast in allen Ländern sind einige der gebildetsten Leute in die Zuchthäuser gesperrt worden; sie haben an ihrem eigenen Körper und Geist Erfahrungen gesammelt und außerdem Gelegenheit gehabt, Manches wahrzunehmen, was selbst die Beamten nicht wahrnehmen konnten oder wollten, oder sich nicht zu veröffentlichen getrauten.

Es ist nicht vorauszusehen, daß ein Gefangener besondere Liebe weder zu seinem Gefängniß, noch zu Denjenigen habe, die ihn dort einsperren ließen und zu vermuthen, daß er in seinem Urtheil ungefähr so weit links schweifte, als der Beamte es rechts thut; allein diese allgemeine Regel kann auch Ausnahmen erleiden und diese sind eben nicht selten. Wie es unter den Gefängnißbeamten Männer giebt, die objektiv über Gefängnisse zu urtheilen wissen — wenn sie ihr Urtheil auch nicht auszusprechen wagen — so auch unter den gebildeten Gefangenen. Finden sich dieselben veranlaßt, ihre theuer erkauften Erfahrungen schriftlich mitzutheilen, so ver-

dient ihr Urtheil sehr große Beachtung von allen Denen, die sich überhaupt für die Sache interessiren. Natürlich darf man bei der Beurtheilung von dergleichen Schriften die persönlichen Verhältnisse gleichfalls nicht außer Acht lassen. Man frage sich: Welchen Charakter hat der Verfasser? Unter welchen Umständen schrieb er? — Was hat er von Verschweigung oder Aussprechung der Wahrheit zu fürchten oder zu hoffen? In welchem Lande erscheint sein Buch?

Meine Verhältnisse kennt der Leser und vielleicht auch, daß ich mich überaus wenig daran störe, ob das Aussprechen der Wahrheit Diesem oder Jenem — und wär' es der Dalai Lama — angenehm oder unangenehm sei. Irren ist menschlich; meine Urtheile mögen anfechtbar sein; was ich als Thatsache erzähle ist es nie. — Ich finde eine nicht kleine Anzahl von Personen verächtlich, noch mehr lächerlich; allein ich hasse Niemand, nicht einmal Die, welche mir das schwerste Leid im Leben zufügten; ich that es nicht als ich eben das Zellengefängniß verließ und nun, nachdem ich über fünf Jahr frei bin, ist selbst der Zorn verschwunden, der mich bei dem Gedanken an moralische Mißhandlungen, verletzten Stolz, gekränkte Eitelkeit ꝛc. vielleicht in der ersten Zeit der wiedergewonnenen Freiheit überkam; ich schreibe ohne Leidenschaft, ohne Haß, einzig im Interesse der Wahrheit und will mich damit begnügen, in einfachen und kunstlosen Worten, was ich sah und beobachtete, auszusprechen. —

Das „neue Männerzuchthaus" in Bruchsal — dies ist der officielle Name des nach pennsylvanischem Muster errichteten Zellengefängnisses — liegt am Westabhang eines mit Wein und Obstbäumen bepflanzten Hügels. Den Mittelpunkt des Baues bildet ein gegen achtzig Fuß hoher, achteckiger Thurm von ziemlich bedeutendem Umfange. An vier sich paarweise gegenüberliegenden Seiten dieses Thurmes

ſind dreiſtöckige, gleich lange Flügelgebäude angebaut, welche breiter ſind als die Thurmſeite und daher etwas über dieſelbe hinausragen. Das ganze Gebäude bildet daher ein rechtwinkliges und gleichſchenkliches Kreuz, deſſen Kern ein Achteck iſt. Dieſe Form ſoll wahrſcheinlich andeuten, daß das Haus einer „chriſtlichen Idee“ ſeinen Urſprung verdankt.

Dieſe verſteinerte chriſtliche Idee iſt von einer im Achteck von weißen Bruchſteinen erbauten Umfaſſungsmauer umgeben, deren vier längere Seiten den ſtets durch zwei Flügeln gebildeten rechten Winkeln gegenüberliegen, während die vier kürzern Seiten mit den ſchmalen Endſeiten der vier Flügelgebäude correſpondiren. In den Winkelpunkten dieſer Umfaſſungsmauer befinden ſich acht runde Thürme, die an der Baſis einen größern Umfang haben als oben. Die Kronen der Thürme und Mauer ſind mit oben offenen Schießſcharten verſehen, mehr zur Zierrath, als zu irgend einem praktiſchen Zweck, er ſei denn Erſparung von Mauerſteinen.

In der Mitte einer der langen Seiten der Mauer, zwiſchen dem erſten und vierten Flügel, befindet ſich das Thorgebäude, in welchem zugleich das Militairwachtlokal iſt. Die Poſten ſind oben auf der Mauer placirt, zu welchem Ende ſich oben ein Gang mit einem eiſernen Geländer an der Hofſeite befindet und von wo aus man mit Bequemlichkeit den Hof und ſämmtliche Fenſter des Gefängniſſes überſehen kann.

Iſt man durch das in der Mauer befindliche eiſerne Gitterthor gegangen, ſo gelangt man an ein hohes, maſſives, eiſernes Flügelthor und tritt durch daſſelbe in einen gepflaſterten Raum, der rechts und links durch hölzerne Thorwege geſchloſſen iſt. Schreitet man rechts oder links durch dieſe, ſo gelangt man in größere, ſpitzwinklige Hofräume, die durch den Eingang, einen Flügel und die Hälfte einer

Langseite begrenzt sind. Das Ende der Flügel ist mit der Mauer durch andere Mauern verbunden, durch welche Thorwege in den übrigen Theil der Anstalt führen.

Geht man nach Passiren des massiven eisernen Thores weder rechts noch links, sondern gerade aus, einige Stufen hinauf durch eine Doppelthür, so tritt man in einen Gang, welcher durch ein Gebäude führt, in dem sich verschiedene Wirthschaftsräume und auch das Krankenhaus befinden. Dieser Gang mündet in den Mittelthurm.

In den andern drei Winkeln des Zuchthauskreuzes sind die Spazierhöfe angebracht, deren Einrichtung folgende ist: In der Mitte dieser Anlage erhebt sich ein niederes, thurmartiges, schiefergedecktes, kreisförmiges Gebäude, welches etwa fünf und zwanzig Fuß im Durchmesser haben mag. In dieses Gebäude führen fünf und zwanzig Thüren auf einen sehr schmalen Gang, der nach innen zu durch eine kreisförmige Mauer begrenzt wird. Durch diese Mauer führen vier Thüren in den innern Raum des Thurmes, der nur ein Gemach bildet. Vermittelst einer Treppe in demselben steigt man auf eine Gallerie, welche dem erwähnten kreisförmigen Gang als Decke dient. Von dieser Gallerie sieht man durch fünf und zwanzig kleine, dicht unter dem Dach liegende Fenster, in die fünf und zwanzig Spazierhöfe, deren Beaufsichtigung überdies auch vom untern Theil des Thurms durch schießschartenartige Oeffnungen ermöglicht ist, die mit den fünf und zwanzig Thüren korrespondiren. Diese Thüren haben in ihrer Mitte eine große viereckige, durch ein Geflecht von starkem Draht geschlossene Oeffnung.

Diese Spazierhöfe sind Kreisausschnitte, deren Radien acht Fuß hohe, weiß getünchte Mauern bilden. In der Spitze dieses Dreiecks befindet sich der nach dem schmalen Gang des runden Hauses mündende Eingang. Die Grund-

linie des Dreiecks, markirt durch ein Stacket von Gußeisenstäben, ist sieben Schritte lang; die Höhe des Dreiecks zwanzig Schritt, so daß der Flächeninhalt des mit Sand beschütteten Spazierhofes siebenzig Quadratellen beträgt; viele Wohnzimmer haben doppelt so viel. An einer der beiden Mauern ist ein schmales, mit Oelfarbe angestrichenes Dach von Eisenblech angebracht, welches nothdürftigen Schutz gegen einen Regenguß gewährt. An einem der Spazierhöfe fehlt das Eisengitter; er dient als Eingang in den kreisförmigen Gang, auf den die Thüren zu den Höfen münden. Nur das zwischen dem zweiten und dritten Flügel liegende Spazieretablissement hat fünf und zwanzig Höfe; die beiden andern haben zwanzig.

In dem achteckigen Mittelthurm des Hauptgebäudes befinden sich die verschiedenen Verwaltungsbureaus und im obersten Stockwerk die Kirche und Schule. Eine eiserne Wendeltreppe, die im Centrum des Thurms angebracht ist, verbindet die verschiedenen Stockwerke und führt hinunter in die sehr geräumigen, gewölbten Keller. Die Zugänge aus dem Keller des Mittelthurms in die der Flügel sind durch massive eiserne Flügelthore geschlossen; acht hölzerne Thüren führen aus diesem Mittelkeller in die Flügelgebäude. In den unter den Flügelgebäuden liegenden Kellern befinden sich geräumige, verschließbare Lokale, die als Magazine dienen und in dem zwischen ihnen liegenden Raum stehen die großen für die Luftheizung eingerichteten Oefen, an deren äußern Seiten man Klappen mit den Nummern derjenigen Zellen bemerkt, mit welchen sie korrespondiren.

Kirche und Schule liegen im obersten Stockwerk des achteckigen Thurms. Erstere ist sehr sehenswerth, denn der Umstand, daß kein Gefangener den andern sehen darf und doch jeder von ihnen den Prediger sehen und von diesem

und den Aufſehern geſehen werden ſoll, macht eine eigenthümliche Einrichtung nöthig. Dem Altar gegenüber, vor welchem ſich eine Gallerie mit zwei als Kanzeln dienenden Tribünen befindet, erheben ſich bogenförmig, amphitheatraliſch übereinander erbaute Logen für eine Perſon, aus denen man nur den Raum vor ſich, aber in keinen der andern Gefangenenkirchenſtühle ſehen kann. Beim Religionsunterricht oder Gottesdienſt wird jeder Gefangene in ſeinem Kirchenſtuhl eingeſchloſſen. Rechts und links von den Kanzeln befinden ſich Gallerien für die Aufſeher. Die Schule iſt nach demſelben Princip, nur in kleinerem Maßſtabe und mit zweckdienlichen Veränderungen erbaut.

Die vier Eingänge, die aus jedem Stockwerk in die Flügelgebäude führen, ſind durch eiſerne Gitterthüren geſchloſſen. Durch ſie tritt man in den obern Stockwerken auf eine Gallerie, von welcher hinab man mit einem Blick das Innere eines ganzen Flügelgebäudes überſehen kann. Dieſe ſind einander ganz gleich und die Beſchreibung eines derſelben genügt.

Man denke ſich ein hohles, langes Rechteck, deſſen eine ſchmale Seite an den Thurm ſtößt, während in der ihr gegenüberliegenden Schlußwand große, mit genarbten Scheiben verſehene Fenſter befinden, welche nebſt einigen in dem Dach angebrachten, den innern Raum des Hauſes genugſam erleuchten. In den langen Seitenmauern ſieht man drei Reihen kleiner, eichener, mit viereckigen Nägeln beſchlagener Thüren ſich übereinander erheben. An den Thürenreihen des zweiten und dritten Stockes vorbei, um das ganze Innere herumlaufend, führen ſchmale Gänge von gerifften Gußeiſenplatten, welche an einer Seite mit einem eiſernen Geländer verſehen ſind. Von jedem dieſer Gänge, in der Nähe des Mittelthurms, öffnen ſich zwei Thüren in das Treppenhaus,

in welchem ſteinerne Wendeltreppen bis zum Keller hinabführen. Sämmtliche acht Ausgänge in den Hof befinden ſich demnach in Winkeln des Kreuzes und ſind durch eiſerne Gitter und Holzthüren geſchloſſen. Dicht neben den auf das Treppenhaus führenden Thüren befinden ſich die Brunnen.

Die ſich über einander erhebenden kleinen Thüren, von denen ich redete, ſind die Zellenthüren. Jede derſelben iſt mit einem Schloß verſehen, welches auf der inneren Seite kein Schlüſſelloch hat und ſich daher nur von Außen öffnen läßt. Oben an der Thür iſt ein ovales, weißes Blech angebracht mit der ſchwarzen Nummer der Zelle. Unter demſelben befindet ſich das „Beobachtungsloch.“ Es iſt dies eine kleine, mit Glas verſchloſſene runde Oeffnung in der Thür, die von Außen mit einer kleinen verſchiebbaren, eiſernen Klappe bedeckt iſt und durch welche man das ganze Innere der Zelle überſehen kann. Rechts und links davon hängen kleine Holztäfelchen, auf denen durch ein E. (evangeliſch) oder K. (katholiſch) die Confeſſion und anderſeits durch eine andere Abkürzung die Schulklaſſe angegeben iſt, zu welcher der Bewohner der Zelle gehört.

Unter dem Beobachtungsloch befindet ſich die nach Außen ſich öffnende, viereckige, verſchließbare Fütterungsklappe. Am Boden, rechts von der Thür in der Mauer, bemerkt man eine hölzerne Klappe, welche die Oeffnung ſchließt, in der ſich das Nachtgeſchirr befindet und zu welchem der „Sträfling“ durch einen innerhalb der Zelle befindlichen Schieber gelangen kann. Aus dieſem Behälter, innerhalb der Mauer, führt eine Thonröhre in die Höhe, welche böſe Dünſte abführen ſoll.

Ehe Du, lieber Leſer, in die Zelle trittſt, möchteſt Du nicht den Bewohner derſelben belauſchen? — Genire Dich nicht, er iſt gewohnt von weniger wohlwollenden Blicken belauert zu werden, und wenn das Sehen durch das „Be-

obachtungsloch“ Beſuchern auch eigentlich verboten iſt, ſo kannſt Du Dir ja wohl dieſelbe Freiheit nehmen, wie die preußiſchen Lieutenants, die ſich häufig dieſes Vergnügen machten. Nimm Dich aber zuſammen, denn ich ſetze voraus, Du biſt weder ein Puritaner, noch ein Criminalmenſch, der „zehn Jahre Zuchthaus“ mit derſelben Leichtigkeit diktirt, wie ein Kadettenofficier vier und zwanzig Stunden Stubenarreſt.

Warum wird Deine Wange bleich? Warum fährt Deine Hand nach dem Herzen? — Du haſt den Mann, den Du dort ſiehſt, früher gekannt? Du ſahſt ihn einſt mit elaſtiſchem Schritt durch die Straßen gehen und es that Dir wohl, in ſein offenes Geſicht, in ſein heiteres Auge zu ſchauen. Die Vorübergehenden grüßten ihn achtungsvoll; Viele blieben ſtehen und ſahen ihm nach, denn ſein Name hatte einen guten Klang im Lande, Du warſt in ſeinem Hauſe und Deine Füße ſtreckten ſich unter ſeinem gaſtfreien Tiſch, an dem mit Dir geiſtreiche Männer ſaßen, welche das Volk zu ſeinen beſten zählt und die nun zum Theil auch verbannt, oder in andern Zuchthäuſern verſorgt ſind. Mit Wohlgefallen verweilte Dein Auge auf dem Dich umgebenden Comfort, auf der heiteren, liebenswürdigen Frau vom Hauſe und auf den roſigen, lieben Kindern. — Du ſahſt den Mann ſpäter hoch zu Roß und Tauſende richteten ihre Blicke auf ihn mit Vertrauen und Liebe und folgten ſeinem Wort. Wo er ſich ſehen ließ, wehten grüßend Tücher, flogen jubelnd Mützen und alle Zeitungen poſaunten ſein Lob! „Hort des Volkes,“ „Krone der Edeln,“ „Held“ — kurz ſie gaben ihm überſchwenglichere Namen, als man ſie in der marianiſchen Litanei findet. — Jetzt iſt er der Sträfling No. 230 zu lebenslänglicher Zuchthausſtrafe verurtheilt als „Hochverräther.“

Vor ihm ſteht — ein Spinnrocken; er ſpinnt, allein der Ausdruck ſeines Auges zeigt es an, daß ſeine Gedanken

nicht bei seiner Arbeit weilen und die Thräne, die still und langsam die abgezehrte, gelbbleiche Wange hinunterrollt, daß er an sein fernes Weib denkt, an seine verwaisten, armen Kinder.

Der Faden reißt; ein flüchtiges Roth überfliegt die blasse Wange und das Auge flammt auf, wie sonst im Gefecht, oder auf der Rednertribüne. Er springt von seinem Sitz und sein Fuß schleudert das Spinnrad hinweg, seine Hand preßt sich gegen die Brust und der nach oben gerichtete Blick schreit einen tiefern Schmerz gen Himmel, als ihn alle Folterqualen mittelalterlicher Gerichtsbarkeit diesem festen Herzen entlockt haben würden. — Ja, die Folter ist abgeschafft. Die Henkersknechte mit ihren glühenden Zangen und blutigen Schürzen haben sich von der Kultur belecken lassen, wie der Teufel selbst; jetzt halten sie Federn in den Händen und tragen schwarze Fräcke; sie lächeln milde und ihr Mund fließt über von frommen Sprüchen.

Dort ist eine leere Zelle offen; treten wir ein. Sie ist sechs Schritte lang und vier breit. Der Fußboden ist mit viereckigen, unglasirten, schwachgebrannten Thonplättchen ausgelegt; die Decke ist zu einem flachen Bogen gewölbt und weiß getüncht; die Wände sind blaßgelb. Der Thür gegenüber ist ein oblonges Fenster angebracht, so hoch, daß man den untern Rand mit ausgestreckten Armen eben berühren kann. Dieses Fenster ist in der Mitte durch ein querlaufendes Holz getheilt; die obere, etwas größere Hälfte des Fensters ist durch ein Schloß am obern Rahmen befestigt, und kann vermittelst eines langen Stockes, an dessen Ende sich ein Ring befindet, geöffnet werden. Durch dieses Oeffnen fällt die obere Fensterhälfte wie eine Klappe in die Zelle zurück auf zwei seitwärts angebrachte Eisenstäbchen, die ein weiteres Aufklappen verhindern.

An der einen längern Wand der Zelle ist oben ein viereckiges, mit starkem Draht vergittertes Loch, aus welchem im Winter die Heizluft strömt; es ist durch einen Schieber von Eisenblech zu verschließen. An der gegenüberliegenden Wand, dicht am Fußboden, befindet sich ein ganz gleiches, jedoch unverschließbares Loch, durch welches der Theorie nach, die verdorbene Luft abziehen soll. Dieses Loch steht durch einen bis in den Keller führenden Kanal mit dem Hofe in Verbindung.

In einer Ecke neben der Thür steht ein Eckschrank, auf dem ein hölzernes oder blechernes Waschbecken, ein irdener Wasserkrug, eine kleine irdene Schüssel zum Essen und Bibel, Gesangbuch und ein Schulbuch ihren Platz finden. Das mittlere Fach ist mit einer Thür versehen, um das Brot darin aufzubewahren, welches durch die Luftheizung augenblicklich ausgetrocknet werden würde, wenn es frei läge.

Dicht vor dem Schränkchen ist ein an der Wand befestigtes Brett, welches heruntergeklappt, auf einem daran befestigten stehend, einen Tisch bildet. Davor, so daß der Sitzende dem Fenster den Rücken wenden muß, steht eine wie der Tisch konstruirte, schmale Bank.

Dem Tisch gegenüber, bis an die Thürwand reichend, ist, gegen die Wand geklappt und vermittelst einer Kette daran geschlossen, das Bett. Es besteht aus einer leichten Bettstelle von Eisen, einer Matraze von Gerstenstroh, gleichem Kopfpolster, wollner Decke und zwei Leintüchern. An derselben Wand ist ein Kleiderriegel befestigt; diesem gegenüber hängt die Hausordnung und darunter ein „biblischer„ Kalender.

Außerdem befindet sich in der Zelle noch das Arbeitsgeräth, welches natürlich, nach der Beschäftigungsart des Sträflings, verschieden ist.

Damit der Leſer die Einrichtungen des Hauſes kennen lerne, wie ſie ſein ſollen, will ich die Hausordnung wörtlich hierherſetzen, wie ſie nach der kurz vor Entlaſſung des Juſtizminiſters Stabel gemachten Veränderung lautet, und jedem Paragraphen einzelne Erläuterungen hinzufügen:

§. 1. Jeder Sträfling wird, nach einem vorbereitenden Aufenthalt in der Aufnahmszelle, wo man ihm die Haustracht anlegt und die Hausregeln bekannt macht, in eine Gefängnißzelle gewieſen, worin er ſeine Strafzeit außer aller Gemeinſchaft mit andern Sträflingen zubringen muß.

Die Haustracht iſt ganz dieſelbe wie im alten Zuchthauſe, nur daß in den letzten Jahren ſtatt der blauen Leinwandweſte eine von grauer Leinwand getragen wird und die Kopfbedeckung eine andere iſt. Im Zellengefängniß beſteht dieſelbe aus einer viertheiligen, an den Kopf anſchließenden Mütze von grobem blauem Tuch, gefüttert mit Sackleinwand; der gleichfalls tuchene Schirm bedeckt, wenn heruntergeklappt, das ganze Geſicht des Gefangenen; für die Augen ſind zwei Löcher ausgeſchnitten. So maskirt muß der Sträfling ſtets erſcheinen, ſobald er, um in den Hof, Kirche, Schule ꝛc. zu gehen, ſeine Zelle verläßt; kein anderer Sträfling darf ſein Geſicht ſehen.

§. 2. Erſt nach Umfluß des ſechſten Halbjahres, beziehungsweiſe des ſiebenzigſten Lebensjahres, findet die Verſetzung in gemeinſchaftliche Arbeitsſäle nach Vorſchrift des §. 5. des Geſetzes vom 6. März 1845 ſtatt.

Dieſe Arbeitsſäle befinden ſich im Keller. Die Verſetzung in dieſelben findet auch ausnahmsweiſe ſtatt, wenn die Einzelhaft die Gefangenen vor der Zeit verrückt gemacht hat, aber doch nicht ſo, daß ihre Fortſchaffung in eine Irren-

anſtalt durchaus nöthig iſt, wozu man natürlich des Rufes der Anſtalt wegen nur in äußerſt dringenden Fällen ſchreitet. Nach Verſicherung der Aufſeher, die natürlich kein Urtheil haben, ſind die Leute in den gemeinſchaftlichen Arbeitsſälen mehr oder weniger ſämmtlich verrückt. Die Gefangenen, welche dieſe geſetzliche Erleichterung genießen, bringen nur die Arbeitsſtunden in den Sälen zu; in den Freiſtunden, Sonntags und während der Nacht ſind ſie einzeln in die Zellen geſperrt.

§. 3. Beim Eintritt in die Gefängnißzelle werden ihm alle dazu gehörigen Geräthſchaften, Bücher, Werkzeuge u. ſ. w. nach einem aufgehängten Verzeichniß übergeben, und er iſt für deren Erhaltung in gutem Staud verantwortlich. Ein Schild, welches die Nummer ſeiner Zelle zeigt, hat er jedesmal, wenn er die Zelle verläßt, an der Bruſt zu tragen, und in der Kirche und Schule oberhalb ſeines Sitzes aufzuhängen.

Ein ſolches Verzeichniß habe ich in keiner Zelle bemerkt; es ließe ſich auch, was die Werkzeuge anbetrifft, ſchwer anfertigen, da man damit ſehr ſparſam iſt und manches nothwendige Werkzeug, zur Verzweiflung der Werkmeiſter, von einer Zelle in die andere getragen werden muß. Man beſchäftigte zum Beiſpiel ſtets einige Buchbinder und dieſe hatten immer zu thun; allein die Anſtalt beſaß nicht einmal einen Glättzahn; man borgte ſich einen ſolchen aus der Stadt und als er zurückgefordert wurde, glättete der Buchbinder mit den Fingernägeln.

Der Sträfling wird außer der Zelle nie mit ſeinem Namen, ſondern ſtets mit ſeiner Nummer benannt; ſelbſt wenn die Aufſeher unter einander reden, dienen nur Nummern zur Bezeichnung.

§. 4. Die Hauptflichten des Sträflings beſtehen darin:

1) daß er den Beamten und Angeſtellten des Hauſes überall Achtung und Gehorſam erweiſt,
2) daß er mit Fleiß und Aufmerkſamkeit dem Gottesdienſt und Schulunterricht anwohnt,
3) daß er ſein Arbeitstagwerk gut und vollſtändig fertigt,
4) daß er ſich jeden Verſuch enthält, ſeine Mitgefangenen kennen zu lernen, und mit ihnen durch Worte, Zeichen oder Geberden oder ſonſt zu verkehren,
5) daß er überall, in den Zellen, Gängen, Spazierhöfen u. ſ. w. die ſtrengſte Ordnung und Reinlichkeit beobachtet,
6) daß er ſeine Freiſtunden zu religiöſen und ſittlichen Betrachtungen, zum Leſen oder andern nützlichen Dingen verwendet.

Den Unterſchied zwiſchen „Beamten“ und „Angeſtellten“ habe ich eigentlich nie herausfinden können; doch glaub' ich, daß Diejenigen, welche von den Andern unterdrückt werden, die Angeſtellten heißen. Die verlangte Achtung kann natürlich nur auf äußerliche Beweiſe beſchränkt ſein.

Das ganze Perſonal, welches auf dieſe Achtung und Gehorſam Anſpruch macht beſteht aus: dem Vorſtand, gewöhnlich Director genannt; dem Verwalter; den beiden Geiſtlichen; dem Hausarzt; dem Oberlehrer und Lehrer; dem Buchhalter mit einigen Schreibern; den beiden Oberaufſehern und ungefähr zwanzig Werkmeiſtern, Aufſehern und Tagelöhnern, nebſt zwei Portiers und einem Bureaudiener.

§. 5. Der Sträfling ſteht auf ein Glockenzeichen, welches an Werktagen um halb fünf Uhr und an Sonn- und Feiertagen um halb ſechs Uhr gegeben wird,

vom Lager auf, wäſcht ſich ſauber Geſicht und Hände, macht ſein Bett, damit es der Aufſeher aufklappen und an die Wand ſchließen kann, verrichtet das vorgeſchriebene Gebet und begiebt ſich an die Arbeit.

Das Bette klappt Jeder ſelbſt auf und ſchließt es an die Wand. Das „vorgeſchriebene“ Gebet hab' ich nie kennen gelernt und ich weiß auch nicht, wie das Herſagen deſſelben kontrollirt werden könnte. Die Reinlichkeit findet ſich mehr in der Hausordnung, wie an den Gefangenen; allein ſie erhalten jetzt wenigſtens Seife, was früher nicht der Fall war. Sie ſollen ein halbes Viertelpfund monatlich bekommen; allein die Sparſamkeit hat dies nicht allein auf die Hälfte reduzirt, ſondern die Verwaltung giebt auch nur Seife aus, wenn der Gefangene ſich beſonders dazu meldet. Daß der in ſeiner Zelle ganz hülfloſe, das Bedürfniß der Reinlichkeit fühlende Gefangene oft Blätter aus Geſangbuch und Bibel, oder Streifen ſeiner Leintücher zu Zwecken braucht, für welche ſie urſprünglich nicht beſtimmt waren, kann kein Menſch dem Gefangenen zur Laſt legen, obwohl er dafür ſehr ſtrenge beſtraft wird.

§. 6. Die Arbeitszeit geht von Morgens fünf bis Abends ſieben ein halb Uhr, mit folgenden Unterbrechungen:

1) zum Frühſtück und Reinigen der Zelle von ſieben bis ſieben ein halb Uhr,
2) zur Bewegung im Freien; wobei von Zeit zu Zeit auch Bett- und Kleidungsſtücke ausgeklopft werden,
3) zum Mittageſſen, wobei wieder gebetet wird, und Ausruhen von zwölf bis ein Uhr,
4) zum Schulbeſuch wöchentlich drei Stunden, und

5) zum Kirchenbesuch wöchentlich drei Stunden, beides Vormittags oder Nachmittags, je nach der Classe und Confession, wozu der Sträfling gehört.

Es ergeben sich hiermit elf Arbeitsstunden; das Tagewerk (§. 21) ist jedoch mit Rücksicht auf die Besprechungen mit Beamten ꝛc. entstehenden weiteren Unterbrechungen nur zu zehn Stunden berechnet.

Diese Unterbrechungen sind auf dem Papier sehr gut ausgespitzt; allein gestalten sich in Wirklichkeit durchaus anders und überhaupt in einer Weise, daß die Arbeit sehr gestört ist.

§. 7. Um sieben ein halb Uhr wird zu Abend gegessen, worauf der Sträfling alle scharfe Werkzeuge dem das Bette von der Wand ablösenden Aufseher vor die Thüre giebt. Sein Licht hat jeder Sträfling um acht ein viertel Uhr auszulöschen. Um acht ein halb Uhr legt er sich nach, Verrichtung des vorgeschriebenen Gebetes zu Bette, und darf, Nothfälle ausgenommen, vor vier ein halb Uhr nicht wieder aufstehen.

Ueber das Abnehmen der scharfen Werkzeuge war die Verwaltung mit dem Ministerium fortwährend in Streit, weil es durchaus unnütz und außerdem sehr zeitraubend ist, besonders bei Tischlern, Schlossern und ähnlichen Handwerkern. Wenn es ein Gefangener auch wirklich möglich machte, aus seiner Zelle vermittelst seiner Werkzeuge auszubrechen, was hat er damit gewonnen? nichts. Um die Werkzeuge seiner dreißig Gefangenen abzunehmen und zu zählen, braucht mancher Aufseher eine Stunde, die an der Arbeitszeit verloren geht. Sogar Scheeren und Federmesser wurden abgenommen.

§. 8. Jeden Abend und Morgen wird der Nachttopf gereinigt; und hat der Sträfling, so oft er in den Spa-

zierhof geht, seinen Wasserkrug mitzunehmen, und auf dem Rückweg frisch zu füllen.

In den ersten Jahren mußte noch jeder Sträfling sein Nachtgeschirr selbst reinigen. Zu dem Ende wurde gleich nach dem Aufstehen die Zelle geöffnet und jeder, seinen eisernen Henkeltopf vor sich tragend, eilte damit auf die beiden am Ende des Flügels jedes Stockes gelegenen Abtrittszellen, in denen zu diesem Zwecke ein Zinkblechtisch mit einer selten laufenden Wasserröhre und eine Ruthe von Reisern vorhanden waren. In diese Zellen durfte nur immer ein Sträfling auf einmal gehen und da sich zwei derselben, trotz ihrer Masken, nie begegnen dürfen, so mußte jeder den Weg um den ganzen Flügel herum machen, um wieder in seine Zelle zu gelangen. Das Getrampel der nägelbeschlagenen Schuh auf den dünnen Eisenplatten der Gallerieen war unausstehlich und die Morgenluft noch mehr. Da es vorkam, daß Gefangene bei diesen Morgenspaziergängen sich mit einander unterhielten, so fand man es zweckmäßig, die Reinigung der Nachtgeschirre durch einen bestimmten Gefangenen in jedem Stockwerk eines Flügels besorgen zu lassen, was übrigens nur einmal des Tages geschah.

§. 9. Alle Monate erhält der Sträfling ein Fußbad und alle zwei bis drei Monate ein Körperbad. In angemessenen Fristen werden ihm die Bart- beziehungsweise Kopfhaare abgenommen. Das Leibweißzeug wird alle Sonntage, und das Bettweißzeug alle vier bis sechs Wochen gewechselt.

Die Badeeinrichtung ist keineswegs, wie man es in andern öffentlichen Anstalten gewohnt ist und läßt in Bezug auf Reinlichkeit viel zu wünschen übrig. In den Badezellen hängt eine „Badeordnung", in welcher befohlen ist, daß die Wärme des Wassers nicht über achtzehn (oder zwanzig) Grad

ſein und der Badende nicht über eine beſtimmte Zeit im Waſſer bleiben ſolle; allein es fällt Niemand ein, ſich danach zu richten, da kein Thermometer vorhanden iſt. Nach der alten Hausordnung ſollten alle vierzehn Tage Fußbäder gegeben werden.

Die ganz entſetzlich ſchlecht gewaſchene Wäſche ekelt jeden an Reinlichkeit gewöhnten Menſchen an und umſomehr, als man die von andern Gefangenen ſchmutzig gemachte tragen muß; Strümpfe ſind ganz gemeinſchaftlich, ebenſo Bettwäſche; Hemden und Taſchentücher haben die Zellennummer und mit jedem Wechſel erbt man dieſelben nebſt allen Andenken. — Als Barbier und Friſeur fungirt der Wundarzt.

§. 10. So oft der Sträfling die Zelle verläßt, hat er den Schirm ſeiner Mütze herunterzuklappen, und wenn mehrere zugleich ſich in Bewegung ſetzen, wie beim Gang in die Kirche, Schule, in den Hof u. ſ. w., eine Entfernung von wenigſtens fünfzehn Schritten vom Vor- und Nachmann einzuhalten und ſtets raſch zu gehen.

§. 11. Im Spazierhof muß der Sträfling im Geſchwindſchritt an den langen Seiten auf- und abgehen, oder, je nach Vorſchrift, ſonſtige Leibesübungen machen.

Ich habe nie gehört, daß irgend Jemand „ſonſtige Leibesübungen“ vorgeſchrieben worden wären. Die Zeit des Aufenthaltes in freier Luft wird ſtets auf unverantwortliche Weiſe verkürzt und überhaupt viel zu ſehr als Nebenſache betrachtet. Da der Erſparniß wegen ſo wenig als nur immer möglich Aufſeher angeſtellt ſind, ſo haben dieſe Leute ſo viel zu thun, daß ſie nicht wiſſen, wo ihnen der Kopf ſteht. In jedem Spazierhof hat ein Aufſeher die Aufſicht, ein an-

derer in jedem Flügel das „Laufenlaſſen“ *), ein dritter muß beim Hinunter- und Heraufgehen auf der Treppe ſtehen, um zu verhindern, daß die Gefangenen nicht mit einander ſprechen. Dazwiſchen iſt Kirche und Schule u. ſ. w., ſo daß der Aufſeher „den Hof abmacht“ ſo ſchnell als es nur immer geht. Für denſelben iſt jedes Mal für jede ſpazierende Partie eine halbe Stunde feſtgeſetzt; allein in dieſe Zeit iſt das Hinauslaſſen und Heraufgehen mit eingerechnet, ſo daß bei aller Eile nur zehn bis fünfzehn Minuten zur Bewegung in freier Luft übrig bleiben.

Ueberdies kann die beſte Zeit nicht gewählt werden; manche Partieen gehen lange vor Sonnenaufgang in den Hof; andere wenn es faſt dunkel iſt, oder grad in der Mittagsſtunde, wenn die Sonne zwiſchen den engbeiſammen ſtehenden Mauern mit aller Kraft brennt; von Schatten iſt da nicht die Rede und wer unter dem Regendach einen Schutz ſucht, kommt aus dem Regen in die Traufe, denn hier iſt es abſolut nicht zum Aushalten und die von dem faſt glühend heißen Blech ausſtrahlende Wärme außerordentlich groß. — Auf den Regen wird ebenſowenig Rückſicht genommen und der dünngekleidete Gefangene kommt oft durch und durch naß in die kalte Zelle zurück und muß die Kleider am Leibe trocknen laſſen. — Dabei ſind die Spazierhöfe ſo unzweckmäßig angelegt, daß das Waſſer in dem Gang des runden Hauſes und in den Höfen ſich anſammeln muß, und im Winter fällt es ſelten einmal Jemand ein, den fußhohen Schnee aus den Höfen zu entfernen. Die Gefangenen thäten es gern, wenn ſie nur Werkzeuge hätten; allein die Armſeligkeit in dieſem Hauſe iſt über alle Beſchreibung groß.

*) Es iſt das nicht irgend eine Krankheit und ſollte wohl eigentlich das „Gehenlaſſen“ heißen; es iſt damit die Function des Oeffnens der Zellen und Herauslaſſen der Sträflinge gemeint.

Früher war der Raum um die Spazierhöfe eine Sandwüste; nur längs der Flügel liefen Rabatten mit Buschwerk und Blumen. Später verwandelte man einen Theil des Hofes sehr zweckmäßig in einen Gemüsegarten, dessen Ertrag der Küche zu gut kam und legte auch nahe den Spazierhöfen freundliche Blumenbeete an, was einer menschenfreundlichen Absicht seinen Ursprung verdankt. Der Blick auf dieselben erfreut das Auge der Gefangenen. Aus diesem Gemüsegarten entspringt aber eine der größten Plagen des Hauses, von der ich nothwendig reden muß, so wenig angenehm der Gegenstand auch ist.

An jedem Flügel befinden sich zwei tiefe, ausgemauerte Gruben, in welchen die Abtritte ihren Abfluß haben; es sind deren acht vorhanden und eine neunte liegt vor dem Mittelthurm. Früher wurden diese Latrinen bei Nacht geleert; allein das fand Anstand und es geschah später bei Tage, die Gegend ringsum für eine Viertelmeile verpestend; allein die Sache war doch in einigen Tagen abgemacht; seit aber der Hof ein Gemüsegarten ist, behält die Anstalt den Dünger selbst und es vergeht fast kein Tag, an dem nicht die ekelhafte, verpestende Jauche auf die Felder gepumpt wird. Besonders geschieht dies nach jedem Regen und statt der erfrischenden Luft, athmet der im Hof spazierende Gefangene mephistische Dünste ein. Diese dringen durch alle Fenster und Thüren; aber das nicht allein; die in den Heizapparaten gewärmte Luft kommt aus dem Hofe und geht in die Zellen. Diese geröstete Stinkluft ist das Entsetzlichste was ich kenne und erzeugte bei mir fortwährend Uebelkeiten, so daß ich mich oft übergeben mußte, wenn ich nur einen Löffel Suppe in den Mund nahm. Der charakteristische Geruch des Hauses ist ein Kompositum von Abtritt und Zwiebelsuppe; wenn Besuch kommt riecht's dagegen nach Wachholderbeeren. Es soll

zwar alle Morgen im Hause damit geräuchert werden; allein das geschieht nur höchst unregelmäßig. — Vergebens habe ich die Beamten auf die Mittel zum Desinfiziren der Latrinen aufmerksam gemacht, wie sie in Paris und in preußischen Gefängnissen angewandt werden; die Sache war für das arme Baden zu kostspielig; man schüttete in eine der ungeheuren Gruben ein paar Pfund Eisenvitriol, rührte mit einer Stange umher und der rührende Beamte sagte, es habe — ganz ungeheuer gestunken. Die Sache unterblieb also.

§. 12. Jeder erhält täglich wenigstens sechs Besuche von Beamten und Angestellten des Hauses in der Zelle, und dabei Gelegenheit zu Unterredungen, so wie zum Vorbringen von Anfragen, Bitten und Beschwerden, welche sämmtlich entweder sogleich oder bis zum andern Tag beim Vorstand ihre Erledigung finden. Begnadigungsgesuche, welche der Sträfling vor Ablauf der halben Strafzeit vorbringt, werden in der Regel nicht berücksichtigt.

Der Vorsteher besucht jeden Gefangenen in der Regel wöchentlich einmal; der Verwalter in langen Zwischenräumen, die Geistlichen alle acht oder vierzehn Tage; der Hausarzt ebenfalls; die Lehrer und Oberaufseher gleichfalls; auch der Buchhalter macht gelegentliche Besuche. Außerdem kommen der Werkmeister, welcher das von dem Gefangenen getriebene Handwerk unter sich hat, und der Zellenaufseher, wenn er das Bett abschließt. Fremde Aufseher dürfen jetzt nicht mehr in Zellen gehen, wo sie nichts zu thun haben. Diese Zahl der Besuche ist für alle in dem Paragraphen genannten Zwecke vollkommen hinreichend und will Jemand einen der Beamten in besonderer Absicht sprechen, so braucht er nur den Wunsch zu äußern und es wird demselben freundlich entsprochen werden. — Das kostet nichts. —

§. 13. Außer den regelmäßigen Beſuchen des Vorſtehers und Verwalters, der betreffenden Geiſtlichen, des Hausarztes, Hauslehrers, der Ober- und Unteraufſeher erhält der Sträfling hin und wieder auch von Mitgliedern des Aufſichtsrathes, des Juſtizminiſteriums und anderer Staatsbehörden, ſowie von Privatperſonen, welche beſondere Erlaubniß dazu erlangen, von letzteren jedoch nicht gegen ſeinen Willen, Beſuch auf der Zelle.

§. 14. Glaubt der Sträfling zu einer andern Zeit, als er demnächſt Beſuch zu erwarten hat, ſchneller Hülfe in geſundheitlicher oder anderer Beziehung zu bedürfen, ſo hat er mittelſt des in jeder Zelle befindlichen Griffes die Gangſchelle anzuziehen. Schellen ohne Noth wird dagegen mit Strafe belegt.

Durch das Ziehen an einem kleinen Ring an der Thür fällt ein auswärts angebrachter hölzerner Arm herab und die Klingel ertönt. Dieſer Arm hängt oft eine halbe Stunde lang herunter, ohne daß Jemand käme, und wer am Tage irgend einen Anfall hätte, könnte zehn Mal geſtorben ſein, ehe Hülfe erſchiene. Das Schlimmſte iſt, daß das Klingeln nicht wiederholt werden kann ſobald der Arm einmal herabgefallen iſt. Es ſchellt übrigens fortwährend, denn bald fehlt Dieſem bald Jenem etwas zu ſeiner Arbeit und daher die Gleichgültigkeit. Ein Schellen während der Nacht findet jedoch ſehr ſchnelle Beachtung.

§. 15. Leichterkrankte werden in den Gefängnißzellen behandelt, Schwerkranke dagegen in die Zellen des Krankenhauſes verbracht.

§. 16. Briefwechſel mit auswärtigen Perſonen findet nicht ohne Vorwiſſen des Vorſtehers und der Geiſtlichen der Anſtalt Statt, welche die Briefe, nur

insofern sie nichts Bedenkliches oder Unschickliches enthalten, an die Adresse besorgen dürfen.

§. 17. Höchstens zwei Briefe darf ein Sträfling monatlich abgehn lassen und ebenso viele empfangen.

Sonst hieß es in der Hausordnung, „daß Briefe, die nicht befördert werden könnten, unter Bezeichnung der anstößigen Stellen zurückgestellt werden sollten." Unter dem ersten Director, Dr. Dietz, erhielt ich mehrere solche Briefe zurück, so daß ich doch sehen konnte, was im Zuchthause als „bedenklich und unschicklich" angesehen wurde. Unter dem neuen Director erhielt ich sie nie; enthielten sie — wie das nicht selten der Fall war — Ausfälle gegen das Ministerium, so wurden sie demselben mitgetheilt. Das Lesen dieser Briefe ist Sache des Geistlichen. Damit die Briefe nicht zu lang werden und die Zeit nicht zu sehr in Anspruch nehmen, hat man das Format des gelieferten Briefpapiers allmählig immer kleiner eingerichtet. Die Briefe, sowohl die abgehenden als ankommenden, sind sämmtlichen „höheren Beamten" d. h. allen außer den Aufsehern, zugänglich (letztern, wenn sie grad' wollen, auch) und man studirt sie, um daraus den Charakter der Gefangenen kennen zu lernen. Nichts ist thörichter als diese Ansicht! Auf all diese Heuchelbriefe, welche Directoren und Pfarrer solcher Anstalten drucken lassen, um den segensreichen Einfluß der Einzelhaft zu beweisen, ist nicht das Geringste zu geben. Die Gefangenen machen sich gegen die Aufseher, mit denen sie vertraut sind, selbst darüber lustig. Ich werde noch später darüber reden.

§. 18. Besuche von Verwandten und Freunden, welche sich als solche ausweisen können und im guten Leumund stehen, darf der Sträfling je einmal monatlich im Sprachzimmer unter der vorgeschriebenen Aufsicht annehmen.

Was der Carlsruher Staatsſtyliſt in dieſem Parapraphen eigentlich mit dem „je“ will, verſtehe ich nicht; der Sträfling darf den Monat im Ganzen nur einen einzigen Beſuch im Sprachzimmer auf eine halbe Stunde annehmen, jedoch nicht an Sonn- und Feiertagen. Früher empfing man die Beſuche im Zimmer des Oberaufſehers in deſſen Gegenwart, allein die Einrichtung des Sprachzimmers wurde wegen der politiſchen Gefangenen beſchleunigt. Daſſelbe liegt in dem Thorgebäude, dicht neben dem maſſiven eiſernen Thor und beſteht aus einem düſtern Zimmer, welches durch ein bis zur Decke reichendes, enges Drahtgitter und ein anderes von ſtarkem Holz in drei Abtheilungen geſchieden iſt, in deren jede eine Thür führt. Hinter dem engen Gitter ſteht der Beſuchende; in der mittleren Abtheilung der beaufſichtigende Beamte und hinter dem Holzgitter der Sträfling, der von innerhalb des eiſernen Thors durch eine ebenſo maſſive kleine Eiſenthür in das Zimmer tritt. Die Beſuchenden ſehen ſich nur unvollkommen, denn ſie ſtehen einige Schritte von einander entfernt und können ſich nicht einmal die Hand geben.

§. 19. Die Sonntage ſind arbeitsfrei, ebenſo alle chriſtliche Feiertage und der Geburtstag des Großherzogs. Die Iſraeliten begehen gleichmäßig ihre höchſten Feiertage, wogegen ſie an den chriſtlichen Feiertagen ſtille Arbeit verrichten.

An ſolchen Tagen beſchäftigt ſich der Sträfling mit Leſen, Schreiben und Zeichnen, namentlich mit Niederſchreibung des Hauptinhalts der angehörten Predigt, und Fertigung der Schulaufgaben.

§. 20. Für beſondere Aufmerkſamkeit und erfolgenreichen Fleiß im Schulunterricht können den Sträflingen Belohnungen an Büchern, Vorlageblätter ꝛc. oder Werkzeuge zum künftigen Lebensberuf zu Theil werden.

Durch das „können“ ertheilt das Justizministerium die Erlaubniß; allein obgleich ich so ziemlich Alles erfuhr, was im Hause vorging, habe ich doch das Unglück gehabt, nie die Austheilung solcher „Belohnungen“ in Erfahrung zu bringen.

§. 21. Die Beschäftigungsart des Sträflings bestimmt die Verwaltung. Sie besteht in harter Arbeit, und wird ihm, wenn er noch nicht darin erfahren ist, der nöthige Unterricht ertheilt.

Der Arbeitsertrag gehört der Verwaltungscasse. Für jedes volle Tagewerk wird jedoch dem Sträfling ein Kreuzer und für die Mehrarbeit so viel gut geschrieben, als der aufgehängte Tarif bestimmt.

Er kann hierüber eine Gegenliste führen, welche der Werkaufseher von Zeit zu Zeit mit seinen Einträgen vergleicht.

§. 22. Ueber die Hälfte des durch Mehrarbeit erworbenen Betrages darf der Sträfling mit Bewilligung des Vorstandes zu seinem oder seiner Freunde Gunsten verfügen.

Alle sechs Monate wird ihm eine Abrechnung über sein Guthaben in einem besondern Büchlein zur unterschriftlichen Anerkennung vorgelegt.

Meine Ansicht über die Arbeit werde ich später aussprechen und nur in Bezug auf §. 22 bemerken, daß derselbe in der alten Hausordnung anders lautete. Es hieß darin: „Geistige Getränke, Tabak, Käse und sonstige Reizmittel sind jedoch untersagt.“ — In einem Brief, den der Ministerialrath von Jagemann mit nach Hause nahm, sagte ich, daß bei dem Besuch meiner Frau ein Aufseher habe anwesend sein müssen, um zu verhindern, daß sie mir nicht

etwa heimlich einen „Käse oder sonstiges Reizmittel“ in die Hand drücke, — und dieser Passus blieb weg, wie denn überhaupt verboten wurde, irgend welche Lebensmittel zu kaufen, was früher gestattet war. Eine Brotzulage verkauft die Verwaltung an Hungrige, die Ueberschuß haben, selbst. —

§. 23. Bei dem Abgang aus der Anstalt empfängt jeder Sträfling den Rest seines Guthabens, ohne Abzug gegen Bescheinigung. Auch wird er, sofern die von ihm ins Haus gebrachten Kleider nicht mehr brauchbar oder zur Verhütung des Verderbens veräußert sind, mit genügender Kleidung auf Kosten der Anstalt versehen.

§. 24. Uebertretungen dieser und sonst dem Sträfling bekannt gemacht werdenden Vorschriften haben die gesetzlichen Hausstrafen zur Folge, welche in Verweis, Entziehung oder Beschränkung von Vergünstigungen, Dunkelarrest, Hungerkost, Entziehung des Bettes, Strafstuhl oder Anlegung von Ketten bestehen können.

Die Lokale für den Dunkelarrest befinden sich in ebener Erde in den runden Thürmen der Ringmauer. Sie sind wie ihr Name anzeigt, dunkel; allein zu gleicher Zeit förmlich verpestet, da sie beständig benutzt werden und keine genügende Mittel vorhanden sind, die Luft darin zu erneuern. Ein „höherer“ Beamter sagte mir, er möchte um keinen Preis auch nur eine Stunde darin zubringen. Nach dem neuern Gesetz wird Zuchthausstrafe schon durch das Urtheil oft durch eine sehr bedeutende Anzahl von Dunkelarresttagen mit Hungerkost verschärft; als ob der Hunger bei der gewöhnlichen Kost nicht arg genug wäre! Die Hungerkost besteht aus täglich zwei Schoppen mittelmäßiger Hundesuppe.

Der Strafſtuhl iſt eine ſchöne Erfindung, die ſich wahrſcheinlich noch aus dem Mittelalter herſchreibt. Er iſt ein gradlehniger Armſeſſel auf welchem der Delinquent vermittelſt Riemen um Hals, Bruſt, Leib, Arme und Beine feſt angeſchnallt wird, ſo daß die Circulation des Blutes ſtockt, was unerträgliche Schmerzen verurſacht und zu Zeiten das Blut aus Naſe und Ohren heraustreiben ſoll. Hartnäckige Sünder ließ man gegen ſechs Stunden auf dieſem Moquirſtuhl europäiſcher Cultur. Die Folter iſt übrigens in Baden abgeſchafft und die Prügelſtrafe gleichfalls.

§. 25. Gegen ſolche Straferkenntniſſe, wofür theils der Vorſtand, theils der Aufſichtsrath zuſtändig iſt, ſteht dem Sträfling der Recurs, in der Regel jedoch ohne aufſchiebende Wirkung an den Aufſichtsrath, beziehungsweiſe das Juſtizminiſterium zu.

Ohne aufſchiebende Wirkung! — Es muß großen Troſt gewähren, nach ſechsſtündigem Sitzen im Strafſtuhl ein Erlaſſen dieſer Strafe zu erlangen. Beſchwert man ſich über den Director oder irgend einen andern Beamten beim Juſtizminiſterium, ſo ſchreibt dieſes an die Verwaltung, damit ſie über die Sache berichte und nach dieſem Bericht allein wird entſchieden, da dem Gefangenen gar kein Glauben geſchenkt wird, was jedenfalls ein ſehr beruhigendes Verfahren für die Gefangenen iſt.

Nachdem ich nun durch Beſchreibung des Hauſes und Mittheilung der Hausordnung in den Stand geſetzt habe, über die Verhältniſſe eines Gefangenen wenigſtens oberflächlich zu urtheilen, will ich meinen nähern Bemerkungen über die Anſtalt in Bruchſal einige allgemeinere in Bezug auf das Syſtem vorausſchicken.

Durch jedes Verbrechen erleidet der Staat gewiſſermaßen einen Verluſt an ſeinem moraliſchen Kapital, welcher durch die bloße Sühne nicht erſetzt werden kann; die Thatſache des Verbrechens bleibt. Das Defizit wird aber nicht allein erſetzt, ſondern es wird noch ein Ueberſchuß gewonnen, wenn die Strafe der Art eingerichtet iſt, daß ſie den Verbrecher beſſert.

Dieſe Auffaſſung der Strafe iſt jetzt allgemein anerkannt und es handelt ſich nur darum, ein Syſtem aufzufinden, durch welches die verſchiedenen Zwecke erreicht werden. Der Hauptzweck iſt und muß die eigentliche Strafe, die Beſſerung ihr untergeordnet bleiben. Dieſe Ordnung umkehren heißt gegen den Geiſt der Geſetze, den Begriff der Strafe und gegen denjenigen Theil des Volkes ſündigen, der kein Verbrechen beging und nicht im Stande iſt, ſich die in einer Strafanſtalt gebotenen Vortheile zu ſichern. Daß dies möglich iſt in einem Staate, iſt ein Mangel unſeres Regierungsſyſtems, welcher wieder aus der Verrückung des natürlichen Staatsſchwerpunktes entſteht, der zur regelmäßigen Bewegung außerordentliche — koſtſpielige — Hülfen nöthig macht. Koſteten die ſtehenden Heere und die Aufrechthaltung des „angeſtammten Herrſcherhauſes“ nicht ſo viel, dann würde man Mittel für die Erziehung des Volkes übrig behalten.

Es iſt und bleibt eine abſolute Ungerechtigkeit, daß den Verbrechern durch die Strafe Vortheile gewährt werden, welche ein großer Theil des Volkes nicht im Stande iſt, ſich zu verſchaffen, als da ſind: Wohnung, Nahrung, Kleidung und Unterricht; es iſt dies eine Satyre gegen unſere ſtaatlichen und ſocialen Einrichtungen. Die Verbrechen würden abnehmen, wenn der Staat dafür ſorgte, daß die Anſtalten für Unterricht und Erziehung ſelbſt dem Aermſten zugänglich wären; wenn von Jugend auf mehr dahin gewirkt würde, die

Achtung vor dem Geſetz als das Höchſte darzuſtellen, wenn in den Schulen, ſtatt die Kinder mit dem Auswendiglernen abgeſchmackter Dinge zu quälen, dieſe über ihre ſtaatlichen Rechte und Pflichten aufgeklärt würden und endlich, wenn durch manche Regierungen ſelbſt ein beſſeres Beiſpiel gegeben würde. So lange ſolche es förmlich zu ihrem Studium machen, die Verfaſſungsgeſetze zu verletzen und ſich von denen ihnen durch dieſelben auferlegten Pflichten zu befreien, wie ſoll der gemeine Mann Ehrfurcht vor dem Geſetze behalten, deſſen Schutz für ihn ſo ſchwer zu erlangen iſt und von deſſen Wirkungen er faſt nur die nachtheiligen und ihn bedrückenden erfährt?

Doch dies nebenbei. Selbſt wenn der Wille vorhanden wäre, dieſen Zuſtand zu ändern, würden dazu Menſchenalter erforderlich ſein und die Gegenwart verlangt ihr Recht. Die Regierung hat nicht die Macht, die Neigungen derjenigen Völkerklaſſe, aus welcher erfahrungsmäßig die meiſten Verbrecher hervorgehen, im Intereſſe der Geſetze zu veredeln; ſie kann dieſelbe nicht zwingen, die Mittel zu dieſer Veredlung, wenn ſie ſolche auch wirklich anſchaffen ſollte, zu benutzen; ja ſie vermag nicht einmal das Bewußtſein des Bedürfniſſes derſelben durchweg zu erregen.

Die Verbrecher hat ſie jedoch in ihrer Hand und ſie handelt klug und weiſe, wenn ſie ihre Gewalt dazu anwendet, denſelben die Mittel zur Beſſerung aufzuzwingen, ſelbſt auf Koſten der Billigkeit und Gerechtigkeit, und um ſo mehr, als das Reſultat jedem Staatsangehörigen zu gut kommt. Wie die Dinge einmal ſind wird die Gerechtigkeit oft weit ſchreiender verletzt, ohne daß dem Volk daraus der mindeſte Nutzen erwächſt; ein gebeſſerter Verbrecher iſt aber ein abſoluter Gewinn für Regierung und Volk und bringt beiden mehr Nutzen und Ehre, als ſtandgerichtliche Hinrichtung von fünf-

zig vom größeren Theil des Volks verehrter und nur allein von der Regierung gehaßter „Hochverräther.“

Welches nun aber auch die Meinungen über die angeregten Fragen sein mögen: darüber sind gewiß Alle einig, daß ein Strafsystem, durch welches die Verbrecher verschlechtert werden, nichts taugt. Ich halte es für überflüssig zu beweisen, daß eine solche Verschlechterung durch das Zusammenleben und den mehr oder weniger freien Verkehr der Verbrecher unter einander in den gewöhnlichen Strafanstalten wirklich stattfindet.

Es ist dies eine durch die Erfahrung hinlänglich erwiesene Thatsache.

Absonderung der Verbrecher von einander scheint mir daher das Grundprinzip, welches jedem vernünftigen Gefängnißsystem als Fundament dienen muß. Menschen sind gesellige Geschöpfe; in Gemeinschaft wird jedes Unglück, jede schwierige Lebenslage leichter ertragen; Absonderung ist daher eine Verschärfung der Strafe. Es bleibt nun zu untersuchen, wie weit diese Verschärfung gehen kann, ohne die verschiedenen in der vernünftigen Strafe involvirten Zwecke und die Wichtigkeitsverhältnisse, in welchem sie zu einander stehen, zu gefährden: kurz es handelt sich darum, wie weit man von der absoluten Isolirung abgehen muß.

Nach dem Vorhergesagten würde sich als Ideal der Strafe eine solche feststellen, welche bei geringster Gefährdung körperlicher und geistiger Gesundheit die der Würde des Gesetzes und der Größe des Verbrechens angemessene Sühne und größeste Wahrscheinlichkeit der Besserung in sich schließt und zu gleicher Zeit die Gerechtigkeit gegen gesetztreue Staatsangehörige so wenig als möglich verletzt.

Ein anderes Strafmoment habe ich bis jetzt vollkommen unberücksichtigt gelassen; in alten Zeiten wurde es als das

Hauptmoment betrachtet: das Abſchreckende der Strafe. Man ſuchte dieſen Hauptzweck ſonſt dadurch zu erreichen, daß man die Strafen ſo barbariſch als möglich einrichtete und hauptſächlich den Körper für Sünden peinigte, welche der Geiſt begehen hieß. Die Erfahrung hat gelehrt, daß durch die barbariſchen Körperſtrafen die Menge der Verbrechen nicht vermindert wurde und man iſt davon zurückgekommen. Man ſtraft jetzt, und mit größerer Gerechtigkeit, mehr durch Einwirkung auf den Geiſt. An und für ſich ſind dieſe Strafen bei Weitem härter, und verdienen in ihrer rückſichtsloſen Anwendung weit mehr den Vorwurf der Grauſamkeit, als irgend welche Körperſtrafen, die nur das rohe Mittelalter verhängen konnte. Das Zerreißen der Glieder, das Brennen mit glühenden Eiſen u. ſ. w. zeigte ſich jedem Zuſchauer als etwas Entſetzliches; — geiſtige Qualen ſind aber erſt nach längerer Einwirkung in ihren Reſultaten ſichtbar und der große Haufe verſteht ſie meiſtens nicht; er hat keine Idee von ihnen, bis er ſie ſelbſt empfindet; die neue Methode der Strafe iſt härter, allein ſie ſchreckt weniger ab, weil weniger verſtanden. Dieſer Vorwurf des Nichtverſtehens trifft ſelbſt Leute, die auf Bildung Anſpruch machen; bei ihren Speculationen laſſen ſie daher höchſt wichtige Momente entweder gänzlich aus dem Spiel, oder legen ihnen nicht genug Wichtigkeit bei, weil ſie in ihrem Dünkel nicht begreifen, daß ſie Etwas nicht begreifen. Daher die harte Vorſchläge von Seiten verſtändiger Männer, denen man im Allgemeinen keine Härte des Gemüths zur Laſt legen kann; unter ihnen recht viele ſehr fromme und geachtete Geiſtliche, weil man grade bei dieſen den oben erwähnten Dünkel ſo ſehr häufig findet. — Diejenigen alſo, welchen das Recht zuſteht, Strafen zu verhängen, ſollten beſonders vorſichtig in Bezug auf

solche sein, deren Tragweite sie nicht zu beurtheilen vermögen.

Andererseits giebt es wieder Männer, welche sich, durch die Lebhaftigkeit ihrer Phantasie alarmirt, zu übergroßer Milde hinneigen und dabei nicht vergessen, daß die Strafe ihren Hauptzweck verfehlt, wenn sie nicht als Strafe gefühlt wird.

Indem man nun über das richtige Strafmaaß nachdenkt und dabei stets strebt, dem Grundsatz von der Gleichheit vor dem Gesetz Rechnung zu tragen; indem man die Aussagen Derjenigen vergleicht, welche die Resultate der Strafen beobachteten, oder ihre Wirkungen an sich selbst erfuhren, stößt man auf die überraschendsten Dinge, aus deren widersprechendem Charakter man sich kaum herauswickeln kann. Schon bei körperlichen Strafen wundert man sich über ihre verschiedene Wirkung; Dieser bricht unter dem dritten Knutenstreich zusammen; Jener erträgt ein vierfaches Maaß, ohne die Miene zu verziehen. Sind diese Beiden gleich hart bestraft? — Bei gegen den Geist gerichteten Strafen macht man noch weit überraschendere Erfahrungen und kommt zu der Ueberzeugung, daß bei ihnen starre Uniformität nicht durchzuführen sei, wenn man die mit Rücksicht auf Erreichung des Strafzweckes und des Zustandes der Majorität der Verbrecher, festgestellte Strafnorm und deren beabsichtigte Tragweite im Auge behält.

Nachdem ich diese Bemerkungen vorausgeschickt habe, will ich die Einrichtungen der Bruchsaler Strafanstalt näher betrachten und dem Leser das Urtheil überlassen, in wie weit durch dieselbe das erreicht wird, was ich hier als Zweck der Strafe angab.

Die Bruchsaler Anstalt ist nach dem Muster des englischen Zellengefängnisses in London (Pentonville) angelegt

und eingerichtet; allein man hat nicht ſklaviſch nachgeahmt, ſondern Abänderungen gemacht, wie ſie wegen Verſchiedenheit der Volks- und Regierungsgewohnheiten für nöthig erachtet wurden. Daß dieſe Abweichungen meiſtens zum Nachtheil der Gefangenen ausfallen und dadurch bedeutende Erſparniſſe für die Verwaltung erzielt werden, kommt daher, weil der Geiſt der Regierungen und der Geldbeutel beider „Reiche“ ſehr verſchieden ſind. Zunächſt will ich das Gebäude und die aus demſelben, den Strafzweck gefährdenden Uebelſtande berückſichtigen.

Die Anſtalt in Bruchſal koſtet über eine Million Gulden und präſentirt ſich von Außen ſehr ſtattlich. Dem Hauptgebäude hat man einen röthlichen Anſtrich gegeben, ſo daß es ausſieht, als ob es von rothen Backſteinen erbaut wäre. Die Lage iſt eine günſtige, auch in ſofern, als ſie das Zuführen von Trinkwaſſer von den die Anſtalt überragenden Hügeln ſehr erleichtert.

Trotz aller äußerlichen Stattlichkeit läßt der Bau doch ſehr viel zu wünſchen übrig, was dem Baumeiſter nicht allein zur Laſt gelegt werden kann, ſondern weit mehr einer närriſchen Einrichtung, die in Baden und verſchiedenen andern Ländern von den Regierungen beliebt wird. Dieſe Einrichtung iſt die Quelle ſehr vieler Uebel und faſt aller in der Bruchſaler Anſtalt; deßhalb muß ich etwas näher darauf eingehen.

Es herrſcht nämlich der Gebrauch, alle Staatsbauten, Lieferungen u. ſ. w. dem „Mindeſtfordernden“ zu überlaſſen; Alles geſchieht in Baden auf dem „Subhaſtationswege“ und die Regierung iſt davon ſo eingenommen, daß Witzlinge ſagen, ſelbſt Miniſter und andere Beamte würden auf demſelben angeſtellt. Auf dieſem Wege iſt der Staat ſtets ſo ſchlecht als möglich bedient und macht nicht einmal Erſpar-

niſſe, wenigſtens nicht an den Bauten, die fortwährender, höchſt koſtſpieliger Reparaturen bedürfen, die wieder nichts taugen, weil auf „dem Subhaſtationswege“ gemacht.

Nach der Meinung des Volks nimmt die Regierung von demſelben ſo viel ſie nur immer bekommen kann und es fällt Niemand ein, auf den Vortheil derſelben bedacht zu ſein. Handwerksleute wollen und müſſen von ihrem Verdienſt leben und ſtreben natürlich danach, ſo viel als möglich zu verdienen. Der gewöhnliche Kunde, der den von dem Arbeiter verlangten Preis bezahlt, kann darauf rechnen, daß er beſſer bedient wird, als die Regierung. Wird der Kunde zufrieden geſtellt, ſo bleibt er; allein die Regierung gibt die nächſte Arbeit demjenigen, der ſie noch billiger liefert.

Der Handwerker oder Lieferant für die Regierung ſteigt, wegen der Größe der Beſtellung, zu dem alleräußerſten Preis herunter und oft darüber hinaus, in der ſehr gerechtfertigten Hoffnung, dem „ſachverſtändigen“ Beamten, der die Arbeit prüft, ein X für ein U zu machen. Die Mängel der Arbeit kommen erſt viel ſpäter zum Vorſchein. Außerdem hat ein Baumeiſter, dem zunächſt die Prüfung von Baumaterialien und Bauarbeiten zuſteht, eine Menge Gründe, darin nicht zu ſtrenge zu ſein und die Lieferanten und Handwerker zu ſchonen, die er beſtändig braucht. Auch iſt es ein Faktum, daß es überall Beamte giebt, welche für Geld gern durch die Finger ſehn und beſonders in ſolchen Ländern, wo die Regierung die mittleren und unteren Beamten ſehr bedrückt und erbärmlich bezahlt.

In dem ganzen Gefängnißgebäude in Bruchſal gibt es keine einzige Thüre, kein Fenſter, welches ordentlich ſchlöſſe, trotz dem, daß man ſie ſeit dem kurzen Beſtehen der Anſtalt ſchon ſämmtlich ausgebeſſert hat. Dadurch ſchon entſteht ein Zug im Hauſe und ſogar in der Zelle, vor welchem

man ſelbſt im Bette nicht Schutz findet und der die Geſundheit von Beamten und Gefangenen ruinirt. Die Fenſterrahmen müſſen von Gußeiſen ſein, damit ſie ſich nicht werfen können; denn die Mangelhaftigkeit derſelben iſt nicht allein ſchlechter Arbeit, ſondern eben ſo ſehr der austrocknenden Luftheizung zuzuſchreiben, vor der kein Holz Stand hält.

Die Ventilation ſo wie die Luftheizungseinrichtung, beide theoretiſch ſehr gut ausgeklügelt, ſind in der Praxis durchaus mangelhaft. In dem engliſchen Muſtergefängniß iſt keine Luftheizung; ich betrachte ſie, in geſundheitlicher Hinſicht, als den allergrößten Uebelſtand der Bruchſaler Anſtalt, wie ich darthun werde. Ihre Einrichtung iſt mangelhaft. Es wird eine ungeheure Menge Heizmaterial verbraucht; allein bei dieſem oder jenem Wind ſind oft ganze Zellenreihen gar nicht zu erwärmen und ich habe erlebt, daß der Hausarzt die Gefangenen einer ſolchen Reihe ins Bette beordern mußte, damit ſie nicht krank würden. Oft kommt ſtatt der warmen Luft kalte aus dem Heizloch und aus dem Abzugsloch ſtrömte dafür Rauch. Das ſind jedoch Kleinigkeiten; das Schädliche liegt im Syſtem der Heizung.

Die Luftheizung mag für die Erwärmung großer Räume, in welchen man nicht Tag und Nacht, ſondern nur einige Stunden zubringt, ſehr zweckmäßig ſein; für Kirchen, Theater, Reitbahnen, Bibliotheken u. ſ. w. giebt es nichts Beſſeres; allein für Behälter von ſechs Schritt Länge und vier Schritt Breite, in denen ein Menſch wenigſtens 23 Stunden des Tages zubringen muß, iſt die Luftheizung nicht allein durchaus unzweckmäßig, ſondern ſelbſt barbariſch.

Ich will es den Chemikern überlaſſen, zu unterſuchen, in wie weit eine Zerſetzung der atmoſphäriſchen Luft durch das Glühen im Ofen ſtattfindet und wie weit eine ſolche

Luft dem menſchlichen Körper zuträglich iſt; ich halte mich zunächſt an die durch die Luftheizung erzeugte Trockenheit. Dieſe iſt während des Winters in der Zelle ſo groß, daß ein Hygrometer gar nicht mehr ausreicht, ihren Grad anzugeben. Ein Tuch, welches man mit Waſſer ſättigt, iſt in wenigen Minuten vollkommen trocken. Ebenſo wie auf dieſes Tuch wirkt aber die Heizluft in der Zelle beſtändig auf den Körper des Gefangenen; ſie mergelt ihn förmlich aus und verurſacht dadurch die ſo auffallende Abmagerung; denn die elende, unzureichende Nahrung, ſchon im Sommer ungenügend, vermag dem Körper die ihm ſo unaufhörlich entzogenen Säfte nicht zu erſetzen. Mein Leidensgefährte, Pfarrer Schlatter, lobt die Luftheizung; allein er hat wohl keine Ahnung davon gehabt, daß er ihr einen großen Theil der Leiden, die er empfand und den Verluſt von fünfzig Pfund Fleiſch von ſeinem Körper verdankt, die ich freilich nicht zuzuſetzen hatte.

Es würde nicht ſchwer ſein, den übeln Folgen der Luftheizung wenigſtens einigermaßen dadurch vorzubeugen, daß man in die Heizkammern große, flache Gefäße voll Waſſer zum Verdunſten hinſtellte. Eine ſolche Vorrichtung würde aber nicht allein den Ankauf ſolcher Gefäße, ſondern auch eine Vermehrung des Perſonals nöthig machen, was Geld koſtet; deßhalb geſchieht es nicht. Der Direktor will den Verſuch gemacht haben mit einem kleinen Waſſergefäß, welches im Heizkanal ſelbſt, dicht vor der Oeffnung in der Halle angebracht war und bemerkt haben, daß die Verdunſtung eine äußerſt geringe war. Wäre die der Luft gebotene Waſſerfläche zwanzig Mal ſo groß geweſen, die Dicke der aufgelöſten Waſſerſchicht würde wahrſcheinlich dieſelbe geweſen ſein.

Andererſeits bietet die Luftheizung wieder manche Annehmlichkeiten und Vorzüge im Vergleich mit andern Heiz-

arten, die für ſolche Anſtalt angewandt werden könnten, daß man keine Verſuche ſcheuen ſollte, ihre für die Geſundheit ſo ſchädliche Wirkung aufzuheben.

In den erſten Jahren war das Heizloch nicht zum Verſchließen und die Fenſter konnten von dem Gefangenen nicht geöffnet werden; letzteres hatte ſtets auf beſonderes Verlangen von dem Aufſeher zu geſchehen. In dieſer Zeit wurde noch mit Buchenholz und ohne übermäßige Sparſamkeit geheizt, ſo daß aus der Heizöffnung ein faſt glühend heißer Luftſtrom in die Zelle ſchoß. Dieſe heiße, gedörrte Luft füllte vermöge ihrer Leichtigkeit ungefähr die obere Hälfte der Zelle, ſo daß Kopf und Bruſt des Gefangenen ſich in einem höchſt unbequemen heißen und trockenen Luftbade befanden, während der Unterkörper durch die aus der andern Oeffnung ſtrömende kalte Luft kühl angeweht wurde. Daraus entſtand ein ganz entſetzlicher Zuſtand. Blutandrang nach dem Kopf, Schwindel, Schmerz in den Schläfen, Uebelkeit u. ſ. w. In dieſem erhitzten, fieberhaften Zuſtande wurde der Sträfling trotz Regen, Wind und Froſt in ſeiner elenden leinenen Kleidung in den Hof getrieben.

Als in ſpäterer Zeit die Sparwuth einriß und man ſtatt über Hitze fortwährend über Kälte in den Zellen zu klagen hatte, wurde das Heizloch, wozu ich ſchon lange angerathen, endlich mit einem blechernen Schieber verſehen, wodurch man zu heftiges Einſtrömen heißer Luft verhindern konnte, was aber nun faſt niemals mehr nöthig wurde; im Gegentheil bat man, die kalte Oeffnung gleichfalls mit einem Schieber zu verſehen.

In einigen Zellen hat man verſuchsweiſe kleine eiſerne Oefen geſetzt und der Direktor ſagt, daß dieſelben ſich als ſehr zweckmäßig erwieſen. Wenn dadurch eine Erſparniß erzielt werden kann, ſo iſt dieſe Veränderung möglich.

Ein anderer schwerer Uebelstand in den Zellen ist der Fußboden, welcher aus sehr weichgebrannten Thonplatten besteht. Bei jedem Schritt löst sich ein feiner Staub von denselben ab, und zwar in solcher Menge, daß ich an jedem Morgen gute zwei Hände voll davon zusammen gekehrt habe. Dicke mit Nägel beschlagene Schuhe (jetzt endlich hat man die Nägel weggelassen) tragen natürlich noch mehr zur Erzeugung dieses Staubes bei, wie auch das verrückte Verfahren, durch Scheuern mit einem andern Ziegelsteine den Fußboden sauber zu erhalten. Diesen feinen Staub athmet der Gefangene fortwährend ein; ob Ziegelmehl für die Lunge vortheilhaft ist, weiß ich nicht; das aber weiß ich aus der Erfahrung, daß selbst im Sommer keine Pflanze in der Zelle gedeiht, und daß es Niemandem außer mir gelungen ist, einen Vogel darin längere Zeit am Leben zu erhalten. Der erste Versuch mißlang ebenfalls; wie ich es, durch Erfahrung belehrt, endlich möglich machte, werde ich später erzählen. Meine Vögel verloren jedoch in Folge der Trockenheit der Luft fast alle Federn und erhielten sie erst dann zum Theil wieder, als ich ihnen Speck gab, den sie mit großer Begierde annahmen, obwohl das sonst nicht Kanarienvogelfutter ist. Reichliche Nahrung würde auch für die Gefangenen die Folgen der Luftheizung bedeutend mildern. Das Factum, daß keine Pflanze und kein Vogel in der Zelle gedeihen, beweist mehr als alle möglichen statistischen Tabellen, die von allen möglichen wahrheitsliebenden Directoren allen möglichen weisen Ministerien vorgelegt werden.

Die Fußboden mit neuen zu vertauschen, würde viel zu viel Geld kosten und sie mit Leinölfirniß zu tränken, was die Sache etwas bessert, kostet auch zu viel und mehr als die Krankheiten, welche, als in Folge des Ziegelmehls entstehend, nachgewiesen werden können.

In den engliſchen Zellen befindet ſich ein water closet, was bequem, reinlich und böſe Gerüche vermeidend iſt. Die Anlage ſolcher Anſtalt wurde für zu koſtſpielig erklärt und andrerſeits traute man bei Ausmauerung der Kanäle der „Subhaſtationsarbeit“ nicht und befürchtete, ſie möchten nicht dicht genug ausfallen und zur Zerſtörung des ganzen Staatsſpielzeugs führen. Herr Miniſterialrath von Jagemann, gewiſſermaßen der Schöpfer der Anſtalt, ſtrengte ſeinen Geiſt an und dieſer kam mit einem eiſernen Nachttopf nieder, der acceptirt wurde. Das Ding iſt oval, hat zwei Henkel, iſt inwendig emailirt und hat einen Deckel, der in eine tiefe Rinne paßt, in welche man Waſſer gießen ſoll, damit das Gefäß hermetiſch verſchloſſen bleibt! Die Ränder dieſer Rinne ſind ſcharf wie Meſſer und das Waſſer in derſelben iſt auch nicht angenehm, alſo — q. e. d. Von den mephitiſchen Dünſten habe ich ſchon früher geredet und will den Gegenſtand fallen laſſen.

Gaserleuchtung iſt in der Anſtalt nicht eingeführt und eine qualmende Oellampe ohne Cylinder trägt zu den Annehmlichkeiten der Zelle bei.

Durch die Waſſerleitung wird das Waſſer bis in den oberſten Stock geführt, allein ſie iſt fortwährend in Unordnung und beſtändig in Reparatur, die, ungeſchickten Händen anvertraut, das Uebel immer größer macht. Obwohl die Anſtalt damals noch ſo jung war, ſah ich doch eine Menge zerfreſſener Röhren herausnehmen. Im Winter froren die Röhren gewöhnlich wochenlang ein und im Sommer vertrockneten ſie; es kam vor, daß wir manchen heißen Tag kein Trinkwaſſer hatten. Dieſes iſt zum Ueberfluß noch herzlich ſchlecht und enthält ſo viel Kalk, daß jeder verdunſtende Tropfen einen dichten weißen Flecken hinterläßt; einige Tropfen Schwefelſäure in ein Glas getröpfelt, erzeugen

augenblicklich einen dichten Niederschlag. Die Röhren waren auch, wenn ich nicht sehr irre, von Blei. Dieses Wasser ist das einzige Getränk des Sträflings und die Luftheizung nöthigt ihn zu sehr vielem Trinken. Am Tage konnte ich das Wasser allenfalls vertragen; wagte ich aber in der Nacht auch nur einen Trunk, so waren Kolik und Diarrhöe die unausbleibliche Folge.

Vom Getränk will ich nun zur Nahrung übergehen; in Bezug auf sie ist man natürlich ebenfalls von dem englischen Muster abgewichen. In Pentonville erhalten die Gefangenen am Morgen eine halbe Pinte Cacao, gutes Weißbrod und zum Mittagsessen acht Loth gekochtes Ochsenfleisch nebst hinreichendem Gemüse und Abends reichlich Suppe und außerdem noch allerlei andere Dinge, zum Beispiel Zucker. Ich kann im Augenblick nicht genaue Angaben machen; allein die Kost, die man dort für die Einzelhaft nöthig hält, ist so reichlich und gut, daß selbst Engländer sie zu gut finden. Da man in dem dortigen Gefängniß keine Luftheizung hat, welche den Körper auf ungewöhnliche Weise auszehrt, und die Haftzeit auch nur eine sehr kurze sein darf, so mag der Tadel über zu gute Kost wohl gegründet sein.

Denselben Vorwurf kann man dem Zuchthause in Bruchsal nicht machen. Die Frau, welche bei meinem Eintritt in die Anstalt es auf dem „Subhastationswege" übernommen hatte, dem Gefangenen für 5½ Kreuzer täglich (etwa 1 Silbergr. 7 Pf.) Frühstück, Mittagessen und Abendbrod zu liefern, mußte geben: Zum Frühstück einen Schoppen Suppe, meist Wasser, in welches etwas schwarzes Brod gebrockt war, dazu ein wenig Salz und ein Bruchtheil eines Lothes Schweineschmär. Zum Mittagessen erhielt man wieder einen Schoppen ebensolcher Suppe, nur daß anstatt des Schweineschmärs die Bouillon von zwei Loth Ochsenfleisch

ſie würzte. Statt Schwarzbrod war in der Mittagſuppe auch zu Zeiten ein Aequivalent an Gries, Reis oder Graupen. Ferner erhielt man einen Schoppen Gemüſe — Sauerkraut, Hülſenfrüchte, Kartoffeln u. ſ. w. — „geſchmälzt“ mit dem Bruchtheil eines Lothes Schmeineſchmär und endlich einen Tag um den andern vier Loth ausgekochtes „Maſtochſenfleiſch“ (!), welches nicht ſelten aus vier bis ſechs Läppchen beſtand, die mit einem Holzſpießchen zuſammengehalten wurden. Zum Abendeſſen gab es dieſelbe Suppe wie am Morgen; doch war ſie hin und wieder durch gebrauntes Mehl oder Zwiebeln gewürzt. Außerdem erhielt der Gefangene täglich 1½ Pfund Schwarzbrod und dazu monatlich zwei Eßlöffel voll Salz. — Ich habe ſchon früher bemerkt, wie es bis zum Eintritt der politiſchen Gefangenen geſtattet war, daß die Sträflinge ſich Butter, Brod, Fleiſch u. ſ. w. für ihr Geld durch die Aufſeher beſorgen laſſen durften, dies aber dann auf das Allerſtrengſte verboten wurde.

Das Eſſen war allerdings herzlich ſchlecht — für den Preis konnte es nicht anders ſein — allein es war gut zubereitet und trotzdem, daß allerlei Unterſchleiſe vorgegangen ſein ſollten, oft fetter als man liebte. Nicht Jeder ißt gern Wagenſchmiere; auch wußte die Köchin es ſtets einzurichten, daß für gar zu hungrige Gefangene ſtets ein Ueberſchuß vorhanden war, wenigſtens hörte ich die Aufſeher oft nach Austheilung des Eſſens rufen: „Wer noch Erbſen, Linſen ꝛc. will, laß' den Bengel fallen!“ Und es fielen ſtets eine Menge Bengel, womit die hölzernen Arme gemeint waren, durch deren Fall die Gangſchelle in Bewegung geſetzt wurde.

Trotzdem und daß ſie ihre Dienſtboten in der Küche ſelbſt bezahlen mußte, machte die Frau, die eine tüchtige Wirthſchafterin war, einigen Gewinn, der aus beſonderen Abſichten von manchen Perſonen übertrieben wurde. Sie

war eine wohlhabende Bürgersfrau aus Bruchsal und vielleicht nicht so durchdrungen von der enormen Wichtigkeit untergeordneter großherzoglicher Beamten, als diese selbst; genug sie hatte das Unglück, den Beamten des Zuchthauses nichts recht zu machen und deren besonderes Mißfallen zu erregen. Es wurde daher im Interesse des Staates beschlossen, diese Frau aus dem Hause zu entfernen. Sie wurde zwar von den „bürgerlichen Herrn“ im Aufsichtsrath unterstützt; allein Direktor Füeßlin, der Verwalter u. s. w. wußten das Justizministerium durch wichtige Gründe und Aussichten auf bedeutende Ersparnisse für ihre Ansicht zu gewinnen. Die Bäckerfrau fiel „ein Opfer der Küchenkabale“ und die Verwaltung des Zuchthauses übernahm selbst die Verpflegung der Gefangenen. In dieser Zeit der Küchenkämpfe war von Seiten der Beamten nur eine Klage über schlechtes Essen und ein Einstimmen von Seiten der Gefangenen wurde sehr gern gesehen.

Es wurden nun gleich auf dem beliebten „Subhastationswege“ Kontrakte wegen Lieferungen von Fleisch, Milch u. s. w. u. s. w. geschlossen und ein Koch engagirt, der früher im Dienste des Markgrafen Wilhelm gestanden hatte. Die Gefangenen erwarteten Wunderdinge, — und sie kamen. Da es nun galt, das Ministerium durch Vorlegen baarer Ersparnisse von der Zweckmäßigkeit der gegen den Willen des Aufsichtsrathes durchgesetzten Veränderung zu überzeugen, so wurde auf eine wahrhaft schauerliche Weise gespart, die nur durch die schauerliche Kocherei übertroffen wurde. Der Koch, „Küchenmeister“, dessen Kunst nicht über die Rudimente der Kochkunst hinausging, konnte aus Nichts nichts machen; wir aßen im nächsten halben Jahr so entsetzlich elend, wie schwerlich irgend welche anständige Hunde. Das Essen soll in jener Zeit für den Kopf täglich drei Kreuzer gekostet haben.

Ich bin damals faſt verhungert. Beſchwerden wurden mit der äußerſten Empfindlichkeit aufgenommen und Aufſeher, die ſonſt wegen Bemerkungen von Unordnungen in der Küche belobt worden waren, getrauten ſich nun nicht, den Mund aufzuthun. Es wurde zwar fortwährend behauptet, daß Alles Vorgeſchriebene geliefert würde; allein es iſt ein großer Unterſchied, ob der mit der Oekonomie beauftragte Oberaufſeher die Lieferanten kontrollirte, oder ſich ſelbſt. Später lernte der Koch allmählich kochen und das Eſſen war beſſer und ſchmackhafter zubereitet als früher; allein es blieb immer knapp und unzureichend, und die Fleiſchportionen waren faſt durchgängig um ein Drittel zu klein; ſo blieb es bis zum Ende meiner Gefangenſchaft. Am Schlimmſten kamen die Kranken weg. Die Lieferantin hatte eine Ehre darin geſucht, gute Krankenkoſt zu geben; „ſie wollte an den armen kranken Menſchen nichts verdienen“, allein ſeit ihrer Entfernung wurde das Krankeneſſen ſchlechter als die Geſundenkoſt. Die gelieferte Milch war nicht allein überflüſſig mit Waſſer verſetzt, ſondern wurde, beſonders in der erſten Zeit, in unreinlichen Gefäßen aufbewahrt, ſo daß ſie ſtank und man ſie vor Ekel nicht genießen konnte. Einſt fragte ich einen der Herren, was ſie denn nur für Intereſſe daran gehabt hätten, die Küche ſelbſt zu übernehmen, wobei wir ſo ſchlecht weggekommen wären, und er antwortete mir: „Es iſt ein Sieg für die Beamten!“ Ein Sieg der Beamten gegen die im Aufſichtsrath ſitzenden „bürgerlichen Herren“.

Der Direktor und der Hausarzt wollten Regen, aber keinen Wolkenbruch; ſie ſuchten dieſer Sparwuth Einhalt zu thun; allein durch ihre Schritte und Behauptungen, vor Aenderung der Küchenverwaltung, hatten ſie ſich gewiſſermaßen die Hände gebunden; die Erſparniſſe ſchmeckten höchſten

Orts, der Verwalter wurde die erste Person und sein Amanuensis, der Verwaltungs-Oberaufseher, hatte ein Interesse bei der Sache; es gab Gratifikationen! Allerdings hätten Arzt und Direktor durchgreifen können; allein das würde Zwiespalt unter den Beamten der Anstalt erregt haben und man war froh, wenn die Sache nur so so ging.

Herr von Jagemann hatte die Ansicht ausgesprochen, daß die Volksgewohnheiten und das Klima in Deutschland eine so reichliche Kost wie in England nicht nöthig mache. Wenn ich nun auch Cacao, Zucker und kräftigere Kost auf Rechnung der „Volksgewohnheit" schreiben will, so kann ich doch unmöglich glauben, daß die Luft, die ein Mensch täglich in Baden einathmet, sechs Loth Rindfleisch enthalte.

Der Aufsichtsrath, von dem ich oben redete, ist eine dem Englischen nachgeahmte Einrichtung, welche den Beamten wegen der darin sitzenden „bürgerlichen Herren" durchaus nicht gefällt. Wie ich die Sache verstehe, ist der Aufsichtsrath dazu da, die Direktion und Verwaltung der Anstalt zu überwachen, hauptsächlich um die Gefangenen gegen willkürliche Behandlung u. s. w. u. s. w. in Schutz zu nehmen. Die Aufnahme von Bürgern in denselben, die von der Regierung durchaus unabhängig sind, ist eine Nothwendigkeit, wenn der angedeutete Zweck erreicht werden soll, denn bekanntlich hackt eine Krähe der andern nicht das Auge aus. Da nun aber die Ansichten von Beamten und Privatleuten wesentlich verschieden zu sein pflegen und erstere die kuriose Prätension haben, sich mehr zu denken, als Leute, die es nicht nöthig haben, ihres Lebensunterhaltes wegen zu dienen, so kann man wohl denken, daß es nicht an Reibungen fehlt und um so weniger, als durch die erste Einrichtung diesem Aufsichtsrath eine sehr bedeutende Macht eingeräumt wurde. Hauptsächlich empörte es die Beamten, daß bloßen „bürgerlichen

Herren“ eine Kontrolle über sie eingeräumt sein sollte, „was sie sich doch nicht gefallen lassen könnten!“ Ich will den Beamten zu Liebe nicht mehr über diese Sache sagen und mich, ohne weiter etwas hinzuzufügen, mit der Bemerkung begnügen, daß es sehr wünschenswerth wäre, wenn die Macht dieses Aufsichtsrathes nicht beschränkt, sondern erweitert und das „bürgerliche“ Element in ihm nicht vermindert, sondern allenfalls noch vermehrt werden möchte.

Was nun die Pflege der Kranken anbetrifft, so thut der Hausarzt was er kann; allein leider ist das nicht viel. Mit energischem Auftreten und wenn er es darauf ankommen lassen wollte, sich mit denjenigen Personen zu verfeinden, denen seine Anforderungen für die Kranken unangenehm sind, könnte er allerdings noch mehr thun; allein wer kann es ihm so sehr übel nehmen, daß er sich nicht das Leben verbittert und vielleicht seine Stellung gefährdet, wenn er sieht, daß diese Ersparnisse à tout prix von Seiten des Ministeriums die größte Unterstützung finden? —

Mir wurde einst gesagt, die Hausärzte müßten das Versprechen leisten, so wenig als nur immer möglich und stets die wohlfeilsten Arzneien zu verschreiben, und aus guter Quelle weiß ich, daß die Sache nicht aus der Luft gegriffen ist. Die meisten Krankheiten in der Anstalt finden ihren Ursprung in der ungenügenden Nahrung und gute Krankenkost wäre für die meisten Kranken die beste Medizin; allein gegen solche Bewilligungen hat die Verwaltung eine große Aversion. Hin und wieder nimmt sich der Hausarzt die Freiheit, Wein zu verschreiben, was gewöhnlich wöchentlich zwei halbe Schoppen, zu 4 Kreuzer jeden, nicht überschreitet. Einst waren vier oder fünf solcher glücklichen Patienten in der Anstalt; allein der Wein wurde ihnen plötz-

lich gestrichen, weil die Verwaltung sich über den Betrag der Weinrechnung entsetzte, die schwerlich mehr wie zehn Gulden betragen haben konnte. — Die Medicamente, welche bald von einer, bald von der andern der beiden Apotheken Bruchsals geliefert werden, sind meistens ganz herzlich schlecht; die Krankenwärter klagen; allein die Sache bleibt beim Alten. Die Armuth in der Krankenküche ist für eine öffentliche Anstalt ordentlich lächerlich und all die kleinlichen Knickereien in der Verwaltung nehmen sich zu den Prätensionen, mit welchen die Anstalt dem Auslande gegenüber auftritt, höchst possirlich aus. Man muß das Ding so in der Nähe gesehn haben, wie ich, und die Klagen der armen Aufseher angehört haben, um eine Vorstellung davon zu bekommen.

Was nun die Beamten des Hauses anbetrifft, so mögen sie zum Theil dieselbe Eigenschaften haben, wie sie an den meisten anderen Beamten von den bürgerlichen Herren nicht geliebt werden; allein die Menschen in Baden sind überhaupt weder hart noch böse und die Gefangenen haben keine Ursache, über die ihnen zu Theil werdende Behandlung zu klagen; weit mehr die „Angestellten", d. h. die untern Beamten, wie Aufseher, Werkmeister und Tagelöhner. Sie wurden mit äußerster Strenge und vollkommener Rücksichtslosigkeit behandelt, besonders wenn es Einer wagte, sich nicht sklavisch dem Willen der „höheren Beamten" zu fügen. Zum Theil wurde diese Strenge durch die Nothwendigkeit geboten; allein sie wurde oft in einer Weise gehandhabt, wie sie für ordentliche, ehrliebende Menschen höchst verletzend war und nur ertragen, weil selbst eine unzufriedene Miene, irgend ein Verdacht, genügenden Grund zu sofortigem Verlust der Stelle darbieten konnte, von welcher die Existenz einer Familie abhing. Ein Aufseher ist bei Weitem schlimmer daran, wie ein Gefangener. Während der letzten vier Jahre wurden

nahe an fünfzig Aufseher und Werkmeister aus der Anstalt fortgeschickt; meist weggejagt.

Eine Reinigung war zwar allerdings nöthig; denn erstlich konnten diese Leute nicht begreifen, warum mit dem Eintritt der politischen Gefangenen in das Haus plötzlich alle die Erleichterungen aufhören sollten, welche früher in den Zuchthäusern für gemeine Verbrecher tolerirt waren, und dann wurden sie nun auch in größere Versuchungen geführt. Die politischen Gefangenen, deren Gesinnungen die Aufseher, wie überhaupt der größere Theil des Volkes, theilte, hatten bedeutendere Geldmittel und größere Kraft der Ueberredung. Zweitens verfuhr man von Seiten der Regierung bei Anstellungen im Zuchthause mit ziemlicher Sorglosigkeit. Ein verdorbener Schullehrer, der sich zum heimlichen Berichterstatter eines gewissen Ministerialraths hergab, erhielt einen nicht unbedeutenden Posten in der Anstalt, der ihn in den Stand setzte, Direktor und Verwalter, wie überhaupt das ganze Haus zu überwachen. Das Volk nennt solche Leute Spione und Niemand hält etwas von ihrem Charakter; auch dieser Ehrenmann gab endlich Veranlassung, ihn seitwärts gehen zu heißen. Ein anderer kleiner Geschäftsmann erhielt einen Posten, zur Belohnung für den Beistand, den er bei den Wahlen geleistet, nicht weil er zu dem Posten Fähigkeiten hatte. Unter den Aufsehern waren Leute, welche der Regierung als „geheime Agenten" gedient hatten und die Jedem dienten, der sie bezahlte.

Wo die Beamten schlecht bezahlt und von den Oberen brutal behandelt werden, giebt es immer viele, die sich auf Kosten der Regierung Vortheile zu verschaffen suchen; Unterschleife, Bestechungen ꝛc. kamen früher in Baden ganz außerordentlich häufig vor und fehlten nicht unter den Beamten, die bei der Zuchthausverwaltung angestellt waren. Werk-

meiſter nahmen Arbeiten an für eigene Rechnung, verſtanden ſich zu Unterſchleifen mit verſchiedenen Lieferanten ꝛc.; ja ein Oberaufſeher betrieb ſeine Diebereien ſo ungenirt, daß er Laſten von der Anſtalt gehörigen Sachen, die er unter ſich hatte, zum Thore hinaustragen ließ. — Ich weiß nicht, ob ſolche Unterſchleife ſtets mit der gehörigen Strenge, wie andere Diebſtähle, unterſucht werden; allein es giebt viele Leute, welche behaupten, es geſchehe nicht; man vertuſche ſoviel als möglich davon, weil ein zu genaues Unterſuchen allerlei unbequeme Dinge zum Vorſchein bringen könne und überhaupt dem Anſehen des Beamtenſtandes nachtheilig ſei.

Den Unterſchleifen im Zuchthauſe ſuchte man nun durch die allerſtrengſte Aufſicht vorzubeugen; kein Aufſeher durfte das Geringſte aus der Anſtalt mitnehmen, ohne eine geſchriebene Erlaubniß von der Verwaltung; ja man hatte es ſtark im Sinn, gelegentlich die Taſchen viſitiren zu laſſen, wogegen ſich aber das Gefühl einiger Aufſeher empörte. Kein Aufſeher durfte jedoch einen Mantel mit in die Anſtalt nehmen, ſondern mußte ihn beim Portier ablegen, damit unter demſelben nichts aus- und eingeſchmuggelt werden könne. Ich würde gegen dieſe Maßregel nichts haben, wenn ſie allgemein bis zum Direktor durchgeführt würde, nicht etwa, weil ich eine ſolche Vorſicht bei den „höheren Beamten" für nothwendig hielte, ſondern aus Rückſicht für das Gefühl der unteren Beamten. Der ungebildete Mann hat oft ein weit feineres Ehrgefühl als mancher gebildete, und wenn das Faktum, daß Werkmeiſter und Aufſeher geſtohlen haben — oder „Unterſchleife" gemacht, was doch nur ein anderer Name — auch etwas Rückſichtsloſigkeit rechtfertigen mag, ſo giebt es ja auch Beiſpiele genug, daß Verwalter, Buchhalter und Oberaufſeher ganz daſſelbe, nur in größerem Maßſtabe thaten. — Um Mißverſtändniſſen vorzubeugen bemerke ich

ausdrücklich, daß ich hier nicht etwa persönliche Andeutungen geben will, sondern daß es mir hier lediglich um Bekämpfung einer prinzipiellen Ungerechtigkeit zu thun ist.

In Bezug auf die Arbeit im Zuchthause habe ich auszusetzen, daß man derselben zu viel Wichtigkeit einräumt, der Art, daß oft die Erreichung des Strafzwecks dadurch gefährdet wird. Ein Zuchthaus als eine Fabrik zu betrachten, ist eine Thorheit und eine Ungerechtigkeit gegen die freien Handwerker, die Mühe genug haben, hinreichende Arbeit zu ihrem Lebensunterhalt zu finden. Die verschiedenen Produkte dieser zusammengewürfelten Fabrik sind keineswegs wohlfeil und was die Qualität des Materials und die Arbeit anbetrifft, so habe ich aus gar vielen Gründen wenig Zutrauen dazu. Die Sache ist mir jedoch nicht interessant genug, weitläuftiger darüber zu reden. Der Verwalter that sehr viel und gab sich außerordentliche Mühe; allein man konnte unmöglich von ihm verlangen, daß er Verwaltungsbeamter, Fabrikherr und Kaufmann sein und außerdem noch technische Kenntnisse von sechs oder acht verschiedenen Handwerken besitze. Unter der jetzigen Verwaltung hat aber die Anstalt als Fabrik in jeder Hinsicht Fortschritte gemacht.

Die Arbeit ist für die Einzelhaft eine große Erleichterung; ohne dieselbe würde sie ganz unerträglich sein. In der Hausordnung ist „harte“ Arbeit vorgeschrieben; allein dies Beiwort läßt sich nur auf einige der im Hause getriebenen Geschäfte anwenden. Gewöhnlich erlaubt man den Gefangenen, sich ein Handwerk zu wählen und Unterricht darin ertheilen die Werkmeister. Dieser Unterricht ist aber nur ein sehr unvollkommener, denn die Werkmeister müssen zugleich Aufseherdienste verrichten und können nicht eine Viertelstunde in einer Zelle sein, ohne durch Dienstgeschäfte oder einen der Vorge-

ſetzten abgerufen zu werden. Die Langeweile iſt jedoch die beſte Lehrmeiſterin.

Wenn ein geſchickter Sträfling fleißig iſt und einige Jahre im Zuchthaus ſitzt, ſo kann er ſich eine nicht unbedeutende Summe erſparen; denn für Nahrung, Kleidung und Wohnung hat er nicht zu ſorgen. Die meiſten freien Arbeiter ſind nicht im Stande das zu thun und es ſcheint in dieſer Bewilligung eine große Ungerechtigkeit zu liegen; allein andrerſeits erſchwert der Staat dem austretenden Sträfling die Erwerbung ſeines Lebensunterhaltes trotz der im Zuchthauſe erlernten Dinge dadurch, daß die Zuchthausſtrafe als eine „entehrende“ angeſehen wird. Ich meine, die Strafe ſollte eine Sühne ſein und das Entehrende des Verbrechens, wenigſtens dem Staate gegenüber, wegnehmen. Welcher ehrliche Mann wird einen entlaſſenen Sträfling gern in ſeinen Dienſt nehmen, den der Staat ganz offen als einen „Ehrloſen“ bezeichnet? — Die Folge davon iſt, daß die guten Vorſätze des Beſtraften bald wieder vor dem Mangel dahinſchmelzen, daß er auf's Neue ſündigt und oft nur, um im Zuchthauſe den Unterhalt zu bekommen, den er in der Freiheit nicht erwerben kann. Der Gedanke an die Ehre kann ihn vom Verbrechen nicht zurückhalten, denn der Staat und jedes einzelne Mitglied deſſelben betrachtet ihn ja ſchon als einen Menſchen, der keine Ehre mehr zu verlieren hat.

Vielleicht geſchah es im Gefühl dieſer Ungerechtigkeit, daß die Regierungen „politiſche Verbrecher“ in die Zuchthäuſer ſchickten; denn nun verlor die Strafe in den Augen des Volks ihren entehrenden Charakter. Daſſelbe Zuchthaus, in welchem der Gemeindeſtrolch mit ſeinem allgemein geachteten Pfarrer, beliebten Bürgermeiſter, geehrten Schulmeiſter und dem Wirth vom „rothen Ochſen“, dem reichſten Manne

vom Orte saß, kann unmöglich entehrend sein; so räsonnirt wenigstens der gemeine Mann. Sollten die Regierungen aber vielleicht umgekehrt räsonnirt und beabsichtigt haben, die politischen Verbrecher in den Augen des Volks durch die Zuchthausstrafe herabzusetzen, — dann haben sie sehr verkehrt räsonnirt.

Der Schulunterricht, der in dieser Anstalt ertheilt wird, ist nicht allein erfolgreich in Bezug auf die gemachten Fortschritte, sondern auch eine wichtige Hülfe zur Ertragung der Einzelhaft; das Interesse an der bald monoton werdenden Arbeit reicht nicht stets hin, (auch der Unterricht nicht immer!) den Geist vor Verdumpfung oder andern krankhaften Erscheinungen und Störungen zu bewahren.

Vornehme Dummköpfe, welche die Anstalt mit ihrem Besuch beehrten, waren zu Zeiten innerlich geärgert dadurch, daß die Sträflinge mehr wußten als sie selbst und es fehlte nicht an gelegentlichem Tadel, daß im Zuchthause Dinge gelehrt würden, die über „das Bedürfniß des gemeinen Mannes“ hinausgingen. Hat man sich einmal zu der Ungerechtigkeit entschlossen, Verbrechern Unterricht zu ertheilen, wie ihn der arme, ehrliche Mann nicht haben kann, ist man einmal darüber einig, daß Wissen bessert und veredelt, — nun so ist es sehr verdienstlich, den rohen Dieb so viel als möglich zu veredeln; um so mehr wird er sein Verbrechen bereuen und sich in Zukunft davor hüten. Die Grenze der Bildung wird er in jenem Hause nicht überschreiten, jenseits welcher Gefahr vorhanden ist, daß ihn seine Philosophie wieder dahin führt, womit er in seiner Geistesrohheit begann, — zum Diebstahl.

Obwohl es nicht zu leugnen ist, daß der Schulunterricht in der Einzelhaft besonders gute Früchte trägt, so würde man doch zu sanguinisch hoffen, wenn man von demselben

in jedem Einzelgefängniß Resultate erwartete, wie sie in dem Bruchsaler in Erstaunen setzten. Nicht jede Regierung bringt es fertig, bei einer Bevölkerung von anderthalb Millionen, vierhundert politische Gefangene in das Zuchthaus zu sperren, und außerdem findet sich wohl auch unter tausend Lehrern kaum einer, welcher die eigenthümlichen Schwierigkeiten, die einem Zuchthauslehrer entgegentreten, mit solchem hingebenden Eifer, gesundem Menschenverstand und außerordentlichem Lehrtalent zu überwinden weiß, wie der dortige Oberlehrer Müller. Sein Verdienst wird auch glänzend anerkannt, denn allen vornehmen Besuchern wird die Schule als Paradepferd vorgeritten, und auch glänzend, wenn zwar nicht königlich, so doch großherzoglich mit nahe an siebenhundert Gulden jährlich belohnt!

Die Gefängnißbibliothek unterstützt und hindert die Bemühungen des Lehrers; letzteres weil die Bücher mit „konfessionellen Rücksichten“ gewählt sind und man neuerdings hauptsächlich solchen den Vorzug giebt, in denen dem Leser bei jeder Zeile ein Löffel christlicher Kinderbrei in's Maul geschmiert wird. Ja selbst wissenschaftliche Bücher sind in dieser Weise behandelt und fast ungenießbar wegen der darüber gegossenen theologischen Sauce. Die Verfasser, die besonders bevorzugt werden, haben beständig Gott im Munde und wenn sie von einem Flohstich reden so schreien sie: „Autsch! wie ist Gott so groß!“

Die Bibliothek zählt gegen 3000 Bände; allein dabei sind 500 Bibeln (neue Testamente), 500 Gesangbücher, 400 Dölls Lesebuch und eine Masse von pietistischem Schund. Der jährlich für die Bibliothek bestimmte Beitrag ist so läppisch klein, daß sich selbst Direktor Fueßlin geschämt hat, ihn in seinem Buche über die Einzelhaft anzugeben. Trotzdem wird manchmal auf erstaunliche Weise verschwendet. Für

die 400 Exemplare von Dölls Leſebuch wurden 1800 Gulden an den Verfaſſer bezahlt. Das Buch hält 27 Druckbogen; rechnet man ſehr hoch, für Druck und Papier 500 Gulden ſo bleiben dem Verfaſſer (!) für den Druckbogen gegen ſiebenundvierzig Gulden Honorar. Das Buch paßt nur inſofern für das Zuchthaus, als es faſt ganz und gar aus Originalartikeln beſteht, die andere Verfaſſer geſchrieben haben; es iſt meiſt Nachdruck, alſo geſtohlen. Das Buch wurde vom Miniſterium protegirt und iſt abgeſchmackt genug compilirt, und ich bedaure den Lehrer, der gezwungen iſt, dies Sammelſurium als Leitfaden bei ſeinem Unterricht zu benutzen. Der geſchichtliche Theil in dieſem „für beide Confeſſionen berechneten“ Buche iſt famos! — Hätte die Regierung für das beſte Buch einen Preis von 1000 Gulden ausgeſetzt, ſie würde ein tüchtiges Originalbuch erhalten haben; doch freilich würden dieſelben Herren Preisrichter geweſen ſein, die den eiſernen Jagemann acceptirten!

Was nun die „Seelſorge“ anbetrifft, ſo unterliegen die armen Seelen der Sorge von einem katholiſchen und einem evangeliſchen Geiſtlichen; ein Rabbiner aus der Stadt pflegt die beſchnittenen Seelen. Die armen Gefangenen müſſen in ihrer Zelle ſtill halten, wenn ihnen das theologiſche Meſſer an die Kehle geſetzt wird; ſie können nur klagen wie Yorriks Staar: I can not go out! Die Meiſten haben es bald weg, daß Zerknirſchung, Augenverdrehen und Bußbriefe manche Vortheile ſichern und die Kerle ſind Spitzbuben genug, davon zu profitiren.

Ein geeigneter, verſtändiger, milder Geiſtlicher, wie man ſie hin und wieder noch auf dem Lande findet, würde ein großer Segen ſein für eine ſolche Anſtalt; allein dieſe Sorte iſt ſehr rar und neumodiſche Pfarrer, die vor Stolz über ihre chriſtliche Demuth beinahe berſten und den roſenfarbenen

Glaubensnebel in ihren Köpfen für Sonnenklarheit halten; die wüthend werden und mit Fäusten drein schlagen, wenn man ihrer Ansicht auch nur mit einer Miene widerspricht, — solche Narren würden eine Plage sein für die armen Gefangenen und eine unerträgliche Verschärfung der Einzelhaft. Ein großer Theil der beklagenswerthen, durch die Einzelhaft erzeugten Wahnsinnsfälle fällt dem unvorsichtigen Eifer der Gefängnißgeistlichen zur Last. —

Das Amt eines Gefängnißbeamten, besonders in einem nach dem in Rede stehenden System, ist für einen wahren Menschenfreund eines der belohnendsten, er kann mit wahrer Liebe im Herzen selbst bei mittelmäßigem Talente sehr viel Gutes wirken; allein es gehören besondere Eigenschaften dazu und wer nicht geduldig, sanftmüthig und ausdauernd ist, der wähle lieber einen andern Beruf. —

Die Wirkung der Einsamkeit auf die Gesundheit des Geistes und auf die Erreichung des Strafzweckes läßt sich in der Kürze nicht genügend abhandeln; ich habe schon früher bemerkt, daß diese Wirkungen nach der Individualität verschieden sind. Gefängnißbeamte, welche Gelegenheit haben, einsame Gefangene von allen möglichen Arten zu sehen, würden hierüber die einzigen kompetenten Richter sein; der Gefangene selbst kann nur über das urtheilen, was er selbst empfunden hat; sein Nachbar fühlte vielleicht ganz anders und empfand das als eine Last, was ihm die größte Erleichterung gewährte. Es ist nur schade, daß die Aussagen der Gefängnißbeamten grade in dieser Hinsicht so wenig zuverlässig sind und daß sie ein Interesse dabei haben, die traurigen Folgen der Einzelhaft auf den Geist, die man dem System besonders zum Vorwurf macht, so viel als möglich zu verbergen.

Wenn ich nun auch der Ansicht bin, daß Direktor Fueßlin in seinem Buche „die Einzelhaft“ die Sache in einem möglichst milden Lichte dargestellt hat, so sind doch in diesem Werke grade in Bezug auf den in Rede stehenden Gegenstand äußerst werthvolle Beobachtungen und Winke enthalten, welche bei Anlage und Einrichtung neuer Zellengefängnisse die allersorgfältigste Berücksichtigung verdienen; denn aus ihnen geht sonnenklar hervor, daß bei einer einigermaßen strengen Durchführung der Einzelhaft, bei sorgloser Wahl der Beamten, bei ungenügender Nahrung ꝛc. eine große Zahl von Gefangenen dem Wahnsinn verfallen sind.

Die größte Gefahr für die Gesundheit des Geistes ist nach allen Erfahrungen in den ersten zwölf bis achtzehn Monaten der Einzelhaft vorhanden; später tritt mehr ein Zustand der Gleichgültigkeit ein, der zwar nicht Wahnsinn, aber doch Stumpfsinn erzeugt, wenn die Freilassung zu lange hinausgeschoben wird. Die vierjährige Dauer der Einzelhaft halte ich für das vernünftigste Maximum.

Was nun die von dem System der Einzelhaft gehoffte Besserung der Verbrecher anbetrifft, so muß ich gestehen, daß ich dazu ganz außerordentlich wenig Zutrauen habe. Einzelne Fälle der Besserung werden selbst unter der verderbenden Gemeinschaft der Zuchthäuser alten Styls vorkommen und wenn auch angenommen wird, daß einsames Nachdenken der Besserung günstig sei, so begünstigt es doch ebenso sehr das Ausklügeln neuer Spitzbübereien, bei denen man es gescheidter anfangen wolle. Ich habe selbst Beamte der Bruchsaler Anstalt zu mir sagen hören, daß sie nicht wüßten, wodurch die Gefangenen gebessert werden sollten; die Aufseher lachen gradezu darüber. Fueßlin selbst räumt ein, daß die meisten Diebe nicht zu bessern, daß an ihnen Hopfen und Malz verloren sei. Als ich in

der Anſtalt war, ſtahl ein begnadigter Dieb, im Begriff das Haus zu verlaſſen; andere warten, bis das verdiente Geld verjubelt iſt.

Der Hauptvorzug des Syſtems iſt und bleibt der, daß die Verbrecher nicht ſchlechter werden und beſonders wichtig iſt dies für ſolche, die zum erſten Mal ein Verbrechen begingen und bei denen Diebſtahl oder andere gewöhnlichere Verbrechen noch nicht zur Gewohnheit geworden ſind. Will man aber den Einfluß dieſer Abſonderung nicht von vornherein gefährden oder doch wenigſtens erſchweren, ſo ſorge man dafür, daß die Angeklagten nicht durch Gemeinſchaft mit verhärteten Verbrechern ſchon in der Unterſuchungshaft verdorben werden. — Die Hauptbeſſerungskraft ſchreibe ich dem Schulunterrichte zu; auf den Einfluß des Religionsunterrichtes, wie er gewöhnlich gehandhabt wird, gebe ich gar nichts, was auch darüber von ſelbſtgefälligen oder beſchränkten Geiſtlichen gefabelt werden mag.

Die Zahl der Rückfälligen, beſonders unter den Dieben, iſt ſehr groß. Iſt das ſtändige Zuchthauspublikum einmal ausgeſtorben und verfährt man mit angehenden Verbrechern auf eine vernünftige Weiſe, dann iſt Hoffnung vorhanden, daß die größeren Ausgaben, welche man für Einrichtung von Zellengefängniſſen gemacht hat, dem Staat einen wirklichen Nutzen bringen werden; bis jetzt konnte ſich derſelbe wohl kaum bemerklich machen. —

Was nun die Anwendung der Zuchthausſtrafe gegen politiſche Verbrecher anbetrifft, ſo ſagen die Regierungen: „Wir beſtrafen den Mörder und Dieb, der einem Individuum ein Unrecht zufügte, mit Zuchthausſtrafe und thun dies zum Beſten des Staates; um wie viel mehr verdient ein ſolcher Menſch dieſe Strafe, der eben dieſen Staat mit bewaffneter Hand umzuſtürzen trachtet? Wie viele Leben,

wie viel Eigenthum geht durch ſolche frevelhafte Verſuche nicht zu Grunde! — Die äußerſte Strenge gegen Hochverräther iſt Pflicht des Staates.“

Ich finde es ganz in der Ordnung, Herr Staatsrath, daß politiſche Verbrecher beſtraft werden; allein ſie auf Grund Ihres Raiſonnements wie Mörder und Diebe zu behandeln, iſt ungerecht und zugleich unklug.

Das Staatsrechenexempel, welches Sie aufſtellten, iſt in ſich ganz richtig; allein es geht von einem falſchen Grundſatz aus, was in der Staatsrechenkunſt ein ſehr gewöhnlicher Fehler iſt. Zweimal zwei iſt nicht fünf, Herr Staatsrath! Es fiel keinem Einzigen von uns ein, den Staat umſtürzen zu wollen; unſer inbrünſtiges Verlangen beſchränkte ſich auf eine zeitgemäße Veränderung der Regierung deſſelben, und wenn auch Louis XIV. ſagte: „L'état c'est moi!“ ſo hat doch der große Rechenmeiſter Adam Rieſe Volk darüber eine entſchieden andere Meinung.

Sicherheit für Leben und Eigenthum iſt der allererſte Grundſatz aller Staaten und ein Ueberhandnehmen der Mörder und Diebe führt natürlich zur Auflöſung derſelben; gewinnen aber diejenigen Männer, welche von der zur Zeit beſtehenden Regierung Hochverräther genannt werden, die Majorität im Staate und zugleich die Gewalt ſich geltend zu machen, dann giebt es eine neue Regierung, — weiter nichts; der Staat wird dadurch keineswegs aufgelöſt und die Hochverräther gelten dann in der ganzen Welt als Helden, denen man Statuen errichtet und welche die Geſchichte noch nach Jahrhunderten mit Stolz nennt. Das, Herr Staatsrath, iſt der Unterſchied zwiſchen Hochverräthern und Dieben und Ihr oben aufgeſtelltes Rechenexempel iſt falſch.

Der Trieb der Selbſterhaltung verblendete die an der Spitze der Regierungen ſtehenden Perſonen; ſie gaben in

der Art der Strafe, die sie über „Hochverräther“ verhängten, ihrem subjektiven Haß Ausdruck. Das Bestrafen derselben mit der „entehrenden“ Zuchthausstrafe war eine Eingebung der Rache, welche die Klugheit vergessen ließ.

Es liegt in der Natur der Sache, daß unter den politischen Verbrechern die Führer den höheren, gebildeten Ständen der Gesellschaft angehören und sie sind es hauptsächlich, welche die oben erwähnte Ungerechtigkeit am härtesten trifft. Man bestrafte sie wie gemeine Verbrecher und eben dadurch unendlich viel härter, als es das Gesetz für diese beabsichtigt hat. Rachsucht aber zeigte sich offenbar darin, daß man mit Eintritt der politischen Verbrecher in die Zuchthäuser, alle die Rücksichten und Erleichterungen schwinden ließ, welche man sonst in denselben gegen Leute aus den höheren Ständen zu nehmen für billig hielt, wenn diese das Unglück gehabt hatten, ein gemeines Verbrechen zu begehen.

Erfahrungsmäßig gehen wenigstens neun Zehntel der gemeinen Verbrecher aus den niedrigsten Ständen hervor und wenn man die Verhältnisse und Lebensgewohnheiten derselben betrachtet, so wird man finden, daß die mit Rücksicht auf sie gemachten Zuchthauseinrichtungen, besonders in Baden, sehr human sind und dem Verbrecher Vortheile gewähren, welche die Härte der Strafe ganz außerordentlich mildern, ja in manchen Fällen fast aufwiegen.

Ich will als Repräsentanten dieser Klasse keinen heimathlosen Vagabonden und Bettler, sondern einen Bauernknecht aufstellen, wie ihn Jeder betrachten kann, der auf das erste beste Dorf hinausgeht. — Welch ein Leben führt ein solcher Mensch? Seine Wohnung ist meistens der Stall, dessen Amoniakdunst unerträglich ist, oder eine elende, stockige oder sonst übelriechende Kammer, in welcher sein dürftiges und schmutziges Lager sich befindet, dem Leinen — vollends ge-

waſchenes — ein Fremdling iſt. Sein Waſchbecken iſt der Brunnen, Trog oder Stalleimer, ſein Handtuch eine abgelegte Küchenſchürze, oder irgend ein anderer Lappen; ſein Kamm die Hand. Die Kleidung, die er für gewöhnlich trägt, iſt vom allergröbſten Stoff und von Miſtjauche und Schmutz aller Art geſättigt; ein reines Hemd für den Sonntag und beſſere Kleider beſitzt er nicht immer und die Anwendung von Taſchentüchern verachtet er als Ziererei; er gebraucht Jahr aus Jahr ein „Sellierſche Jagdſchnupftücher", die ihm wie oben bemerkt nebenbei noch als Friſirkamm dienen. Seine Nahrung iſt meiſt von der gröbſten Art, ſein Tafelgeräth ebenfalls. Schon lange vor Tag muß er aufſtehen und an die Arbeit, die ſelten eine leichte oder nicht ſchmutzige iſt.

Der Tagelöhner oder geringe Handwerker lebt nicht beſſer und hat er gar Familie, ſo iſt es ihm nicht immer möglich, nur geringe Nahrung für ſich und dieſe zu ſchaffen. Nahrungsſorgen und andere quälen ihn unaufhörlich; er würde ſich glücklich preiſen, wenn er durch harte Arbeit nur ſo viel verdiente, daß er und ſeine Familie ſich an Brod ſättigen könnten, oder an Kartoffeln; von Lebensgenuß kann bei ihm kaum die Rede ſein; denn er lebt nicht eigentlich, ſondern friſtet nur ſein Leben. Leider iſt das keine Uebertreibung! Das höchſte Ideal von Glück, zu dem die Phantaſie dieſer armen Menſchen herabgeſtimmt wurde, iſt eine trockene Wohnung, ein warmer Ofen, genügende Kleidung und Nahrung bei mäßiger Arbeit.

Es iſt daher kein Wunder, daß die meiſten Verbrecher aus dieſen Volksklaſſen hervorgehen, ſondern vielmehr, daß es bei ſolchem Elend noch ſo ſehr viel Ehrliche in ihnen giebt; bei Geſetzen und ſocialen Einrichtungen, die ſolchen Zuſtand

ganzer Volksklaſſen möglich machen, iſt es gewiſſermaßen ein Verdienſt, kein Spitzbube zu ſein. So ſehr nun auch die Regierung die Pflicht hat, den Staat gegen Uebertreter der Geſetze zu ſchützen und dieſe zu beſtrafen, ſo iſt es doch nur billig, dies bei der Art der Strafe zu berückſichtigen und bei Einführung der Hausordnung in dem Bruchſaler Zuchthaus, hat ſie dies, wie ich zeigen werde, keineswegs vernachläſſigt. Dieſelbe Rückſicht iſt ſie aber den politiſchen Verbrechern ſchuldig, denn deren Verbrechen ſind faſt noch mehr eine Schuld mangelhafter Regierung und außerdem werden ſie meiſtentheils durch Gefühle veranlaßt, welche zur Aufrechthaltung der Staaten durchaus nöthig ſind; man unterdrücke ihre Aeußerungen durch übergroße Strenge gänzlich und — unſere europäiſchen Staaten werden bald denen Aſiens gleichen.

Der Verbrecher aus den oben bezeichneten niederen Volksklaſſen, der in das Zellengefängniß nach Bruchſal kömmt, entbehrt allerdings — und mit Recht — ſeine Freiheit und wird dieſe Strafe vielleicht um ſo ſchmerzlicher empfinden, je vagabondirender ſein Leben war. Die Einſamkeit, zu welcher er verdammt iſt, trifft ihn vielleicht härter als den gebildeten Mann, der wenigſtens für eine Zeit lang in ſeinem Innern Stoff genug findet, dieſe Einſamkeit durch ſeine Gedanken zu beleben; allein die Härte der Strafe wird durch Mancherlei gemildert, wie ſchon oben angedeutet.

Zunächſt iſt es der relative Luxus der Reinlichkeit, der dem armen, langfingerigen Bauersknecht entgegen tritt und deſſen Wohlthat er bald empfinden lernt, wenn ihm dieſe ungewohnte Sauberkeit vielleicht auch Anfangs mehr läſtig als angenehm iſt. Gegen den Schweineſtall, in welchem er

ſonſt zu wohnen pflegte, iſt die Zelle ein Putzzimmer; das Bette gegen ſeinen halbfaulen Strohſack oder den Heuboden ein üppiges Lager und der Luxus reiner Wäſche wird von ihm mit beſonderem Wohlbehagen bemerkt; das grobe Leinen derſelben fällt ihm als fein auf und daſſelbe gilt von der Kleidung. Im Beſitz eines Taſchentuchs iſt er ſtolz und trägt es förmlich kokett in der Hand, wie ich oft geſehen habe. Die Nahrung, die er erhält, iſt allerdings zu dürftig, beſonders unter dem Einfluß der Luftheizung; allein das Eſſen iſt beſſer bereitet, als er es gewohnt war und vor allen Dingen: — „ſein Brod wird ihm gegeben, ſein Waſſer hat er gewiß", er braucht darum nicht in Sorge zu ſein. Ebenſo iſt es mit ſeiner Arbeit; ſie wird ihm nebſt allem Material in die Zelle getragen. Fehlt ihm etwas, ſo braucht er nur zu ſchellen, wie ein großer Herr, und es wird ihm gebracht. Genug, ſeine materielle Lage entzückt den armen Menſchen, den nicht Verderbtheit, ſondern — nur zu häufig — äußerſte Noth zum Verbrechen brachte; er wird innerlich zufrieden, arbeitet fleißig und beklagt höchſtens, daß ſeine arme Frau und ſeine Kinder es nicht ebenſo gut haben wie er. —

Außerdem erhält der Sträfling Gelegenheit, umſonſt ein Handwerk, oder gar mehrere zu lernen, was ihm in der Freiheit nicht möglich war. Er hatte vielleicht den Drang, ſeine Kenntniſſe zu vermehren; allein die Sorge für das tägliche Brod ließ ihn nicht dazu kommen; im Zuchthauſe muß er die Schule beſuchen. Sein Verbrechen iſt daher in vielen Fällen ſein Glück.

Beträgt er ſich ordentlich, ſo iſt ſeine Lage im Hauſe mit keiner beſonderen Kränkung und Demüthigung verknüpft. Die Vorgeſetzten und ſelbſt die Aufſeher ſtehen meiſtens in

geſellſchaftlicher und anderer Hinſicht über ihm, wenn ſie auch vielleicht ebenfalls aus dem letzten Stande hervorgingen; jedenfalls haben ſie die Superiorität eines rechtlichen Lebens und Charakters, welche ihnen eben den Vorzug der Anſtellung bei der Anſtalt verſchaffte. Der Verbrecher wird ſich alſo dadurch nicht gedemüthigt fühlen, wenn dieſe Männer ihm Befehle geben, oder ihn zurechtweiſen; ein Lob und ein Zeichen von Vertrauen wird ihm ſchmeicheln.

Ganz anders trifft dieſe Strafe den Gebildeten, beſonders aus den höheren Klaſſen der Geſellſchaft, der ein Verbrechen beging. Allerdings hat es etwas für ſich, zu ſagen, daß er eine härtere Strafe verdiene, weil er trotz ſeiner Bildung ein gemeines Verbrechen beging; allein andererſeits darf man auch nicht wieder vergeſſen, daß eben durch dieſe Bildung und höhere Lebensſtellung Verſuchungen geſchaffen werden, die der gemeine Mann nicht kennt. Jedenfalls halte ich es für ſehr hart, daß ſolche Verbrecher ſo unendlich viel härter beſtraft werden, als es eigentlich in der Abſicht des Geſetzes liegt.

Gewöhnt an den Luxus einer comfortabeln Wohnung und an die tauſend Bedürfniſſe des eleganten Lebens, deren Nothwendigkeit man erſt recht kennen lernt, wenn man ſie plötzlich entbehren muß, wird ihm die Zelle mit Allem was ſie enthält, ein gräßlicher Aufenthalt ſein. Alles, was den gewöhnlichen Verbrecher angenehm berührt, weil es ſeinen gewöhnlichen Zuſtand verbeſſert, wird ihm die entgegengeſetzte Empfindung bereiten. Das Tragen einer entſtellenden groben Kleidung mit der daran befindlichen Nummer, das Trinken aus einem Kruge, das Eſſen aus grober Schüſſel auf bloßem Tiſch und ohne Gabel, das gezwungene Abſcheeren des Haares und Bartes, die gemeine und unzureichende Nah-

rung, die Entbehrung aller gewohnten Genüsse wie Kaffee, Zucker, Thee, Wein, Butter, Bier, Taback ꝛc. ꝛc. — Alles das bildet eine große Summe von kleinen Entbehrungen, die fortwährend irritirend auf den schon durch die Veränderung der Lage und die Einsamkeit erschütterten Geist wirken, dem ebenso wie dem Körper — ja mehr noch — jedes gewohnte Bedürfniß entzogen ist. Selbst die Arbeit, die dem gemeinen Verbrecher theils eine gewohnte ist, theils ihn sogar geistig aufrichtet und seiner Eitelkeit schmeichelt, indem er durch die Art derselben nach seiner Ansicht an Vornehmheit steigt — ein Gefühl, welches der Tagelöhner, der Schreiner oder Drechsler wird, gewiß empfindet — wird den gebildeten Mann aus der höheren Gesellschaft herabdrücken, eine Art Entwürdigung scheinen, um so mehr als sie seinen geistigen Fähigkeiten durchaus nicht angemessen ist. Am schlimmsten ist es, wenn diese Arbeit nicht eine rein mechanische, sondern eine solche ist, welche eine gewisse Aufmerksamkeit verlangt und verhindert, daß man ungestört dem Gang seiner Gedanken folge. An mechanischen Beschäftigungen, ich weiß es wohl, erfreuen sich oft die erhabensten Geister; allein es ist ein großer Unterschied, ob diese blos als Unterhaltung oder als alleinige Arbeit, gewissermaßen als Lebenszweck betrieben werden; im letzteren Falle werden sie eine Qual.

Auch das Verhältniß zu den Beamten ist ein durchaus anderes und es ist keine kleine Aufgabe, ohne Gemüthsbewegung den launenhaften Weisungen eines vielleicht böswilligen Aufsehers zu folgen, oder noch schlimmer irgend eines unbedeutenden, dünkelhaften Beamten, mit dem man sonst nicht einmal in gesellschaftliche Berührung kommen konnte. Daß die „Beamten und Angestellten“ in Bruchsal sehr brave, achtungswerthe und meist auch gefühlvolle Menschen sind,

kann hierbei nicht in Betracht kommen, denn es ist ein Zufall, und manche von ihnen könnten ja ebenso so gut das Gegentheil sein, wie es früher hin und wieder der Fall war.

Selbst die Trennung von der Familie lastet unendlich drückender auf dem gebildeten Sträfling. Meistens ist die Entfernung des gemeinen Verbrechers von seiner Familie mehr eine Erleichterung für dieselbe, da Taugenichtse sich häufiger von der Arbeit ihrer Frau und Kinder ernähren lassen, als daß sie diesen eine Stütze sind. Die Frau eines gebildeten Verbrechers, aus den höheren Ständen besonders, ist, wenn sie kein Vermögen hat, häufig sehr schlimm daran, da sie doch nur in seltenen Fällen im Stande sein wird, für sich und ihre Familie den Lebensunterhalt zu erwerben. Ganz besonders schmerzlich ist es aber, daß selbst der briefliche Verkehr einer Controle unterworfen ist; wer vermag es über sich zu gewinnen, sein Innerstes vor gleichgültigen, nicht selten wenig zartfühlenden Personen bloszulegen? Und doch zwingt die Nothwendigkeit dazu, wenn das Band, welches den Gefangenen mit der Familie verbindet, nicht im Lauf der Jahre gelockert und vielleicht dadurch großes Elend über dieselbe gebracht werden soll. Die Nothwendigkeit solcher Controle will ich nicht ableugnen; allein es dürfte hinreichend sein, wenn diese schonend ausgeübt würde. Was „bedenklich und unschicklich" ist, kann ein Beamter beurtheilen. Es ist hin und wieder im Zuchthause vorgekommen, daß Briefe von politischen Gefangenen neugierigen Personen, die kein Recht dazu hatten, mitgetheilt wurden, oder daß ihr Inhalt das Thema zu Casinogeschwätz gab.

Auch von Gefangenen dieser Klasse erträgt der Eine die Einsamkeit verhältnißmäßig leicht, der Andere geht dabei ganz oder doch beinahe zu Grunde; das Alles hängt von der Individualität ab.

Dieſe Individualität iſt es, welche durchaus bei der Einzelhaft mehr berückſichtigt werden muß, wenn dieſes Haftſyſtem nicht all die Befürchtungen rechtfertigen und die Vorwürfe, die man ihm macht, verdienen ſoll. Hier wird vorzüglich der Geiſt beſtraft und dieſer fügt ſich nicht in jede Schablone, die irgend ein Miniſterialrath erfindet; es muß daher dem Direktor einer ſolchen Anſtalt ein weiter Spielraum in der Behandlung der Gefangenen gelaſſen ſein. Ein Miniſterialrath, der alle drei Monate auf einige Stunden die Anſtalt beſucht, kann die Leiden und Bedürfniſſe der Gefangenen, die ſie vielleicht ſelbſt nicht verſtehen, nicht kennen lernen; er muß ſein Urtheil dem des Direktors unterordnen. Wählt einen ſanften, charakterfeſten, klugen, menſchenfreundlichen Mann zum Direktor, dem vertraut und laßt die Miniſterialnaſe ſo weit als möglich davon. —

Wenn ich nun Alles in dieſem Capitel Geſagte zuſammenfaſſe und in Bezug auf die Einzelhaft ein Reſultat daraus ziehe, ſo würde mein Urtheil über dieſelbe Folgendes ſein: Die Einzelhaft für den gemeinen Verbrecher iſt eine harte Strafe und Gefahr für den Geiſt unter allen Umſtänden vorhanden, daher die alleräußerſte und ſorgfältigſte Ueberwachung und Beobachtung deſſelben nöthig; wenn man dieſe Strafe jedoch in einer Weiſe anwendet, daß dabei die Geſundheit des Verbrechers weder geiſtig noch körperlich mehr als bei irgend einer andern Strafweiſe gefährdet wird, ſo iſt ſie ſowohl für den Verbrecher wie für den Staat die vorzüglichſte.

Die Bedingen, die ich hier fordere, ſind nicht ſchwer zu erreichen, dadurch daß man

1) die baulichen Mängel vermeidet, die ich an der Bruchſaler Anſtalt rügte;

2) daran feſt hält, daß es ſich nur um eine Unterdrückung des freien Verkehrs zwiſchen den Verbrechern handelt, um Verſchlechterung zu vermeiden, und daß man nicht durch hartnäckige Principreiterei das Loos der Gefangenen, mehr als zur Erreichung dieſes Zweckes nöthig iſt, erſchwert;

3) daß man die Einzelhaft nicht über vier Jahr ausdehnt;

4) daß man die Gefangenen genügender ernährt als es in Bruchſal der Fall iſt und daß man

5) dem Direktor geſtattet, in der Behandlung zu individualiſiren und nach ſeinem Ermeſſen von der Hausordnung abzugehen;

6) daß man keine pietiſtiſchen Geiſtlichen anſtellt und dieſen überhaupt dringend anräth, ihren Feuereifer zu mäßigen;

7) daß man den Gang der Behandlung des Verbrechers nicht durch unzweckmäßige Urtheilsverſchärfungen vermittelſt Hungerkoſt und Dunkelarreſt ſtört und endlich

8) daß man ſehr ſorgſam in der Wahl der Beamten und Angeſtellten iſt und nicht dem Erſten, der eine Stelle braucht, eine ſolche im Zellengefängniß giebt, wo andere Eigenſchaften gefordert werden, als ſolche, welche ein Miniſter von einem „geheimen Agenten“ oder gewöhnlichen Polizeidiener verlangt. —

Wenn meine Bemerkungen über das Syſtem der Einzelhaft nur oberflächlich erſcheinen, ſo ſuche man den Grund davon nicht darin, daß ich nichts Weiteres darüber zu ſagen wüßte. Die Menge der darüber erſchienenen Bücher würde mir Anhaltepunkte genug bieten, eine weitläufige und gründliche Abhandlung über den Gegenſtand zu liefern; allein ſie würde doch immer nur einen ſubjectiven Werth und keinen

größeren Nutzen haben, als irgend eins der anderen Bücher. Nur über Das, was ich selbst empfand, kann ich mit Bestimmtheit behaupten, besser unterrichtet zu sein als Andere, und indem ich den Leser damit bekannt mache, überlasse ich es ihm, sich selbst ein Urtheil zu bilden. Dieser Weg scheint mir zweckmäßiger; denn jeder Leser weiß am besten, in welchen Punkten sich unsere Charaktere berühren und dies bietet ihm einen ungefähren Maßstab für die Wirkung, welche die Zellenhaft auf ihn haben würde.

Wie verschieden die Ansichten über dieselben Gegenstände sein können, wird man recht gewahr werden, wenn man das 133 weitläufige Paragraphen und 229 Seiten enthaltende Buch des Pfarrers Schlatter liest und dasselbe mit dem Inhalt dieses Capitels vergleicht.*) Ich kenne den Verfasser nicht persönlich und weiß nur, daß er ehemals Pfarrer und während der Revolution Mitglied der constituirenden Versammlung war. Sein Name hatte schon von früher her einen sehr guten Klang im Lande, und ich hörte stets als von einem höchst achtungswerthen Mann von ihm reden.

Sein Buch ist mit großer Weitläufigkeit und Sorgfalt ausgeführt und sehr lesenswerth; doch darf man dabei nicht vergessen, daß Schlatter, der Vater einer sehr zahlreichen Familie, in Baden lebte, als er das Buch dort drucken ließ. Dieser Umstand und das Bestreben, „einzelnen Personen nicht zu nahe zu treten“ und andererseits empfangene Freundlichkeit anzuerkennen, machen ein sehr mildes Auftreten, ein

*) Das **System der Einzelhaft**, in besonderer Beziehung auf die neue Strafanstalt in Bruchsal. — Stimme eines Gefangenen über **Zuchthäuser**. Von Georg Friedrich Schlatter. Mannheim, Selbst-Verlag des Verfassers. 1856.

Abdämpfen der Urtheile und hin und wieder ein Verſchweigen mißliebiger Dinge um ſo mehr nothwendig, als die Empfindlichkeit in Baden ganz außerordentlich groß iſt und jedes Abweichen von der Meinung der Regierungsbeamten dieſen ſchon förmlich ein Fieber zuzieht. Hat doch ſogar dieſes ſo außerordentlich milde Buch, welches faſt in allen Punkten zu Gunſten der Regierungsanſicht auftritt, dennoch an vielen Stellen großes Mißfallen erregt.

Siebenzehntes Capitel.

Der Director. — Der Arzt. — Mein Aufseher. — Ich lerne eine andere Art zu spinnen. — Besuch von Mutter, Frau und Schwester. — Begünstigungen. — Correspondenz mit der Außenwelt. — Fluchtpläne. — Die Erinnerungsblätter. — Besuch einer Freundin. — Mißstimmung gegen den Doctor. — Der Herr Ministerialrath von Jagemann. — Meine Erinnerungsblätter im Morgenblatt. — Käthchen Zöller von Bruchsal. — Hauptmann Stöck entflieht. — Folgen für uns. — Auswanderungsgerüchte. — Abermals Jagemann — Oel gegen den Ernst des Orts. — Hunger. — Wirkungen. — Käthchen mein Rabe. — Citronensaft — Der Fluchtplan rückt vor. — Aus dem Tagebuche meiner Frau. — Ihr Abenteuer mit den Preußen. — Ich bitte auswandern zu dürfen. — Soldatenarroganz. — Ein Gefangener ermordet. — Der Pascha von Bruchsal. — Gefangene geprügelt. — Der Director protestirt und wird fortgeschickt. — Der neue Oberaufseher. — Fluchtpläne. — Das zweite Abenteuer meiner Frau. — Der alte Oberaufseher, der ein E—h—renmann war. — Donnerschlag. — Das arme Käthchen. — Brief von ihr.

Nachdem ich im vorigen Capitel den Leser mit meinem neuen Gefängniß und dessen Einrichtungen bekannt gemacht habe, kann ich in der Erzählung meiner persönlichen Erlebnisse und Wahrnehmungen fortfahren. Das Leben bietet für die meisten Menschen mehr Trübes und Gleichgültiges, als Freudiges und es würde oft eine kaum zu tragende Last sein, wenn nicht der Himmel es so eingerichtet hätte, daß unser Gedächtniß für Kummer und Freude ein durchaus verschiedenes ist. Ist eine kummervolle Zeit vorüber, so verschwindet sie bald aus dem Gedächtniß.

Ich ſchrieb dies 1856.

Ich bin jetzt ſeit Jahren der Freiheit wiedergegeben und wenn ich auch überall auf die Folgen meiner ſechsjährigen, einſamen Gefangenſchaft ſtoße, ſo wird es mir doch ſchwer, mich in die Stimmung zurückzuverſetzen, in welcher ich mich zu den verſchiedenen Zeiten meiner Gefangenſchaft befand. Glücklicherweiſe habe ich ſämmtliche Briefe, die ich vom Gefängniß aus an meine Frau ſchrieb, und wenn dieſelben auch ſtets die Cenſur paſſiren mußten, ſo kehrte ich mich nur in äußerlichen Dingen an dieſelbe. Ich würde es für das Beſte halten, am Ende des Buches Auszüge aus dieſen Briefen zu geben, die vor ausgeführten Schilderungen trotz ihrer Abgeriſſenheit den Vorzug haben, daß ſie gleichſam ein Daguerreotyp des Seelenzuſtandes ſind, in welchem ſie geſchrieben wurden, und werde es auch thun, wenn das Werk dadurch nicht zu ſehr ausgedehnt wird.

Als ich von meiner Betäubung erwachend aufſah, erblickte ich einen Mann, der in die Zelle getreten war, ohne daß ich es bemerkt hatte. „Sind Sie der Director?“ fragte ich. Der Mann bejahte es durch eine Geberde und fuhr fort, mich ſchweigend zu betrachten. Sein Aeußeres erſchien mir weder abſtoßend, noch einnehmend. Ich fragte ihn, ob ich gezwungen ſei, eine ſolche Verwandelung des Urtheils anzunehmen; ob es mir nicht freigeſtellt bleibe, die Vollziehung des Todesurtheils zu verlangen? — Er zuckte mit den Achſeln und meinte, daß ein ſolches Geſuch nicht bewilligt werden würde.

Der damalige Direktor hieß Dr. Dietz. Er hatte längere Zeit einem gemeinſchaftlichen Zuchthaus vorgeſtanden und differirte in mancher Hinſicht in ſeinen Anſichten über die Einzelhaft mit dem Miniſterialrath von Jagemann, der überhaupt von manchem der Beamten für einen Narren gehalten

wurde. Das Geſicht des Direktors — eines blonden, unterſetzten Mannes — war bei dieſem erſten Beſuch ſehr ernſt, faſt finſter und erſchien noch mehr ſo durch eine Eigenthümlichkeit ſeiner grauen Augen, deren Pupille ſich ſternförmig zuſammenzog, wenn er in Gedanken auf einen Punkt ſtarrte.

Nicht lange nach dem Direktor erſchien der Hausarzt, Herr Fueßlin. Ein Mann in den Dreißigern mit glattem, braunblondem Haar, rundem Geſicht, kleinen Augen, rothem Schnurrbart und dem Weſen eines Officiers; aber freundlich und gutmeinend. Großer Schmerz äußert ſich tragiſch ſelbſt in den Gedanken und die leichte Art, mit welcher der Doctor bei mir auftrat, verletzte mein Gefühl und ſeine vertrauliche Weiſe meinen Stolz, der nie argwöhniſcher iſt, als in der Erniedrigung. Vor mir ſtehend, behielt er die Mütze auf dem Kopf, während ich unbedeckt war; das betrachtete ich in „meinem Zimmer“ als eine Geringſchätzung, obwohl es nur Gebrauch im Hauſe war. Der Direktor ſowohl wie der Geiſtliche behielten indeſſen niemals den Hut auf. — Sehr verletzend iſt es auch, wenn Jemand das Unglück, von dem man niedergedrückt wird, als eine Kleinigkeit darſtellt und geringſchätzig behandelt. Das that der Doctor, wahrſcheinlich nur um mich zu tröſten. „Oh“, ſagte er, „ich habe hier Gefangene geſehn, die Anfangs die Wände hinauf krabbeln wollten, und die nach einigen Wochen ganz glücklich und zufrieden waren. Sie werden wahrſcheinlich blind werden; allein das hat ganz und gar nichts zu ſagen, es geht bald wieder vorüber.

Mein Aufſeher verſtand meine Stimmung beſſer; es war eine freundliche Rückſicht des Direktors, daß er mich zu dieſem Aufſeher gab, welcher der beſte und geachtetſte im Hauſe war. Er war Oberfeldwebel geweſen und hatte den

Aufſeherpoſten nur angenommen, um für den Augenblick ein Unterkommen zu haben, und weil ihm die Stelle als Oberaufſeher verſprochen war, die vorausſichtlich bald erledigt werden mußte. Als der Mann in meine Zelle trat, war er bis zu Thränen bewegt und konnte kaum reden, und als er mir Unterricht im — Spinnen an einem kleinen gewöhnlichen Spinnrocken ertheilte, färbte die Scham, welche andere Leute hätten empfinden ſollen, ſeine Wange. — Ja, ich mußte ſpinnen. — Der Faden, den ich producirte, war nicht eben fein; allein er war ſtark genug, dem Wunſch zu genügen, den ich hinein drehte.

Am Tage nach meiner Ankunft im Zellengefängniß wurde ich in das Zimmer des Oberaufſehers beſchieden; ich fand hier meine Mutter, meine Frau und noch eine Dame, die ich nicht kannte; es war meine Schweſter, die ich ſeit ſieben und zwanzig Jahren nicht geſehen, die ich als junge Mutter verlaſſen hatte und die unterdeſſen längſt Großmutter geworden war. Sie kam von der ruſſiſchen Grenze, wo ſie wohnte, — um mich im Zuchthaus zu beſuchen. Still weinend küßte ſie meine Hand, während meine ſtolze Mutter, vor Aufregung zitternd, mich in ihre Arme ſchloß. Am meiſten rührte mich das kummervolle Geſicht meiner armen Frau, die mit gefaltenen Händen mich von ferne betrachtete; ſie hatte mich noch nicht in der Sklaventracht geſehen. — Meine Mutter ſah ich hier zum letzten Male. —

Der Aufſichtsrath, unter welchem das Zellengefängniß ſtand, war beinahe aus denſelben Perſonen zuſammengeſetzt, welche den politiſchen Gefangenen im alten Zuchthauſe mancherlei kleine Begünſtigungen bewilligt hatten und der Direktor machte demſelben in Bezug auf mich einige Vorſchläge, von denen jedoch nur wenige bewilligt wurden, nämlich: das

Tragen eigener, wollener Unterkleider; das Selbstrasiren; der Besitz und das Aufhängen von Porträts und anderer nicht an sich anstößiger Bilder; der Besitz von Blumen in Töpfen und Bouquets und — das Malen in Oel in meinen freien Stunden.

Blumen hatte mir meine Frau mitgebracht und meine Farben erhielt ich bald. Das Malen interessirte mich so sehr, daß die Tage mit außerordentlicher Geschwindigkeit vergingen und ich fast heiter wurde, zum großen Erstaunen meines Aufsehers. Ich malte meine Zelle und mich selbst darin stehend mit untergeschlagenen Armen und die Maskenmütze auf dem Kopfe. Dies Bild mißfiel dem Doctor ausnehmend und er alarmirte sich bei dem Gedanken, welchen Eindruck es machen würde, wenn ich es nach Hause schickte.

Von einem Aufseher des alten Zuchthauses hatte ich den Namen eines andern im neuen erfahren, der geneigt sein würde, alle meine Aufträge zu erfüllen. Eine Mappe mit Papiere, die ich in das Haus mitgebracht, hatte man mir gelassen; dadurch war ich im Stande, mit meiner Frau und meinen Freunden zu korrespondiren, was meistens in einer Chiffreschrift geschah. Briefe an mich unter der Adresse: An den Shuhmachermeister Otto Schulze, die in ein anderes Couvert geschlagen waren, wurden mir durch die vertrauten Aufseher gebracht, welche sich sehr über die Adresse amüsirten und stets an meiner Zellenthür fragten: „Wohnt hier der Schuhmachermeister Schulze?“ — Dergleichen Defraudationen waren zwar strenge verboten worden; das war eigentlich immer der Fall gewesen, doch hatte man es früher damit nicht genau genommen, und man kann es den Aufsehern nicht so hoch anrechnen, wenn sie nicht einsehen, daß politische Verbrecher, die sie selbst gar nicht für Verbrecher hielten, strenger behandelt werden müssen, als Diebe und Mörder.

Ueberhaupt war die allgemeine Stimme gegen das mit uns beliebte Verfahren und Niemand glaubte, daß wir länger im Zuchthause bleiben würden, als bis zum Ende des Kriegszustandes, welches nahe bevorstehen sollte. Man sprach von der Absicht, uns in einen andern Welttheil zu senden, und sagte mir später, daß zu diesem Ende mit der holländischen Regierung Unterhandlungen angeknüpft worden wären, die sich aber zerschlagen hätten, wahrscheinlich weil die Holländer auf deutsche Seelenverkäuferei nicht eingingen, oder sich nicht zu Henkersknechten hergeben wollten.

Es liegt nicht in meiner Natur, unfruchtbarer Betrübniß lange Zeit einzuräumen. Ich hatte mich von dem erhaltenen Schlag schnell wieder aufgerichtet und war entschlossen — zu fliehen. Alle Bedenken, die sich früher einer Flucht entgegengestellt hatten, verschwanden vor der unwürdigen Lage, in der ich mich befand. Wurde ich von Außen unterstützt, so war unter den damaligen Verhältnissen die Flucht ein Kinderspiel. Nur meine Zellenthür und die äußere Mauer trennten mich von der Freiheit; denn die nach dem Hofe führenden Thüren wurden damals nie verschlossen, selbst nicht während der Nacht. Das Geländer neben dem Rondengang auf der Umfassungsmauer war noch nicht vorhanden, und der Hof wurde nur von zwei Posten bewacht, welche, besonders Nachts, meistens plaudernd am Eingange beisammen standen. Machten sie wirklich einmal die Runde, so war es leicht, verborgen hinter dem Brennholz, sie vorüber gehen zu lassen. Wurde von der Außenseite ein Seil über die Mauer geworfen, so war es eine Kleinigkeit für mich, darüber hinweg zu kommen. Es handelte sich also nur darum, die Zellenthür zu öffnen, und dazu mußte ein Aufseher bestochen werden. Ich machte Zweien das Anerbieten; sie hatten sehr große Lust, einige hundert Gulden, die

ich ihnen anbot, zu verdienen; allein das Standgericht ſchreckte ſie und ſie waren zu feige.

Während ich dieſe Dinge verhandelte, war ich eifrig damit beſchäftigt, ein Manuſcript zu vollenden, welches ich bereits in den Kaſematten begonnen und im alten Zuchthauſe fortgeſetzt hatte. Es waren dies „Erinnerungsblätter aus Raſtatt“, an deren Veröffentlichung mir deshalb ſehr viel lag, weil ich erfahren hatte, auf welche ſchmähliche Weiſe ich von den Demokraten verläumdet wurde.

Nach etwa zehn Tagen wurde ich in die erſte, neben der Aufſeherzelle gelegene Zelle verſetzt, die dicht an der Treppe liegt, was für meine beabſichtigte Flucht ſehr günſtig war. Ueberdies gewann ich bei dem Tauſch, denn die neue Zelle war bei Weitem freundlicher. Am meiſten quälte mich der Hunger; denn die Zuchthauskoſt war für mich faſt ungenießbar, und ich hatte nur ſehr wenig Geld, die Aufſeher zu beſtechen, die mit jedem Tage gieriger wurden. Geld, welches mir meine Frau in heimliche Briefe legte, wurde von ihnen ohne Umſtände herausgenommen. Ueberdies hatte meine Frau ſelbſt nicht viel, da die Reiſen u. ſ. w., welche ſie in meinem Intereſſe gethan, ihre Kaſſe ziemlich erſchöpft hatten.

Am 13. October erhielt ich abermals einen Beſuch von meiner lieben Freundin, Frau Louiſe Trendelenburg, von der in dem Buche von Ludwig Simon die Rede, und welche nun ſeit mehreren Jahren die Gattin des letzten Präſidenten des Frankfurter Parlamentes, Dr. Löwe, iſt. Ich hatte ſie und ihren erſten Mann während meines letzten Aufenthaltes in Berlin kennen gelernt. Als ich mit dem Letztern, Anfang Februar 1849 einen Stabsarzt in der Charité beſuchte, erkrankte Herr Trendelenburg, ſo daß er nicht nach Hauſe zurückkehren konnte. Am anderen Morgen

ward er in seine Wohnung getragen und starb an demselben Abend in meinen Armen an einem sehr seltenen Zufall: einer Darmverschlingung. Dieser Todesfall traf die junge, zweiundzwanzigjährige Frau äußerst hart. Meine Frau und ich hatten Gelegenheit, ihr in dieser Zeit einige Dienste zu leisten, welche sie höher schätzte, als sie es verdienten, und durch welche ich mir ihre Freundschaft und unbedingtes Vertrauen erwarb.

Nach meiner Abreise nach Baden hatte die junge Wittwe, welche eine eifrige Demokratin war, Gelegenheit gehabt, einem von der Regierung Verfolgten, Herrn von Rappardt, zur Flucht behülflich zu sein. Dieser war glücklich nach der Schweiz entkommen und ging damit um, ein mikroskopisches Institut zu gründen, durch welches er auch seiner Retterin eine Existenz bieten konnte, die durch den plötzlichen Tod ihres Mannes und gerichtliche Weitläufigkeiten unsicher geworden war. Auf ihrer Reise wollte sie mich besuchen; da ich jedoch schon einen Besuch im Monat gehabt hatte, so schlug man es ihr rund ab, mich sehen zu dürfen. Nach vielen Bitten und großer Mühe erhielt sie durch den Director, der die Verantwortlichkeit der Ueberschreitung der Hausordnung auf sich nahm, die Erlaubniß, und ich sprach sie im Zimmer des Oberaufsehers, der so artig war, sie auch in meine Zelle zu führen, während welcher Zeit ich in eine andere gesperrt wurde.

Die Dame hat den Besuch in einem Briefe an Heinrich Simon geschildert, welcher ihn in der National-Zeitung abdrucken ließ.

Dieser Besuch meiner theuern Freundin wurde die Ursache, daß das Mißfallen an den Doctor in eine gründliche Aversion verwandelt wurde. Dieser kam nämlich am andern Morgen eilig zu mir und sagte mit lachendem Munde und

zwinkernden Augen, daß er „das Mädchen“ kenne, welches mich gestern besucht habe. Auf meine kühle Entgegnung, daß er sich irre, da die Dame direct von Berlin komme und noch niemals in Baden gewesen, widersprach er mir, behauptete ich sage nicht die Wahrheit und fügte hinzu, daß auch Andere sie kennten, indem sie während der Revolution mit mehreren Officieren einen Abend zugebracht habe! — Ich antwortete ihm, daß ich mich nicht von leichten Damen besuchen ließe, welche mit Officieren die Abende zubrächten, und daß ich mir dergleichen Behauptungen sehr ernstlich verbitten müsse. Auch der Director und die andern Beamten glaubten dem Geschwätz des Doctors und ich ärgerte mich sehr, obwohl ich durch einen im alten Zuchthaus erhaltenen Brief, die Unwahrheit dieses einfältigen und unschicklichen Geschwätzes beweisen konnte. — Der Doctor wollte sich auf einen freundlichen Fuß der Gleichheit mit mir und anderen politischen Gefangenen setzen; verfehlte aber — ohne irgend eine böse Absicht — damals den Ton — und ich war reizbar und verletzt.

Dazu kam noch, daß ich dem Doctor mißtraute und ihn gleich nach den ersten vierzehn Tagen in Verdacht hatte, daß er danach strebe, den Dr. Dietz von seiner Stelle zu verdrängen, um selbst Director des Zellengefängnisses zu werden. Es ist möglich, daß ich darin sehr Unrecht habe; allein ich glaubte es damals, indem ich aus des Doctors Aeußerungen und Handlungen schloß. Er war ein Enthusiast für das Zellengefängniß und ging auf die Ideen des Herrn von Jagemann ein, der bei Dietz nicht diese Bereitwilligkeit fand; außerdem hielt er es mit den Preußen, welche der Director gleichfalls nicht liebte. Ich erwähne diese Umstände, weil sie auf meine Gefangenschaft später Einfluß hatten.

Eines Nachmittags, als ich eben an meinen „Erinnerungsblättern“ schrieb, öffnete sich die Zellenthür und ohne von mir Notiz zu nehmen trat ein dürres Männchen herein, mit einem Gesicht wie eine getrocknete Mirabelle, fuhr aus einer Ecke der Zelle in die andere, kauerte sich vor meinem Eckschrank nieder, warf eine Schüssel mit Putzpulver um, die dort noch vom vorigen Zellenbewohner stand, riß einen kleinen Zweig weg, den ich als Rest der mir gebrachten Blumen an die Heizöffnung gesteckt hatte, zeigte auf meine Papierblätter und sagte: „Schreiberei?“ — Mit Mühe das Lachen über den possirlichen Knirps verbeißend antwortete ich bestätigend: „Schreiberei.“ — „Für die Schule?“ — „Für mich.“ — Knirps schlängelte sich zur Thür hinaus. Ich hielt ihn für den Bauaufseher, von dessen Anstellung man sprach, der die Luftheizungsapparate untersuchte und erstaunte nicht wenig, als mein Aufseher mit feierlichem Gesicht hereintrat und mich fragte, was der „Herr Ministerialrath“ gesagt habe! — Es war unser höchster Vorgesetzter, der berühmte Erfinder des eisernen Nachttopfes, Herr Ministerialrath von Jagemann!

Der Director hatte mir allerdings in den nächsten Tagen den Besuch dieses gefürchteten Mannes angekündigt — gefürchtet, weil er sich nicht scheute selbst in den Taschen der Sträflinge nach verbotenen Schnupftaback zu visitiren — und mir gerathen, ihn um einige Dinge zu bitten, die ich besonders wünschte und welche der Director nicht gewähren konnte. Ich hatte mir auch wirklich Einiges notirt und bat daher meinen Aufseher, den Ministerialrath zu ersuchen, noch ein Mal zu mir zu kommen; ich hätte ihn nicht gekannt.

Herr von Jagemann war es mit mir ebenso gegangen und er schalt den Aufseher, weil er ihn nicht davon in Kenntniß gesetzt habe, daß ich in der Zelle sei. Der Aufseher öffnete die Thür; ich hörte Jagemann kommen und mußte

lachen, als ich ihn einen Augenblick auf dem Gange ſtehen bleiben ſah, um mir zu Ehren einen halb zerriſſenen Glacé-handſchuh anzuziehen.

Man ſagte dem Miniſterialrath nach, daß er mit der proviſoriſchen Regierung kokettirt und auf eine hohe Stelle ſpeculirt habe und daß es ihm nur mit Mühe und Noth gelungen ſei, nach Wiederherſtellung der alten Herrlichkeit, ſeinen früheren Poſten und vom Großherzoge Verzeihung zu erhalten. Manche Perſonen, die ihm näher ſtanden, lobten ihn ſehr; Andere nannten ihn falſch und Viele einen Narren; mir ſchien er von all dieſem etwas.

Noch nicht in den Geiſt der Hausordnung eingedrungen, ſtellte ich an Herrn von Jagemann völlig unerhörte Anſinnen. Da ich in der Zelle entſetzlich fror und durch Erkältung lange Jahre an der Gicht gelitten hatte, ſo bat ich unter Anderm um die Erlaubniß, einen Schlafpelz tragen zu dürfen, was mit Entſetzen zurückgewieſen wurde. Ich hatte auch um Erlaubniß gebeten, mir eine Lampe kommen laſſen zu dürfen; denn damals brannte man noch ganz gewöhnlich conſtruirte, blecherne Küchenlampen, die mir äußerſt verhaßt waren; auch dieſe Bitte konnte der Miniſterialrath nicht aus eigener Machtvollkommenheit bewilligen, notirte ſie ſich aber, um ſie in der Sitzung dem Miniſterium vorzutragen!! — Die Bitte wurde bewilligt.

Meine Frau, welcher der Gedanke mich in einem ſo elenden Gefängniſſe zu wiſſen, über welches durch die Preſſe die grauenhafteſten Gerüchte verbreitet wurden, bei Tag und bei Nacht kein Ruhe ließ, entſchloß ſich, nach Carlsruhe zu reiſen, um einflußreiche Perſonen dafür zu gewinnen, mir wenigſtens einige Erleichterungen zu geſtatten und zu gleicher Zeit in Bruchſal das nun beendete Manuſcript in Empfang zu nehmen, welches ihr auch durch einen Aufſeher überliefert

wurde. Ich selbst schrieb anonym an die Cottasche Buchhandlung und theilte ihr mit, daß meine Frau im Besitz eines Manuscripts von mir sei, welches über die Belagerung und Uebergabe Rastatts das Nähere enthalte. Die Unterhandlungen über dieses Manuscript zogen sich bis in das nächste Jahr hinein und endlich brachte das Morgenblatt einige Auszüge.

Die Demokraten haben es mir zum Vorwurf gemacht, daß ich diesen Artikel im Morgenblatt abdrucken ließ. Ich arbeitete an diesem Journal seit vielen Jahren und war sehr froh, wenn meine Artikel aufgenommen wurden; außerdem wurde das Journal in der ganzen Welt gelesen und zahlte ein gutes Honorar, was meiner armen Frau sehr zu statten kam, da sie nicht wußte, wie sie die Ausgaben bestreiten sollte, welche meine Gefangenschaft verursachten. Ueberhaupt schien es mir eine Abgeschmacktheit, meine Theilnahme an einem schönwissenschaftlichen, gediegenen Blatte aufzugeben, weil derselbe Verleger zugleich Eigenthümer einer politischen Zeitung war, welche andere Ansichten als die der Demokraten verfocht.

Durch einen Aufseher erhielt ich einen Brief von einem andern Gefangenen, der in einem andern Flügel war; er deutete mir an, daß er sich in gewisser Hinsicht sehr gut befinde und wollte mich veranlassen, den Verwalter zu bitten, mich zu verlegen, damit ich dieselben Vortheile genießen könne. Da ich aber in dem Flügel, in welchem ich mich befand, meine Verbindungen hatte, die ich nicht aufgeben wollte und hoffte, meine Flucht möglich zu machen, zu welchem Zweck ein alter, nicht demokratischer Freund, meiner Frau einen Beitrag von dreihundert Gulden sandte, so bat ich einfach um Verlegung in den ersten Stock. Mein Aufseher wurde Oberaufseher, allein leider im alten Zuchthause; wenn ich ihm

auch keine Ungesetzlichkeiten zugemuthet hatte, so verlor ich ihn doch höchst ungern, da er ein sehr braver, theilnehmender Mann und gebildeter war, als die gewöhnlichen Aufseher, unter denen sich damals noch viele Leute befanden, die jenem Hause wenig Ehre machten.

Die Tochter eines Metzgermeisters in Bruchsal, Namens Käthchen Zöller, hatte schon in Rastatt den Kasemattengefangenen viel Gutes gethan und bestrebte sich nun auf alle Weise das Loos der Zellengefangenen zu erleichtern. Ihre Eltern hatten mehrere der Aufseher in Kost und durch diese correspondirte sie mit einer Menge politischer Gefangenen. Sie schrieb mir ebenfalls und bot ihre Dienste an, welche ich auch nach einigen Erkundigungen annahm, und um so lieber, als ich zur Ausführung meiner Fluchtpläne Verbindungen in der Stadt nöthig hatte.

Ein Vorfall erschwerte diese Verbindungen, wie überhaupt die Lage der politischen Gefangenen wesentlich. Hauptmann Stöck, der krank im alten Zuchthause zurückgeblieben war, — entfloh. Ich hatte mit ihm schon über diese Flucht gesprochen und wir würden sie wahrscheinlich gemeinschaftlich ausgeführt haben, wenn wir nicht getrennt worden wären. Einige Tage vor seiner Flucht erhielt ich von Stöck ein Briefchen, in welchem er jedoch von seinem Vorhaben vorsichtigerweiser nichts erwähnte. Die Flucht wurde mit Hülfe seiner ihn besuchenden Schwester ausgeführt, welche, wie behauptet, den Oberaufseher bestach, der abgesetzt wurde; er machte eben meinem Aufseher Platz.

Die Preußen, die sich gewissermaßen als Eroberer in Baden geberdeten, fanden sich zu scharfen Bemerkungen wegen dieser Flucht veranlaßt. Die Nase, welche die badische Regierung von ihren Rettern erhielt, ricochetirte zu Herrn von Jagemann und weiter bis in die untersten Regionen. Alle

den politiſchen Gefangenen geſtatteten Begünſtigungen wurden zurückgenommen und ſogar die Beſuche und die Correſpondenz mit ihren Familien für einige Zeit verboten. Am meiſten ſchmerzte es mich, daß mir auch meine Malgeräthſchaften abgenommen wurden; ich hatte nur vierzehn Tage lang das Vergnügen gehabt, mich ihrer bedienen zu dürfen. Das mißliebige, angefangene Oelgemälde, mich in der Zelle darſtellend, verſchwand und ich weiß nicht, wohin es gekommen iſt. Den Bleiſtiftentwurf hatte ich jedoch meiner Frau bei ihrem letzten Beſuch mitgegeben.

Auch für die Bewachung des Hauſes wurden nun ſorgfältigere Anordnungen getroffen; die nach dem Hof führenden Thüren wurden des Nachts geſchloſſen, die Zahl der Poſten im Hofe verdoppelt und mehrere verdächtige Aufſeher fortgeſchickt, da man bei politiſchen Gefangenen Briefe und Geld gefunden hatte.

Durch all dieſe Umſtände wurden meine Fluchtpläne modificirt; ich erſann einen neuen, der leicht auszuführen war, der aber wieder an der Entlaſſung eines der Aufſeher und an der Zaghaftigkeit eines andern ſcheiterte. Held war mit ſeiner Familie nach Frankfurt gezogen. Er kam nach Bruchſal, um mich zu beſuchen, konnte mich aber nicht ſprechen; jedoch führte ihn der Director im Hauſe umher und zeigte ihm alle Einrichtungen deſſelben. Was er dort ſah und meine geheimen Briefe, mit denen ich ihm auch eine Abſchrift der „Hausordnung“ ſchickte, gab ihm Stoff zu einer kleinen Broſchüre über das Zellengefängniß, auf deren Titelblatt ſich die Skizze befand, welche ich meiner Frau mitgegeben hatte. Sie erſchien jedoch erſt Anfang 1850.

Held war von Bruchſal nach Carlsruhe gegangen und hatte dort Herrn von Jagemann und andere Perſonen beſucht, aus deren Unterhaltung er entnahm, daß man uns im Früh-

jahr die Erlaubniß zum Auswandern nach Amerika zu ertheilen beabsichtige. Die Preußen wollten Held in Carlsruhe nicht leiden; er erhielt Befehl sogleich abzureisen und da er dies nicht mit dem nächsten Zuge that, so arretirte man ihn, und brachte ihn zunächst nach Heidelberg, wo er eine Nacht im Gefängniß schlief, und dann über die Grenze. —

Herr von Jagemann besuchte mich, wenn er nach Bruchsal kam, fast jedes Mal. Wir sprachen Mancherlei über die Einrichtungen im Gefängniß und auf meine Bemerkung, daß diese Gefangenschaft für Leute meiner Art unendlich viel härter sei, als für solche aus den untern Ständen, antwortete er spottend: „Was wollen Sie? Sie haben ja hier die Gleichheit, die Sie im Staat verlangen?“ Einst überraschte er mich, als ich eben berechnete, wie viel Nahrungsstoff die Ration eines Sträflings enthalte und wieviel das, was ich in meinem gewöhnlichen Leben in der Freiheit zu mir zu nehmen pflegte. Er wollte das Ungenügende der Nahrung nicht zugeben und machte geltend, daß berühmte Physiologen ihm gesagt hätten, wie der Mensch mit acht Loth Brod täglich bestehen könne, und erzählte mir einen Fall eines Gefangenen, der sich lange Zeit durch eine Schachtel Oblaten am Leben erhalten habe. Jagemann wollte mir das Oelmalen nicht wieder gestatten; doch hatte er nichts gegen Wasserfarben. Oelmalen, sagte er, sei gegen den „Ernst des Orts“. Es hieße im ganzen Lande: „Ja, Corvin hat es gut, der steht an seiner Staffelei und malt romantische Bilder.“ — Ich habe nie begreifen können, warum dem Ministerialrath das Oel spaßhafter als das Wasser vorkam. — In seinem Buche über die Einzelhaft redet er von den Zellenfenstern und bezeichnet die gewellten Scheiben derselben als ein „sinnverwirrendes Medium.“ Der Mann schien von Jugend auf mit großem Erfolge durch

ein ſolches „ſinnverwirrendes Medium“ in die Welt geſchaut zu haben!

Durch den häufigen Wechſel der Aufſeher und deren Spitzbüberei wurden meine Verbindungen nach Außen häufig unterbrochen. Was ich an Lebensmitteln erhielt war nur unbedeutend und es ging mir oft ganz erbärmlich, beſonders da ich die ſchweren Speiſen nicht vertragen konnte. Jeder Unbefangene bemerkte, wie ich zuſehens zuſammenfiel, ſo daß ſelbſt Angeſtellte davon betroffen und gerührt wurden. Einer derſelben, ein ſehr achtbarer Mann, der im Hauſe großes Zutrauen genoß, kam einſt zu mir und gab mir ein großes Stück in Papier gewickelte — Cervelatwurſt; „er hätte mein verhungertes Geſicht nicht länger ſo mit anſehen können.“

Einſt als ich die Treppe hinab in den Spazierhof ging, ſteckte mir der dort ſtehende Aufſeher ein Papier zu, in welchem ein großes Stück gekochter Schinken eingewickelt war. Ich ſteckte es eiligſt in meine Bruſttaſche, um es zu eſſen, wenn ich in meine Zelle zurückgekehrt ſein würde; aber dies Stück Schinken brannte mir faſt mehr auf dem Herzen, als irgend etwas, das ich je auf demſelben gehabt habe. Mein Mund wäſſerte gleich dem eines wohlgezogenen Hundes, dem man lange einen guten Biſſen vorhält, ohne ihm denſelben zu geben. Endlich beſiegte der Heißhunger jedes Schamgefühl und ſelbſt die Vorſicht; ich verbarg mich ſo gut es ging im Spazierhof und biß mit einer Gier in den Schinken, die jeder Beſtie Ehre gemacht haben würde!

Zu den Folgen des Hungers geſellten ſich noch die der baulichen Mängel des Hauſes und beſonders die entſetzliche Luftheizung, um meine Geſundheit zu erſchüttern. Ich litt unſäglich an Reißen im Kopf und in den Zähnen und befand mich in einem beſtändigen Fieber. Langes Haar gewohnt und nun à la galérien geſchoren, war mein Kopf gegen

den geringsten Zug empfindlich und selbst während der Nacht, im Bette, war man nicht davor sicher. Der Doctor kurirte meine Uebel durch Versprechungen und machte mich so ungeduldig, daß mir seine Nähe förmlich unerträglich wurde. Durch seine Anwesenheit wurden meine Nerven dermaßen gereizt, daß ich nur mit Mühe an mich hielt und, wenn er mich verlassen hatte, oft in einen Strom von Thränen ausbrach. Glücklicherweise für mich ward er selbst krank und während seiner langen Abwesenheit versah seine Functionen ein preußischer Bataillonsarzt, der sich nicht genug über die schlechten und knauserigen Einrichtungen einer äußerlich so prunkhaften Anstalt wundern konnte. Ihm verdankte ich die Verordnung von einigen Schwefelbädern, wie auch, daß mir anstatt meiner $1^1/_2$ Pfund Schwarzbrod 12 Loth Weißbrod und zwei Schoppen Milch gegeben wurden. Das war, nebst den vier Loth Fleisch jeden andern Tag, lange Zeit hindurch meine einzige Nahrung.

Ich glaube, ich würde in dieser Zeit dem Hunger und der Luftheizung, im Verein mit den andern Uebeln, erlegen sein, wenn es Käthchen nicht hin und wieder wochenlang gelungen wäre, mir einige Nahrung zukommen zu lassen. Manchmal wurde mitten in der Nacht die Klappe in der Thür geöffnet und von unbekannter Hand ein von dem braven Mädchen kommendes Päckchen auf mein Bette geworfen. Ich correspondirte mit ihr meistens mit Citronensaft. Die Schrift kommt erst zum Vorschein, wenn sie über eine Flamme gehalten wird. Diese Vorsicht war um so nothwendiger, als die Aufseher neugierig und auch Zufälligkeiten zu besorgen waren, durch welche meine Briefchen bei denselben gefunden werden konnte; ein weißes Blättchen erregte keinen Verdacht. In späterer Zeit correspondirte ich auf diese Weise selbst in den Briefen, die durch die Hände des

Directors gingen, meistens aber in Chiffern, damit im Fall einer zufälligen Entdeckung wenigstens nichts Gefährliches verrathen würde.

Am Anfang des Jahres 1850 ging es mir einige Zeit in so fern erträglich, als ich in meinem Flügel Aufseher hatte, welche sich gegen gute Bezahlung sehr eifrig zeigten, mir zu dienen. Der eine von ihnen brachte mir alle Morgen, wenn er vom Frühstück aus der Stadt kam, in einer flachen Branntweinflasche Chokolade oder Kaffee mit, den er an seiner Brust warm erhielt; ja eines Abends, als dieser Aufseher die Wache hatte, wurde ein regelrechter Grog in meiner Zelle gebraut. Auch an Cigarren fehlte es nicht, von denen ich eine oder zwei rauchte, wenn das Licht bereits ausgelöscht war. Das Beobachtungsloch verhängte ich stets durch ein Kleidungsstück, vorgeblich um den durch die Ritzen der Thür dringenden Zug abzuhalten.

Diese günstigen Umstände ließ ich zur Betreibung meines Fluchtplans nicht vorüber gehen; die Sache wurde jedoch mit jeder Woche schwieriger, denn man fand stets neue Veranlassung, die Vorsichtsmaßregeln zu vervollkommnen. Die Hauptschwierigkeit lag darin, daß ich in meiner Zelle die Verhältnisse nicht genügend kennen lernen und ebenso wenig mich über lokale Schwierigkeiten nach Wunsch orientiren konnte. In dem Zimmer des Oberaufsehers hatte ich einen Grundriß des Gefängnisses gesehen und durch ihn wurde ich mehr aufgeklärt, als durch die Antworten der Aufseher, da überdies meine Fragen immer nur sehr unverfänglich sein durften. Oft mußte ich wochenlang auf eine passende Gelegenheit warten, irgend eine an und für sich unbedeutende Frage zu thun und ehe ich nicht vollständig das Terrain kannte, konnte ich an Ausführung eines komplizirten Fluchtplanes nicht denken.

Der Aufseher, von dem ich oben redete, verstand mich so ziemlich; er sagte mir, daß von dem Keller unter dem Mittelthurm eine kleine eiserne Thür in einen Gang öffne, der unter dem Eingang hindurch bis in einen Keller führe, welcher unter dem Thorgebäude, grad unter dem Militärwachlokal liege. Aus diesem Keller führe eine Thür auf den Platz vor der Wache, zwischen dem äußern Gitterthor in der Mauer und dem massiven eisernen Thor. Das Wachlokal habe keine Fenster nach Außen und es befänden sich in der Mauer keine andere Oeffnungen als zwei Kellerlöcher, die groß genug, um einen schlanken Menschen hindurchzulassen, allein durch starke Eisenstangen vergittert seien. Diese Notizen dienten meinem Fluchtplan zur Grundlage; daß er mich mehrere Monate beschäftigte, wird aus dem Obengesagten begreiflich sein. Wie die Sache fortschritt werde ich später mittheilen.

Die Correspondenz war schon im Dezember wieder gestattet worden und die Besuche sollten gleichfalls wieder erlaubt werden, wenn das Sprachzimmer vollendet sein würde. Der Baumeister nahm sich jedoch Zeit und es vergingen darüber noch mehrere Wochen. Als es endlich vollendet war beschloß meine Frau, nach der ich mich sehr sehnte, mich zu besuchen; es war dies in den letzten Tagen des Februars. Die Erlebnisse dieser Reise mag sie selbst schildern; ich entnehme sie ihrem Tagebuch.

„26. Februar. Ich stand zu spät auf und konnte deshalb nicht mit dem ersten Zug nach Mannheim fahren, wo ich unsere lieben Freunde besuchen wollte; dieser Verzögerung verdankte ich es jedoch, daß Fritzchen (Helds Frau) und ihre kleine Helene mitreisten. Die Reise schien mir schrecklich lang; ich konnte an nichts Anderes denken, als wie ich Dich wiederfinden würde und die traurigsten Vorstellungen

quälten mich. Als wir in Bruchsal ankamen war es noch zu hell, um unerkannt auf der Straße zu bleiben. Ich wartete also im Gasthof bis es ganz dunkel war, zog eine große Haube über die Ohren und ging aus, ohne genau zu wissen wo Käthchen wohnt; ich hatte jedoch das Glück, sie gleich zu finden. Ich hatte alle Sachen für Dich in der Reisetasche und gleich mitgenommen, so daß ich sie Käthchen geben konnte, von der ich Deinen lieben, freundlichen Brief erhielt. Daraus sah ich, daß die Erwartung mich zu sehen, Dich in eine frohe Stimmung versetzt hat. Du armer Gefangener! Daß Dich selbst ein solches Wiedersehen erfreuen kann, zeigt wie arm Du an jeder Freude bist. — Durch Käthchen habe ich nichts erfahren, was auf Dich Bezug hat, aber * * * habe ich als einen Menschen kennen gelernt, von dem man annehmen kann, er thue Alles mit Geschick, wenn er will und gewonnen ist. Ich will auf ihn meine Hoffnung zu einem Fluchtplan bauen, wenn keine Aenderung Deiner Lage in Bälde eintritt. — Beruhigt und froh kehrte ich in den Gasthof zurück. Ich habe Käthchen die Rechnung für vierzehn Tage mit einundzwanzig Gulden bezahlt, was freilich sehr viel ist, und ich bin versichert, daß ich habe zu viel bezahlen müssen; aber dennoch freut es mich, da ich durch Deine Briefe doch mit Bestimmtheit weiß, daß Du Vielerlei bekommen hast, was für Deine Gesundheit und Erhaltung von unbezahlbarem Werthe war. Deshalb bezahle ich die Rechnung mit einer wahren Wonne; ich las nach was Du erhalten und freute mich ganz kindisch zu sehen, daß Du nach so langen Entbehrungen doch einmal menschliche Nahrung gesehen und geschmeckt hattest. Ich schlief wenig, da ich an die Stunde des Wiedersehens dachte. In einer Stadt mit Dir und so getrennt zu sein, das ist hart; und doch möchte ich Dir immer so nahe sein, dann wüßte ich doch gleich was

Dir geſchieht, während ich jetzt erſt immer erfahre, was ſchon vor Tagen geſchehen iſt.

27. Februar. Ich ſtand früh auf und wollte Blumen für Dich kaufen, ehe ich in das Gefängniß ging, denn die, welche ich mitgebracht hatte, waren ſchon zwei Tage alt und verwelkt. Auch wollte ich gern einen Epheuſtock kaufen, damit Du doch etwas Grünes und Lebendes in Deiner einſamen Zelle hätteſt. Es war halb Neun und ich wollte mit Fritz und dem Kind das Zimmer verlaſſen, als zwei Polizeidiener eintraten und nach meinem Paß fragten. Ich ſagte ihnen, daß ich weder Paß noch andere Papiere habe, da mein Mann hier gefangen ſei und die Preußen ihm ſein Eigenthum und auch ſeine Papiere abgenommen hätten. Damit gingen die Polizeidiener zum Hauptmann von Wedell, der Stadtcommandant iſt, kamen aber bald wieder zurück, mit einem geſchriebenen Befehl, nach welchem mir aufgegeben wurde, vor vier Uhr Nachmittags mein Zimmer nicht zu verlaſſen, da ich bis auf Weiteres arretirt ſei. Ein Grund wurde nicht angegeben. Dies veranlaßte mich ſelbſt zu dem Hauptmann gehen zu wollen. Die Polizeidiener wollten zwar nicht leiden, daß ich das Zimmer und noch weniger das Hotel verließ; allein ich erzwang mir durch raſches Gehen die Erlaubniß und ſie konnten nichts Anderes thun, als mir auf dem Fuße folgen. Dieſe Menſchen verſuchten es zwar, Fritzchen, welche zuerſt die Schwelle der Hausthür überſchritt, am Arm und Kleid zurück zu halten; allein ſie ſchrie den Polizeidiener ſo erbittert an, daß er den Muth verlor, eine ſo ſchöne, zornige Frau mit Gewalt zu halten und unentſchloſſen von ihr abließ. Hauptmann von Wedell war ſehr artig und entſchuldigte ſich mit ſeiner Dienſtpflicht; beſtand aber ſtreng auf die wörtliche Ausführung ſeines Befehls. Nur mit großer Mühe und Ueberredung konnte ich ihn dazu bewegen, zu Director Dietz

zu gehen, und mit ihm zu berathen, ob es wohl nicht allzugefährlich sei, wenn man mir gestatte, meinen unglücklichen Gatten zu sehen. Ich war noch nicht lange in mein Hotel zurückgekehrt, als Hauptmann von Wedell kam und mir sagte, daß ich in das Gefängniß gehen könne, jedoch nur unter Begleitung der Polizisten.

Ich ging sogleich, suchte aber vergeblich nach Blumen. Je näher der Augenblick kam, wo ich Dich sehen sollte, desto beklommener ward mir und mein Herz klopfte heftig. Aber der Gedanke, Deinen Kummer nicht durch das Zeigen des meinigen vermehren, sondern Deinen Muth vielmehr aufrichten zu müssen, gab mir Kraft. Oft konnte ich kaum glauben, daß Du wirklich in einem Zuchthause seiest; es schien mir wie ein böser Traum.

Als wir das Gefängniß erreichten und in das Portierzimmer traten, fragte ich nach dem Director, um mich zu erkundigen, weshalb Fritzchen Dich nicht sehen solle, was er ausdrücklich verboten hatte. Ich vermuthe es geschah, weil er ihren Mann für den Verfasser einer mißliebigen Broschüre über das Zellengefängniß hielt; allein er war nicht zu sprechen.

Dicht an das Zimmer des Portiers stößt das Sprachzimmer, in welches zwei Thüren führen. Die, durch welche der die Aufsicht habende Aufseher eintritt hat Glasfenster, wahrscheinlich damit man ihn kontrolliren kann; die andere Thür führt in eine zweite Abtheilung des Zimmers, welche durch eine Barriere und ein Gitter geschlossen ist. *) Eine dritte Abtheilung, gleichfalls vergittert, hat ihren Eingang von der Gefängnißseite vermittelst einer massiven, eisernen Thür. Aus dem Portierzimmer sah ich meinen Mann durch

*) Später wurde ein bis an die Zimmerdecke reichendes enges Drahtnetz angebracht.

die Fenſter in der Thür. Als der Aufſeher dieſelbe öffnete, um in die mittlere Abtheilung zu treten, folgte ich ihm auf dem Fuß, um meinen Mann die Hand zu reichen; allein ich ward ohne Erbarmen zurückgedrängt und durch die andere Thür in die für Beſucher beſtimmte Abtheilung geführt.

O, dieſes Sprachzimmer iſt eine gräßliche Erfindung! Ich bin nicht im Stande die Seelenqual auszudrücken, die ich in dieſen Augenblicken erduldete. Alle Monat iſt dem Gefangenen geſtattet, Frauen, Eltern oder Kinder zu ſehen. Jedes zärtliche Wort iſt durch die Gegenwart des Gefangenwärters zurückgedrängt, deſſen Geſicht die Ungeduld zeigt, mit welcher er die Minuten zählt; er zählt ſie nach den Schlägen der Uhr und nicht nach denen des Herzens! Es war ein entſetzlich ſchmerzliches Scheiden, — herzzerreißend, mein armer Otto, Dein bleiches Geſicht, Deine traurigen Augen und Deine zuſammengepreßten, farbloſen Lippen zu ſehn! Es war ein Augenblick, darüber den Verſtand zu verlieren! Welche entſetzliche Gedanken bedrängten zugleich den Geiſt. Ein geliebtes Weſen ſo lebend in ſein Grab zurückkehren ſehen! — Wird er wieder zurückkehren? und wenn auch — wie? — Vielleicht — wahrſcheinlich — mit kränklichem Körper, zerrüttetem Geiſt — kaltem Herzen, — ein zertrümmerter Mann. — —

Ergriffen und ſchweigend kehrte ich in mein Zimmer zurück. — Gegen vier Uhr kam der Hauptmann zu mir, um mir zu ſagen, daß ich abreiſen könne, aber bis zu meiner Abreiſe in meinem Zimmer bewacht bleiben und mir dann die Begleitung eines Gensd'armen bis zur Grenze gefallen laſſen müſſe.

So blieb ich denn bis zum andern Morgen. Ich ſchrieb Dir noch einen Brief und verſuchte, denſelben durch Fritz zu Käthchen tragen zu laſſen; allein auch ſie durfte das Zimmer

nicht verlaſſen. Der Kellner beſorgte den Brief und brachte mir auch bald Deine Antwort. Ich habe alle Briefe, die Du Käthchen für mich gegeben hatteſt, verbrannt, weil ich fürchtete, man möchte meine Sachen durchſuchen. *)

1. März. Ich ſtand bei Zeiten auf, denn ich wollte ſo ſchnell als möglich den Ort verlaſſen, um die unangenehme Wache los zu werden. Sehen wollte ich Dich nicht mehr; **) ich hatte weder den Muth noch die Kraft, die peinliche Scene von geſtern zu wiederholen. — Man war ſo unverſchämt mir die Rechnung für meine Bewachung zu ſchicken, allein ich ſchrieb darunter, daß ich ſie nicht bezahlen würde. Halb ſieben Uhr Morgens fuhren wir, den Poliziſten zur Seite, nach dem Bahnhof und wurden da einem Gensd'armen übergeben, der uns bis zur badiſchen Grenze begleitete. — Ich ſagte beim Einſteigen zu den im Wagen ſitzenden Herren: „Wundern Sie ſich nicht, zwei Damen in Begleitung eines Gensd'armen zu ſehen; ich habe das ungeheure Verbrechen begangen, meinen gefangenen Mann in Bruchſal zu beſuchen.“ Man wunderte ſich ſehr; ich gab die nähere Erklärung und der mir zunächſt ſitzende Herr fragte ſehr genau nach Allem, zeigte mir viel Theilnahme und gab mir, ehe wir ſchieden, ſeine Karte: „v. —, Königlich Preußiſcher Geheimrath.“

Als ich in Bruchſal einſtieg, folgte mir ſogleich ein Herr, der mir zuflüſterte: „Schicken Sie unter der Adreſſe H. K— an Frau * * * in Heidelberg dieſen Brief; es hat

*) Es waren dies alle Briefe, die ich während meiner Gefangenſchaft von meiner Frau, aus der Schweiz und von anderen Orten empfangen hatte und die ich bei mir mit Recht nicht ſicher wähnte, aber nicht vernichten wollte.

**) Da der Monat März begonnen hatte, ſo hätte ſie mich auf Rechnung dieſes neuen Monats wieder beſuchen können.

eine beſondere Bedeutung; ich fahre deshalb mit Ihnen bis zur nächſten Station; ich wollte Sie beſuchen; allein man ließ mich nicht zu Ihnen, doch ſchweigen Sie.“ — Er ſah mich an, als habe er mir viel in Bezug auf die Gefangenen zu ſagen. — Ich habe auch ſogleich an Frau * * * geſchrieben. —

Unter dem 13. März finde ich im Tagebuch meiner Frau folgende auf das Vorhergehende bezügliche Stelle: „Ich bin in fieberhafter Unruhe; heute ſollteſt Du und die Gefangenen befreit werden. — Ob es möglich iſt, — ob es gelingt — ob überhaupt der Plan ausgeführt wird, das Alles ſind Fragen, die mich auf das Aeußerſte quälen. Ich fürchte beinahe, daß etwas geſchieht und nicht glückt, daß die Gefangenſchaft noch härter wird und die Vorſichtsmaßregeln geſchärft, ſo daß dann an gar keinen Fluchtverſuch zu denken iſt.“

Ich erfuhr nichts Näheres von dieſen Plänen, die auch keine weitere Folgen gehabt haben. — Meiner Frau wurde verboten, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Prinzen von Preußen, oder des Generals von Schreckenſtein, Baden zu betreten.

Die Gerüchte gewannen täglich an Wahrſcheinlichkeit, daß die Regierung damit umgehe, den politiſchen Gefangenen das Auswandern nach Amerika zu geſtatten. Dr. Kaucher's Frau hatte darum für ihren Mann gebeten, doch es war „zur Zeit“ abgeſchlagen worden. Da ſich viele Gefangene ſcheuten, ein Geſuch an die Regierung zu richten, und es von einigen Einfluß ſein konnte, wenn ich damit voranging, ſo ſchrieb ich unterm 6. März an das Juſtizminiſterium. Meine Eingabe war ſehr lang und keineswegs demüthig, wie folgende Stelle beweiſen mag: „Die Verſprechungen des Grafen Gröben wurden nicht gehalten und mein Name dadurch mit

dem häßlichen Verdacht der Verrätherei gebrandmarkt. — Man sperrte uns in noch nicht fertige, feuchte Kasematten und hatte nicht einmal die Sorgfalt für uns, welche man für Schlachtvieh gehabt haben würde, man ließ uns ohne Stroh, selbst ohne Wasser. — Die Syrakusaner sperrten einst siebentausend kriegsgefangene Athener in die nicht so ungesunden sicilischen Steinbrüche und das wurde schon vor länger als zweitausend Jahren für eine Barbarei gehalten. Darüber klage ich indessen ebensowenig wie über die erlittenen körperlichen und moralischen Mißhandlungen; denn jedes Volk behandelt seine Kriegsgefangenen eben wie es seiner Bildungsstufe angemessen ist; ich hatte von den Preußen nichts Anderes erwartet und nach ihrer Ansicht widerfuhr uns noch eine anständige Behandlung."

Es erfolgte denn auch bald, wie zu erwarten, eine abschlägliche Antwort und Herr von Jagemann sagte mir, mein Gesuch sei noch zu früh gekommen; wenn man zu zehn Jahren verurtheilt sei, müsse man doch wenigstens ein Jahr sitzen. —

Ich habe später diese Gesuche um Auswanderungserlaubniß wiederholt; das durch einen beharrlichen Trotz in dieser Beziehung behauptete Princip schien mir nicht wichtig genug, deshalb meine Gesundheit und das Glück meiner vielgeprüften Frau auf das Spiel zu setzen. Wenn einige Gefangene anders handelten, wie Mögling und Schlatter, so achte ich ihre Ansicht, ohne daß ich ihr für meine Person Werth beilege.

Das Benehmen der Regierung in Bezug auf die Auswanderungsangelegenheit wie überhaupt auf die Begnadigungen ist mir durchaus unerklärlich und schien meinem beschränkten Unterthanenverstande oft geradezu kindisch. Heute wurde der Direktor aufgefordert, die Gefangenen zu Auswanderungs-

gesuchen zu veranlassen, und wenn sie dieselben einreichten, so erhielten sie in wenigen Tagen die abschlägige Antwort. Es waren offenbar zwei Parteien im Ministerium, die grade entgegengesetzte Meinungen hatten. Die Leutchen, selbst ohne alle politische Bedeutung, kamen sich mit einer solchen Menge politischer Gefangenen so wichtig vor! — Der Präsident des Justiz-Ministeriums, Staatsrath Stabel, ein ebenso tüchtiger als liebenswürdiger Mann, war für Milde; auch der gute Großherzog hatte es lange vergeben, daß er auf einem Protzkasten sitzend bei Nacht und Nebel hatte zum Lande hinauskutschiren müssen, — aber da waren ein paar Räthchen, die sich von der durch Verletzung ihrer Würde verursachten Alteration noch nicht wieder erholen konnten. Je mehr Angst sie ausgestanden hatten, desto erbitterter waren sie auf die Urheber derselben. Je feiger, desto grausamer!

Auch die Verschiedenheit des Verfahrens gegen die Gefangenen fiel jedem Unbefangenen auf. Ehemalige badische Officiere, die Bataillons befehligt und fast alle Gefechte mitgemacht hatten, kamen nach Kisslau auf die Festung und wurden schon vor Ablauf des ersten Jahres begnadigt, während Andere, die gar keine Verpflichtungen gegen Baden hatten, viele Jahre im Zuchthause schmachten mußten. Doch auch gegen „Ausländer" handelte man sehr ungleich. Eduard Sander wurde schon aus dem Untersuchungsarrest gegen Caution entlassen, und als er von dem ordentlichen Gericht — nicht Standgericht! — zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt wurde, entließ man ihn gegen Zahlung von 1000 Gulden sogleich nach Amerika, ohne daß er eine Stunde im Zuchthause gesessen hätte. —

Das Frühjahr und ein Theil des Sommers verging unter Vorbereitungen zur Flucht; ich verzweifelte fast über die Langsamkeit, mit welcher alles vorwärts ging; allein die

Sache ließ ſich einmal nicht übereilen. Meine Frau ſchickte mir verhältnißmäßig bedeutende Summen, denn die Aufſeher, die ich gebrauchte, waren keineswegs blöde oder beſcheiden. Der Fluchtplan leuchtete mir von Tag zu Tag mehr ein und ich faßte den Gedanken, nicht allein zu gehen, ſondern wo möglich ſämmtliche politiſche Gefangenen mitzunehmen. Ein ſolches Unternehmen reizte mich ſeiner Kühnheit wegen außerordentlich und eben dieſer Kühnheit wegen war die Wahrſcheinlichkeit des Gelingens groß.

Vor allen Dingen mußte ich mich, da ich der Feigheit der Aufſeher mit Recht mißtraute, in den Stand ſetzen, den Plan nöthigenfalls ohne deren thätige und unmittelbare Hülfe ausführen zu können. Zu dieſem Ende mußte ich haben: Einen Zellenſchlüſſel; den Schlüſſel zu der kleinen eiſernen Thür, welche vom Mittelkeller aus unter das Thorgebäude führte; einen Hauptſchlüſſel; einen Schlüſſel zu dem äußern und zu dem großen eiſernen Thor. Alle dieſe Schlüſſel ließ ich durch eine vertraute Perſon außerhalb Deutſchland nach Wachsabdrücken, die ich durch Aufſeher erhielt, anfertigen; den wichtigſten Schlüſſel zu der kleinen eiſernen Thür verſchaffte ich mir jedoch im Original. Ein vertrauter Aufſeher ſtahl ihn aus dem Schlüſſelſchrank des nachläſſigen Oberaufſehers. Der Verluſt wurde gar nicht bemerkt, da erſtlich der Schlüſſel nur äußerſt ſelten gebraucht wurde und außerdem mehrere Exemplare vorhanden waren. Den Zellenſchlüſſel erhielt ich in einem großen Stück Kuchen, welches mir Käthchen Zöller ſchickte. Ich mußte lange daran feilen, ehe er paßte, denn er war viel zu maſſiv gerathen. Da ich mit Leichtigkeit die Fütterungsklappe vermittelſt eines in die Ritze geſteckten Meſſers öffnen konnte, ſo brauchte ich nur mit dem Arm hindurch zu greifen, um an das Schlüſſelloch zu gelangen.

Von der Schweiz her erhielt ich einen guten Paß nebst vierzig Thaler. Der Brief fiel einem unterdessen weggeschickten Aufseher in die Hände; er öffnete ihn und hatte große Lust, das Geld für sich zu behalten; mit großer Mühe erlangte ich den Paß und etwa die Hälfte des Geldes.

Sollte die Befreiung sämmtlicher Gefangenen gelingen, so mußten von außerhalb Mittel herbeigeschafft werden, sie sogleich fortzubringen; allein Niemand von meinen Freunden wollte sich auf so gefährliche Dinge einlassen. Sogenannte „verständige Leute", betrachten jedes kühne Unternehmen als Wahnsinn. Auch war das nöthige Geld nicht sogleich bei der Hand und über all diese Philistereien vergingen Monate. Endlich sah ich mich genöthigt, auf diesen schönen Plan zu verzichten und halte es deßhalb für überflüssig, ihn zu detailliren; das würde nur die Zuchthausbeamten interessiren.

Von nun an beschloß ich für mich allein zu sorgen und dazu bedurfte es nicht solcher Weitläufigkeiten. Vermittelst meiner Schlüssel gelangte ich ohne alle Schwierigkeit in den Keller, aus welchem zwei Luftlöcher ins Freie führen. Die vor denselben stehenden Eisenstäbe boten die einzige Schwierigkeit; um sie zu durchsägen, ließ ich mir das Nöthige kommen; allein es wurde Unbrauchbares geschickt und es erhoben sich andere Schwierigkeiten, die Zeit erforderten, um besiegt zu werden.

Eine derselben war das Fortschicken eines mir sehr brauchbaren Aufsehers. Ich gewann zwar gleich wieder einen andern, der mir in vieler Beziehung weit besser diente, aber ein solcher Hasenfuß war, daß er bei dem bloßen Gedanken an Standgericht u. s. w. wie Espenlaub zitterte. Meine Briefe, Nahrungsmittel und dergleichen besorgte er mit dem größten Eifer, da ich ihn gut bezahlte; ja er lieferte mir sogar alle Morgen einen ganz genauen schriftlichen

Rapport über Alles, was im Hause vorging und was er in der Stadt hörte, da er nicht wagen durfte, oft in meine Zelle zu gehen, ohne Verdacht zu erregen. Durch ihn erhielt ich auch von Käthchen ganz regelmäßig meine Zeitungen.

Meine Werkzeuge verbarg ich in der Zelle auf eine sehr sinnreiche Weise; kein Mensch würde sie gefunden haben und ich mußte jeden Augenblick eine Visitation erwarten, wie sie bereits bei anderen Gefangenen stattgefunden hatte. In dem Behälter für den Jagemann ist zum Abzug seines Athems eine Thonröhre angebracht. Ich verschaffte mir ein Stückchen Rohr und band an das eine Ende desselben das Päckchen, welches die Schlüssel u. s. w. enthielt. Diesen Stock bog ich zusammen und schob ihn so hoch als nur immer möglich in die genannte Röhre. Nur wenn ich mich platt auf den Boden legte, konnte ich vermittelst eines auf besondere Weise angebrachten Hakens das Rohr erreichen und dadurch zum Auseinanderschnellen bringen, wodurch ein Bindfadenende in den Bereich meiner Hand kam. Eine Entdeckung war absolut unmöglich, ohne die Mauer einzureißen. Hier verwahrte ich auch Geld und Briefe. —

Schon früher bemerkte ich, daß die Preußen sich in Baden benahmen, als hätten sie das Land erobert. Ihr Betragen war so arrogant selbst gegen die treugebliebenen Beamten, daß der Unwille gegen sie allgemein wurde. Sie begnügten sich nicht damit, die Ruhe aufrecht zu erhalten, sondern mischten sich in alle mögliche Angelegenheiten und modelten alle Gesetze nach ihrer eigenen Willkür um. Dieser Tadel trifft hauptsächlich die Befehlshaber und den schlechteren Theil der Officiere, deren Achtung vor dem Civilgesetz überhaupt gering war; die gemeinen Soldaten waren im Allgemeinen beliebt; allein in manchen Regimentern gelang es doch den Vorgesetzten, ihnen Das einzuflößen, was von den Officieren

der „preußiſche Militärgeiſt“ genannt und von den Süddeutſchen ganz beſonders gehaßt wurde. Die verſtändigeren Soldaten gefielen ſich freilich trotzdem nicht in Brutalitäten; allein unter den jungen Leuten der Linienregimenter gab es nur zu viele dumme Jungen und ſolche — ob uniformirt oder nicht — gefallen ſich ſtets darin, eine erworbene Autorität bei jeder Gelegenheit zu zeigen und dieſelbe immer weiter auszudehnen.

Wir Gefangene hatten unter dieſer Autoritätsſucht viel zu leiden, und um ſo mehr, als manche preußiſche Officiere ihre Freude daran fanden, wenn wir recht gründlich geärgert wurden. Die einzigen von ihnen abhängigen Perſonen, durch welche das erreicht werden konnte, waren die im Zuchthaushofe aufgeſtellten Schildwachen und dieſe verfehlten dann auch nicht, in den Humor ihrer Officiere einzugehen; ſie ennuyirten uns nach ihren beſten Kräften.

An einem Sonntag Vormittag war ein Beamter in meiner Zelle, dem ich ſehr lebhaft Etwas erzählte. Da nicht gearbeitet wurde, ſo konnte man jedes Wort im Hofe hören und die unter meinem Fenſter auf- und abgehende Schildwache fand ſich veranlaßt, mir zuzurufen: „Das Maul gehalten! Dies iſt kein Unterhaltungshaus, ſondern ein Zuchthaus“. Ich lachte laut und ſagte zu dem Beamten: „Sagen Sie doch dem Rekruten, daß er ſich um ſeine Naſe bekümmere“, worüber der Soldat ganz wüthend wurde.

Ein anderer umging herausfordernd den Spazierhof, um irgend eine Veranlaſſung zum Zeigen ſeiner Autorität zu finden. Ich hatte im Hof eine mir von meiner Frau geſchickte Mütze aufgeſetzt, die mir der Director geſtattet hatte. Der Soldat blieb vor mir ſtehen, warf ſich in die Bruſt und ſchrie: „Wer gebietet Ihnen dieſe Mütze aufzu-

ſetzen?“ — Ich ſagte dem Menſchen, daß er mit mir nicht zu reden habe und ſich mit ſeinen Fragen an den Aufſeher wenden möge.

Manche Truppentheile waren jedoch ſehr verſchieden. Die Soldaten derſelben unterhielten ſich heimlich mit uns, beſorgten Briefe und ſteckten uns allerlei Dinge zu. Im Winter und Frühjahr 1850 war jedoch ein Regiment in Bruchſal, welches ſich ganz beſonders boshaft gegen uns benahm und die Soldaten begnügten ſich nicht mehr mit Schimpfreden, ſondern trachteten mit blutgierigem Eifer danach, eine Veranlaſſung zu finden, irgend einen der politiſchen Gefangenen umzubringen.

Es war verboten, aus dem Fenſter zu ſehen, was manche Gefangene dadurch möglich machten, daß ſie auf ihre Hobelbänke ꝛc. ſtiegen. Wer bei einem ſolchen Vergehen ertappt wurde, erhielt eine kleine Strafe; im Allgemeinen nahmen es die Zuchthausbeamten jedoch nicht zu ſtrenge damit, da es ein ſo begreifliches Gelüſt für einen einſamen Gefangenen iſt, einmal einen Blick auf grüne Bäume, oder die ſchöne Landſchaft zu werfen. Hätten die Schildwachen ſich damit begnügt, ſolche Neugierige anzuzeigen, ſo würden ſie vollkommen in ihrem Rechte geweſen ſein, allein ſie zogen es vor, die Strafe ſelbſt in die Hand zu nehmen. Zeigte ſich an irgend einem Fenſter ein Geſicht, ſo wurde augenblicklich darauf geſchoſſen, und es war ein großer Zufall, daß lange Zeit Niemand getroffen wurde. Dieſes Fehlſchießen mochte manche Gefangene eben zu öfterem Hinausſehen reizen und die Soldaten wurden darüber ſo ärgerlich, daß ſie mit geſpanntem Hahn, hinter dem auf dem Hofe aufgeſtellten Holze verſteckt, die Fenſter förmlich ablauerten. Ja ſie ſchoſſen nicht nur in die Fenſter, ſondern ſelbſt in die Spazierhöfe. Ein Gefangener warf einen Schneeball

über das Eisengitter und obwohl die Schildwache nicht getroffen wurde, so nahm sie es doch so übel, daß sie auf zehn Schritte auf den Gefangenen feuerte. Die Kugel ging demselben zwischen Brust und Arm hindurch, fuhr durch die Thür und schlug in die Mauer des engen, kreisförmigen Ganges. Da sich hier meistens der Aufseher aufhielt, so hätte derselbe leicht getroffen werden können.

Im Frühjahr wurden die Zellen geweißt, was von Maurern besorgt wurde, die Sträflinge waren. Einer derselben war eben damit beschäftigt, auf einer kleinen Leiter stehend, das Fenster loszuschrauben, als er eine Kugel durch die Brust erhielt. Der Unglückliche hatte noch Kraft genug, die Leiter hinabzusteigen und das Fenster an die Wand zu stellen; dann sank er zusammen. Es geschah dies sehr in meiner Nähe; ich hörte den Schuß, dann eine Weile darauf einen Fall und Schrei und endlich ein Getrappel mehrerer Männer, die eine Last fortzutragen schienen. — Die Beamten protestirten auf energische Weise gegen solche Nichtswürdigkeiten; allein ohne Erfolg. Dieser Mord war nur ein „Mißverständniß" und ich glaube schwerlich, daß der schurkische Mörder als solcher bestraft wurde, denn das Schießen hörte damit keineswegs auf, sondern es schien andern Soldaten den Wunsch einzuflößen, sich gleichfalls durch den Mord eines Gefangenen auszuzeichnen.

Es war befohlen worden, daß die Posten sich während der Nacht alle Viertelstunde zurufen sollten. Sie thaten dies stets auf solche Weise, dicht unter den Fenstern der Gefangenen, daß diese oft des Nachts kein Auge zuthun konnten. Beschwerden bewirkten gerade das Gegentheil; die Soldaten machten sich ein Vergnügen daraus, aus voller Kehle fast die ganze Nacht zu brüllen. Als dies einst auf besonders bestialische Weise geschah, war der Officier von

der Ronde im Hofe und animirte seine Leute. Es war so arg, daß das ganze Haus erwachte und mehrere Gefangene ihrem Unmuth laut Worte gaben. Einer derselben schrie: „Halt das Maul, du Bluthund", und Andere gebrauchten ähnliche Schimpfworte. Es wurde eine Kugel durch ein Fenster gejagt, jedoch ohne Erfolg.

Am anderen Tage, als alle höhere Beamte der Anstalt zum Mittagessen gegangen und nur einige Aufseher und ein neuer Oberaufseher anwesend waren, erschien der Commandant von Bruchsal, Major von E., in Begleitung mehrerer Officiere und Unterofficiere und einer Patrouille mit geladenen Gewehren; zwei der Corporale hatten Rohrstöcke in der Hand. Der Major verlangte von dem Oberaufseher die Auslieferung von drei oder vier Gefangenen, deren Zellen er bezeichnete und die er als diejenigen angab, aus welchen die Schimpfworte gegen die Soldaten gekommen wären. Der Oberaufseher ließ sich durch das Befehlshaberische des Majors verblüffen und lieferte die Gefangenen aus. Der Lärm im Hofe lockte, trotz der Gefahr, die Gefangenen an die Fenster. Als der Major dies sah, rief er, sie sollten nur alle hinaussehen, um Zeuge der Execution zu sein, die er vornehmen wollte.

Die drei oder vier Gefangenen wurden durch die Unterofficiere auf barbarische Weise geprügelt, in Gegenwart des Majors und seines Gefolges. Als die Officiere nach dieser Heldenthat unter meinem Fenster vorüber gingen, hörte ich mit Gelächter meinen Namen nennen; wahrscheinlich bedauerte man es, daß ich nicht unter den Mißhandelten war.

Der Director Dr. Dietz protestirte gegen diese Verhöhnung der Gesetze und Eingriff in seine Rechte auf eine so energische Weise, daß er sich dadurch das Mißfallen seiner Vorgesetzten im höchsten Grade zuzog. Bald darauf kamen

Verbindungen politischer Gefangenen nach Außen, von denen der Director nichts wußte, an den Tag und man benutzte die Gelegenheit, ihn mit so unanständiger Eile fortzuschicken, daß es allgemein hieß, er sei fortgejagt worden.

Der Oberaufseher, welcher die Gefangenen dem Major auslieferte, war ein lebendes Memento von dem Takt des badischen Justizministeriums. Nach der Unterdrückung des Heckerschen Aufstandes 1848 war dieser Mann vom Unterofficier oder Feldwebel zum Lieutenant befördert und im Jahr 1849 von seinen Leuten zum Hauptmann gewählt worden. Als solcher machte er die ganze Revolution mit und nahm an fast allen Gefechten Antheil. Er hatte jedoch gute Protectionen, und als er beim Verhör aussagte, daß er von seinen Soldaten gezwungen worden sei, beim Regiment zu bleiben, glaubte man ihm nicht nur, sondern — machte ihn zum Oberaufseher in dem Zellengefängniß, wo ein anderer Officier seines Regiments und viele Soldaten als Sträflinge saßen, die nicht mehr verbrochen hatten, als er selbst. Sogar die Beamten sprachen sich tadelnd über diese Wahl aus. Uebrigens war er ein recht tüchtiger Mann und weder ein Spion, noch sonstiger schlechter Kerl. Er paßte vollkommen an seinen Platz; obwohl er mich mit seinen Kasernenfirlefanzereien erschrecklich ennuyirte und ich oft über ihn lachte, wenn ich ihn mit Pinsel und Firnißtopf im Hause umherlaufen sah, so mochte ich ihn doch gern, denn er war weder hart noch boshaft, sondern gegen mich stets so gefällig, als es seine Dienstpflicht nur erlaubte.

Die Vorbereitungen zu meiner Flucht gingen entsetzlich langsam vorwärts. Hauptsächlich war daran die Verabschiedung einiger vertrauter Aufseher schuld, wodurch meine Verbindungen nach Außen für längere Zeit unterbrochen wurden. Auch war ich in einen anderen Flügel versetzt

worden und zwar in den dritten Stock. Hier ſetzte es mich ſehr in Verlegenheit, daß ich den alten Verſteck, die Thonröhre vermißte, ſo daß ich genöthigt war, einen Theil meiner Werkzeuge in mein Kopfpolſter zu nähen, und kleinere Dinge, wie Sägen und Schlüſſel, an eine Schnur gereiht, hinter dem nicht dicht an die Wand ſchließenden Eckſchrank zu verſenken, der angenagelt war, ſo daß ich nur auf künſtliche und ganz beſtimmte Weiſe dazu gelangen konnte.

Die Nächte wurden nicht nur immer kürzer, ſondern die Vorſichtsmaßregeln auch immer ſchärfer, ſo daß ich täglich neue Schwierigkeiten erwarten mußte. Es handelte ſich, wie ſchon früher bemerkt, um ein Durchſägen von Eiſenſtangen, welche die Kellerlöcher am Eingangsthor ſchloſſen. Der Aufſeher, welcher für ein hundert und fünfzig Gulden dieſes Hinderniß entfernen wollte, verließ Bruchſal und ich ſah ein, daß ich von Innen nur mit äußerſter Schwierigkeit an die Stangen gelangen konnte.

Während dieſe Schwierigkeit mich beunruhigte, beſuchte mich meine Freundin Louiſe T., die aus der Schweiz über Bruchſal und Frankfurt nach Berlin reiſte, wo ſie in Erbſchaftsangelegenheiten zu thun hatte. Sie wollte bei ihrer Rückreiſe während der Nacht die Eiſenſtäbe durchfeilen und hatte ſich zu dem Ende ſchon die Geräthſchaften aus der Schweiz mitgebracht. Sie theilte ihr Vorhaben meiner Frau in Frankfurt mit. Dieſe ſchwieg; allein fühlte, daß ſie eben ſo gut wagen könne, was irgend eine andere Frau wagen wollte und beſchloß ſelbſt das Abenteuer zu unternehmen.

Sie hütete ſich jedoch wohl, ihr gefährliches Vorhaben ihren Eltern und Verwandten mitzutheilen, welche es geradezu für Wahnſinn erklärt haben würden. Das Unternehmen war auch ein außerordentlich gefährliches; denn ſie konnte erſchoſſen oder, wenn gefangen, gleichfalls ins Zuchthaus ge-

ſperrt werden. Allein welchen Schrecken hat die Gefahr für ein liebendes Weib, welches den Gatten hinter Gefängniß-mauern weiß! Meine Frau vergaß nicht nur die Gefahr, ſondern auch manche andere nöthige Dinge und als ſie Frankfurt verließ, war ihr Plan noch in ſehr unbeſtimmten Umriſſen gezeichnet.

Da ihr Baden verboten war, ſo mußte ſie mit Vorſicht reiſen. Sie fuhr um vier Uhr des Nachmittags von Frankfurt ab, ärmlich gekleidet und in der letzten Klaſſe. Im Wagen fand ſie eine jüdiſche Handelsfrau, die in der Nähe der badenſchen Grenze wohnte und nach Hauſe zurückkehrte. Meine Frau fragte ſie um den Preis ihres Korbes nebſt Inhalt zugleich mit einem ſchwarzen Stirnband der Judenfrau, welches ſie haben wollte, um ſich beſſer zu verkleiden. Die Händlerin, der geſagt wurde, daß es ſich um einen Scherz handle, ließ ſich um ſo billiger finden, als meine Frau ſich ihre Adreſſe erbat, um ihr den Korb ſammt Inhalt zurückzuſchicken.

Mit dem ſchwarzen Stirnband und ihrem Korb war meine Frau recht gut verkleidet und man hielt ſie um ſo eher für eine Jüdin, als ihr Geſicht den Typus des Südens trug, wie es der Tochter eines Italieners zukam.

An einer gewiſſen Station angekommen, ſtieg ſie aus und traf in einem nicht weit von Bruchſal entfernten Dorfe einen jungen Menſchen, der ihr als eifriger und zuverläſſiger Demokrat von Käthchen empfohlen war. Er erklärte ſich ſogleich bereit, meiner Frau mit allem Eifer beizuſtehen; empfahl aber dringend, Käthchen von der Flucht nichts zu ſagen; denn ſie ſei zwar ein ſehr gutes Mädchen, aber ein Plappermaul. Er kannte ein paar alte Leute im Dorfe, welche ein Zimmer übrig hatten; dies wurde ihr auch ohne

viel Umſtände für ein ſeidenes Tuch und einige Bänder überlaſſen.

Allein in ihrem Zimmer, bereitete ſie ſich für ihr Unternehmen vor. Die kleinen Uhrfederſägen wurden in Ordnung gebracht und das ſchwarze Wachs hervorgeſucht, welches dazu dienen ſollte, die gemachten Schnitte unberufenen Blicken zu verbergen. Die alten Wirthsleute gingen frühzeitig zu Bette und ſchliefen feſt, als der Gehülfe meiner Frau das verabredete Zeichen gab. Sie ſchlich ſich aus ihrem Zimmer und aus dem Hauſe, welches unverſchloſſen, da nichts darin zu holen war, und traf mit dem jungen Metzgerburſchen zuſammen.

Es war zehn vorüber und die Nacht finſter und regneriſch; grad wie es zu einem ſolchen Unternehmen wünſchenswerth und paſſend war. Gegen elf Uhr kamen Beide in die Nähe des Gefängniſſes und konnten den abgemeſſenen Schritt der Schildwachen hören, welche bereits auf der Mauer poſtirt waren, denn die Vollendung des Geländers war ſehr beeilt worden. Die Häuſer, welche jetzt vor dem Zuchthauſe ſtehen, waren damals noch nicht vollendet und keins von ihnen bewohnt. Unter dem Schutz der Dunkelheit ſchlich meine Frau dicht an die Umfaſſungsmauer, ihren Gefährten abſichtlich zurücklaſſend, damit er im Fall der Entdeckung nicht nutzlos geopfert werden möchte. Einen Graben entlang gehend kam ſie endlich an das Eingangsthor, an deſſen Seiten ſich die ſo wichtigen Kellerlöcher befanden.

Sie begann ſogleich zu ſägen; allein das war eine bei Weitem ſchwierigere Arbeit, als ſie es ſich vorgeſtellt hatte. Aufgeregt wie ſie war, konnte ſie in der Finſterniß mit kleinen geſchmeidigen Uhrfedern nichts zu Stande bringen. Sie ſchnitt häufiger und tiefer in ihre Finger als in das unbarmherzige Eiſen, welches zwiſchen ihr und mir ſtand. End-

lich war ſie genöthigt, den Verſuch aufzugeben, und zu ihrem Gefährten zuzückzukehren, nicht ganz unzufrieden mit ihrem Erfolg, da ſie geſehen hatte, wie nachläſſig man das Haus bewachte und daß ein Erfolg mit beſſeren Inſtrumenten wirklich möglich war.

Als ſie nach Hauſe zurückkehrte, unterrichtete ſie ſich beſſer und verſchaffte ſich von einem Schloſſer eine Säge, die nach deſſen Ausſage Eiſen wie Holz ſchnitt. Um ſich nun zu üben, geräuſchlos zu ſägen, und zu erproben, wie viel Zeit ſie brauchen werde, ſchlich meine Frau des Nachts in den Keller und verdarb mit ihren Verſuchen die Eiſenſtäbe in den Kellerlöchern.

Während meine Frau ſo liebevoll ſich zu meiner Befreiung vorbereitete, geſchah Etwas, das ich längſt gefürchtet hatte und was jeder Hoffnung auf Flucht ein Ende machte.

Eines Tages trat der Oberaufſeher in meine Zelle. Es war dies nicht der ehemalige Officier, ſondern der andere, ein Parapluimacher ſeines Zeichens, der außer in alte Regenſchirme auch in Politik gepfuſcht und der Regierung als Agent bei den Wahlen gedient hatte. Er ſprach ſehr breit, trug Sonntags einen langen blauen Rock und hatte ein Herz weich wie eine Butterſemmel. Seine Erſcheinung war wie zu meinem Amüſement geſchaffen; ich jauchzte förmlich innerlich vor humoriſtiſcher Künſtlerwonne, wenn ich ihn am Sonntag in der Kirche die Nummer des Liedes aufſagen hörte, die er zugleich an der Tafel markirte. Den Kopf von einer Seite auf die andere wiegend ging er mit beinahe (ich weiß keinen deutſchen Ausdruck) Lächeln an die Tafel, und kein Menſch konnte wie er, chriſtliche Frömmigkeit, Biederkeit, Wohlwollen, Zutraulichkeit u. ſ. w. u. ſ. w. durch die Art ausdrücken, wie er Nummer Einhundert und drei und zwanzig ſagte. Seine natürliche Waſſerleitung hätte

der im Hause als Muster dienen können; denn es bedurfte nur der geringsten Berührung seines Philisterherzens und die Augen flossen über.

Als im Jahre 1849 die Revolution begann, fürchtete er sich wie nur irgend ein Minister und bat populäre Aufseher, ihn zu verstecken, denn er besorgte in allem Ernst latourisirt zu werden, woran kein Mensch dachte. Die Furcht, die er damals ausgestanden hatte, verfolgte ihn beständig und, wie viele klügere Leute, dachte auch er, daß wir nur erst den Anfang der Revolution gesehen hätten. Die Folge davon war das Bestreben, sich nach beiden Flanken hin zu decken. Da er wußte, daß ich so höchst unvorsichtig mit Bomben und Kanonenkugeln handthiert hatte, so konnte er mich Anfangs nie ohne Besorgniß ansehen, ich möchte plötzlich losgehen, und verließ er meine Zelle, so geschah es stets in der Weise, wie Martin oder Van Aken den Käfig des Löwen verließen, nämlich rückwärts gehend. —

Der Doktor, der nach Vertreibung des Directors provisorisch dessen Stelle vertrat, konnte den Oberaufseher nicht leiden und sagte, er sei ein alter Waschlappen; das preßte besagtem Waschlappen viel Wasser aus und als ich ihn einst zum Klagen animirte und durch Lob seiner Verdienste zutraulich machte, sagte er zu mir, die Augen überfließend und die Hand auf der Brust: „Ja sehen Sie und nun werde ich verachtet; allein ich kann Ihnen sagen, Herr von Corvin, Ich bin ein E—h—h—renmann!“ Ich hätte dem alten Parapluie vor Entzücken über dies Tremulando um den Hals fallen können! aber ich that's nicht, denn ich bin ein E-h-h-renmann!

Dieser Ehrenmann wurde auch wirklich weggeschickt und an seine Stelle kam ein ehemaliger Oberfeldwebel, dessen Stimme so ausgeschrieen war, daß sie gar keinen Ton mehr

hatte, und der eine große Neigung zu praktiſchem Communismus an den Tag legte; das heißt, er ſtahl wie eine Rabe und wurde wegen ſeiner für einen Beamten nicht paſſenden Unvorſichtigkeit — denn ſeine Diebereien wurden von Jedermann entdeckt — weggejagt.

Der alte thränenfeuchte Parapluie trat alſo eines Nachmittags, ein Bündel Kleider auf dem Arm, in meine Thür und forderte mich auf, ihm in eine andere Zelle zu folgen, was ich ohne allen Argwohn that. Ja ich war ſo unſchuldig, auch dann nichts von ſeiner Abſicht zu ahnen, als er mir die neuen Kleider hinlegte und ankündigte, daß ich dieſe gegen die meinigen vertauſchen ſolle. Ich war an dem Tag entſetzlich dumm, denn ſonſt mußte ich wiſſen, was im Werk ſei, um ſo eher, als ich Tages vorher Nachricht erhalten, daß bei einigen politiſchen Gefangenen viſitirt worden war. Dadurch war ich veranlaßt worden, den größten Theil meines Geldes wegzuſchicken; ich behielt, um bei meiner Flucht nicht gänzlich entblößt zu ſein, nur einen badiſchen Zehnguldenſchein und einen Zweiguldenſchein, welche ich unter einem Leinwandſtreifen in meiner wollenen Unterjacke verborgen hatte. Außerdem ſteckten aber auch in dem Futter der Weſte ein Billet an Käthchen, in welchem ein Papierthaler lag, der für einen Aufſeher beſtimmt war. Das Billet war weder adreſſirt, noch unterſchrieben, noch irgend ein Name darin genannt, — allein es war leider mit Tinte und nicht mit Citronenſaft geſchrieben! Ich wollte es meinem Vertrauten geben, den ich jeden Augenblick erwartete, der aber wegen der gemachten Entdeckungen dem Frieden nicht getraut hatte und nicht gekommen war.

Die Geiſtesgegenwart verläßt mich ſelten, allein ich war in Folge der Gefangenſchaft ſo elend und an jenem Tage beſonders ſo unwohl, daß ſelbſt der Geiſt darunter litt.

Hätte ich den alten Menschen derb angefahren, er würde entsetzt zur Thür hinausgeprellt sein und mir Zeit gelassen haben, das abscheuliche Billet zu verschlucken. Genug, der thränenfeuchte Ehrenmann, beständig versichernd, daß er nur thue, was ihm befohlen sei und entsetzlich die Augen verdrehend, schlüpfte mit meinen Kleidern nebst deren Inhalt zur Thüre hinaus. — „Lieber Gott", schickte ich einen Stoßseufzer zum Himmel, „gieb, daß die Esel den kleinen Zettel nicht finden!" Ich beabsichtigte keine Beleidigung gegen die Herren Beamten, sondern berichte nur als gewissenhafter Historiker selbst meine verdammlichsten Gedanken wörtlich. Zugleich erfuhr ich, daß der andere Oberaufseher meine Zelle mit Genauigkeit untersuchte und beklagte nun die Abwesenheit des „thönernen gestankabführenden Mediums", welches einen so guten Versteck geboten hatte.

Mir war ganz entsetzlich elend! Während der Nacht mußte ich aufstehen und verlor auf dem Rückwege nach meinem Bette die Besinnung. Ich fiel in Ohnmacht und habe gewiß einige Stunden auf den kalten Steinplatten gelegen, ehe ich wieder zu mir kam.

Da ich ein Verhör erwarten mußte und fest entschlossen war, eher das Aeußerste zu erdulden, als Jemand zu verrathen, oder nur zu kompromittiren, so machte ich mir im Kopfe eine Geschichte zurecht, wie sie für Das paßte, was man in meinen Kleidern gefunden haben mußte. Daß man unbegreiflicher Weise in meiner Zelle nicht das Geringste entdeckt, hatte mir ein Aufseher mitgetheilt. Die Zelle, in welcher ich mich befand, lag dicht neben meiner alten, deren Thür offen blieb, wie alle solche, die nicht besetzt waren. Dies brachte mich auf den Gedanken, mich wieder in den Besitz meiner Fluchtwerkzeuge zu setzen. Der Oberaufseher be-

willigte mir ohne Umstände das Kopfpolster, in welchem er nichts gefunden hatte, und als ich aus dem Spazierhof kam, ging ich, als ob aus Versehen, in meine alte Zelle. Es wollte mir jedoch nicht gelingen, die Sägen und Schlüssel in der Eile hinter dem Eckschrank hervorzuziehen und ich mußte zu meinem Leidwesen die Sachen und damit jeden Gedanken an Flucht aufgeben.

Am Nachmittag wurde ich in das Directionszimmer geführt, wo ich Dr. Fueßlin in Amtsmiene und den verdorbenen ehemaligen Schulmeister, nun Buchhalter und geheimer Ministerialagent, zum Protokolliren bereit vorfand. Es kam hauptsächlich darauf an, die Aufseher kennen zu lernen, durch welche die Correspondenzen nach Außen vermittelt worden waren, denn man war vernünftig genug, Versuche, unsere Lage zu erleichtern, uns nicht übel zu nehmen. Ich erzählte dem Herrn: daß ich einst, aus dem Hofe kommend, von einer mir unbekannten Person in der Stadt, die ihren Namen nicht unterzeichnet, in meiner Zelle einen Brief gefunden, in welchem man mir Dienste angeboten habe. Anfangs hätte ich darauf nicht reflektirt, allein auf wiederholtes Andringen das Erbieten unter der Bedingung angenommen, daß ich niemals eine der zur Correspondenz gebrauchten Aufseher kennen lerne, und daß man in den mir zu schreibenden Briefen niemals einen Namen nenne; dadurch sei ich ganz außer Stande, irgend Jemand zu verrathen; was man mir zu geben habe, möge man mir durch die Fütterungsklappe in die Tasche meiner stets vor derselben hängenden Jacke stecken und aus derselben meine Briefe herausnehmen. Die so wahrscheinliche Geschichte befriedigte den fieberhaft erregt dasitzenden Doktor keineswegs, denn bei meiner gewöhnlichen Offenherzigkeit mochte er grad von mir besondere Aufschlüsse erwartet haben. Ja, er nahm

die Sache persönlich und war lächerlicherweise empfindlich über meinen „Mangel an Vertrauen zu ihm."

„Also", mischte sich der Protokollant hinein, „auf diese Weise haben Sie auch die zwölf Gulden erhalten, die sich in Ihren Kleidern vorfanden?" — „„Nur zwölf Gulden?"" fuhr mir unüberlegt heraus. Ich hätte mir die Zunge abbeißen mögen! — Der Himmel hatte meinen Stoßseufzer erhört, aber meinen Mangel an Glauben damit bestraft, daß er mir nicht den Verstand gab, die Erfüllung besser zu benützen! Man hatte mir die Kleider — Jacke, Hosen und Weste nebst Mütze — eigends zu dem Zweck genommen, um darin nach Geld oder Briefen zu suchen, — und hatte das Billet in der Weste nicht gefunden! — Mein Ausruf erregte Verdacht; die Kleider wurden nochmals visitirt und das Zettelchen mit dem Thaler darin kam zum Vorschein! Der Doktor zitterte ordentlich vor Aufregung und Freude, denn er war noch ein sehr ungeübter Verhörsrichter. Ich blieb natürlich bei der einmal erzählten Geschichte und ließ mich auf die Vermuthungen nicht ein, welche der Doktor aus dem Inhalt des Zettels ableitete. Ja er war ungerecht genug, einen Tagelöhner, den er ohne stichhaltigen Grund in Verdacht hatte, sogleich fortzuschicken.

Schwatzhaftigkeit hatte zu der Katastrophe Veranlassung gegeben. Im Hause befand sich ein Mensch von einiger wissenschaftlicher Bildung, der in Baiern gestohlen und sich nach Baden unter die Manches verhüllende revolutionäre Staubwolke geflüchtet hatte. Von dem Diebstahl wußte man nichts und A. galt für einen „politischen Verbrecher". Käthchen correspondirte auch mit ihm und schenkte ihm sogar viel Vertrauen trotz meiner Warnungen, da mein Instinkt mich gegen diesen Menschen einnahm. Das unkluge Mädchen

hatte ihm ſogar meine Fluchtabſichten mitgetheilt und ich war höchlich erſchrocken, als der Elende mich durch einen Aufſeher fragen ließ. „Wie weit ich mit meinen Vorbereitungen zur Flucht gediehen ſei?“ — Der Menſch wurde nach Baiern ausgeliefert und als Dieb mit Handſchellen geſchloſſen abgeführt. Er rühmte ſich gegen den Gensd'armen, daß er trotz der Einzelhaft Alles gehabt, was er nur gewollt und benahm ſich eben erbärmlich.

Die Gensd'armen ſchwiegen nicht; man beobachtete ſcharf, bekam Verdacht auf die Familie Zöller, hielt Hausſuchung, entdeckte mehrere Briefe von Gefangenen, welche das unkluge Mädchen aus Eitelkeit oder Pietät nicht vernichtet hatte und arretirte die Eltern und beide Töchter.

Käthchen war auf Veranlaſſung meiner Frau früher einmal zu ihr nach Frankfurt gereiſt und da ſie, wie natürlich mit großer Freundlichkeit behandelt wurde, ſo faßte ſie große Zuneigung zu ihr. Sie wurde auch mit in's Theater genommen, als dort ein in der franzöſiſchen Revolutionszeit ſpielendes Stück gegeben wurde, welches Käthchen, die zum erſten Mal im Leben im Theater war, gewaltig aufregte und intereſſirte. Die Arme auf die Brüſtung der Loge geſtützt folgte das derbe Metzgermädchen, flammenden Auges und mit glühender Wange, der Handlung, hin und wieder ſelbſt halb unterdrückte Ausrufe nicht verſchmähend. Als endlich gar auf der Bühme Gensd'armen erſchienen, um einen politiſch Verdächtigen zu arretiren, konnte ſie ſich nicht länger halten; ganz laut rief ſie: „Ei das Unglück! Iſt man denn vor der Sorte nirgends ſicher?!“ Meine Frau war herzlich froh, als das Stück glücklich, das heißt ohne weitere Exklamationen, überſtanden war.

Das arme Mädchen ſaß längere Zeit im Gefängniß und hat viel Noth und Ungemach erdulden müſſen. Theils

dadurch, theils aus Gram, an dem Ruin ihrer Eltern Schuld zu ſein, ward ihre Geſundheit erſchüttert, ſo daß ſie noch ehe ich frei wurde ſtarb; ihr Vater, ein zu Grunde gerichteter Mann, folgte ihr bald nach.

Wir haben weder Orden, noch Titel, noch Penſionen an unſere Anhänger zu ertheilen, womit Fürſten die ihrigen zu belohnen pflegen. Alles was ich thun kann iſt: dafür zu ſorgen, daß der Name des braven Käthchen Zöller aus Bruchſal nicht ſo bald vergeſſen wird, die für die Freiheitskämpfer wirkte, duldete und ſtarb. Manche beſternte Excellenz iſt vergeſſen noch ehe die Würmer ſie verſpeiſten, allein der Name des braven Metzgermädchens wird leben, ſo lange wenigſtens wie dieſe Blätter. Ich erlaube mir Einiges aus Briefen anzuführen, die ſie im Gefängniß ſchrieb, wobei ich jedoch die Orthographie verändere.

Der erſte Brief iſt an den Redakteur eines Journals in Frankfurt gerichtet.

„—„— Ich will es Ihnen nur mit wenigen Worten erwähnen, was die Urſache meiner Verhaftung iſt. Am 27. v. M. hat das Amt bei meinen Eltern Hausſuchung gehalten, wo ſie denn eine Maſſe Briefe von Gefangenen gefunden haben. Es hat ſich denn noch etwas vorgefunden, was einpetſchirt war, wodurch das Amt glaubte, ich wollte Gefangenen zur Flucht verhelfen *). — Nun, wenn dieſes ſein könnte, wäre es keine Sünde. —— Wurden dann ſogleich meine beiden Eltern verhaftet wie ich auch. Als es ſich dann einige Tage darauf herausſtellte, daß meine Eltern unſchuldig ſind, und ich allein die Schuldige, ſo wurden meine Eltern entlaſſen, mich haben ſie als Geißel behalten. So haben ſie mich in Unterſuchung herumgeſchleppt bis zum 18. d. M.

*) Es war dies ein Päckchen mit Kleidern ꝛc. für mich.

Da haben sie mich belohnt mit zwei Monat schweren Arrest und zu allen Unkosten verurtheilt; meine Schwester zu vier Wochen und auch alle Unkosten."

Unterm 5. Dezember schrieb Käthchen an meine Frau:

„Liebe, theure Mutter!

So darf ich Sie mit Recht nennen, Sie sind die Einzige, die so mütterlich für mich sorgt; Ihnen habe ich ja alles Gute das mir wiederfährt in meinem Kerker zu verdanken. —— Ihren für mich so tröstenden Brief habe ich heute den 5. erhalten; er ist datirt vom 1. und daraus sehe ich, daß Sie meinen Brief noch nicht bekommen haben, was mich sehr beunruhigt. Ihr Zettelchen habe ich erhalten und Ihnen auch in meinem letzten Brief darauf geantwortet. Daß man die armen Gefangenen auch gequält hat bis sie gestanden haben, weiß ich wohl auch, allein schimpflicher hat man sie nicht behandeln können, als man es mir gethan hat. Doch ich fasse mich in meine so traurige Lage, denn ich glaube, daß Gott es so haben wollte. Trösten Sie sich auch mit mir und denken Sie, daß ich die Lebensretterin Ihres Mannes sei, denn das Einpetschirte, was man gefunden hat bei mir, hätte ich ihm auf alle Fälle geschickt und er hätte sich auch nicht mehr von diesem Schritt, den er in Vorschlag gehabt, abhalten lassen (meine Flucht nämlich) und es ist eine Unmöglichkeit. Und welches traurige Loos wäre dann für ihn bestimmt gewesen, wenn es ihm mißlungen wäre. —— Denken Sie sich, liebe Mutter, welch' ein Schmerz dies wieder gestern am Freitag für mich war, als ich es vernommen habe, daß meine Eltern keine Waare mehr nach Rastatt liefern dürften, denn der badische Stadtkommandant hat es ihnen niedergelegt (verboten); aber dies kommt nur vom ††† her, denn die Kommandantschaft ist im Kreis.

Meine Mutter ging sogleich zu einem Anwalt und erzählte ihm das ganze Verhältniß; aber er sagte, so lange der Kriegszustand dauern werde, könne er nichts machen. Denken Sie sich wie es mir da zu Muth ist, wenn auch noch den Eltern die Nahrung entzogen wird, und doch kann die ††† so gewissenlos handeln. Würde ich sie als Schuldige angeben, dann würde sie verhaftet und welchen schändlichen Ruf würde ihr dies bereiten. Sehen Sie, ich halte mich immer noch zurück, daß ich sie nicht in's Unglück stürzen will; denn mit Vorsatz Jemand in's Unglück stürzen ist eine große Verantwortung; denn es ist besser Unrecht leiden als Unrecht thun." —

Ebenfalls unterm 16. Februar 1851 schrieb sie aus dem Bürgergefängniß:

„Sehr geehrte Frau!

Ich fühle mich veranlaßt, Sie von dem traurigen Schicksal in Kenntniß zu setzen, welches neuerdings wieder über mich hereingestürzt ist. Ich hätte Ihnen gleich von meiner neuen Verhaftung Kenntniß gegeben, — allein ich war außer Stande einen Brief zu schreiben, denn meine Gesundheit wird von Tag zu Tag schlechter. Denken Sie sich meine traurige Lage, in die ich und meine Eltern neuerdings gestürzt sind durch eine verleumderische Zunge. Den 13. Januar wurde ich meiner Haft entlassen und am 17. Januar wurden ich, meine Mutter und Schwester wieder verhaftet. Eines Auffehers Tochter mit Namen Vogel hat eine falsche Aussage gegen uns gemacht und angegeben, ich hätte ihr in Gegenwart meiner Mutter und Schwester den Antrag gemacht, ihr Vater, der Aufseher im Zellengefängniß ist, möchte mit dem Staatsgefangenen Corvin durch mich eine Correspondenz führen; ich hätt' ihr jeden Sonntag einen

preußiſchen Thaler verſprochen und hätt' noch zu ihr geſagt: für Corvin ließe ich mein Leben, da ich doch dieſen Gefangenen gar nicht kenne und ich kann doch gewiß für eine Perſon die ich nicht kenne, mein Leben nicht laſſen wollen*). Dies beweiſt nun Alles, daß dieſe Perſon ein falſches Zeugniß gegen uns abgelegt hat; ſie hat ihre falſche Ausſage mit einem falſchen Eid bekräftigt. Als ich im Verhör war, fragte mich der Unterſuchungsrichter, von wem ich dieſe Unterſtützung für Corvin bekäme, ob von ſeiner Frau oder von deſſen Verwandten. — — Den andern Tag als mir die niedere Perſon in Gegenwart geſtellt wurde, ſo hieß ich ſie alles Schlechte vor dem Richter. Er drohte mir mit härterer Strafe, wenn ich nicht ſchwiege. — Allein eine ſolche Drohung von einem ſolchen ungerechten Richter achte ich für gar nichts; ich ſagte zu dieſer ſchlechten Perſon in Gegenwart des Richters, ich möge ihr begegnen wo ich wollte, ſo werde ich ſie vor aller Welt ein meineidiges Menſch heißen. Dennoch hat das Amt dieſem falſchen Eid mehr Glauben geſchenkt als meinen Ausſagen und ſomit waren wir acht Tage in Unterſuchung. Nach Verlauf dieſer Zeit kam das ungerechte Urtheil, welches für mich lautet ſechs Wochen, meine Schweſter drei Wochen und meine Mutter vierzehntägige Kriegsgefangenſchaft (?) und alle Unkoſten zu tragen. Sie werden ſich leicht denken können, wie es einem Menſchen zu Muthe iſt, wenn man ſolche Ungerechtigkeit obwalten ſieht. Für meine Perſon liegt mir gar nichts daran, aber meine lieben Eltern bedaure ich ſehr; den Schmerz, den ich ihretwegen empfinde, vermag ich nicht auszuſprechen, denn ich mache mir die bitterſten Vorwürfe, daß meine lieben Eltern meinetwegen ſo viel erdulden müſſen.

---

*) Dieſer Brief wurde aus dem Gefängniß geſchrieben und daher mit Vorſicht. Sie kannte mich indeſſen wirklich nicht perſönlich.

Dem Militair iſt verboten worden, ihre Waare bei uns zu kaufen und meine Eltern haben dadurch den traurigſten Verluſt dabei gelitten. Den 14. d. M. iſt meine Schweſter ihrer Haft entlaſſen worden; meine Strafe hört auf den 8. d. M., dann ſitze ich in Gefangenſchaft ſiebzehn Wochen und drei Tage für nichts und wieder nichts. Denn ich war kaum vier Tage meiner ſchweren Haft entlaſſen, ſo haben ſie mich ſchon wieder eingekerkert. Ich leide alle Schmach und Verachtung mit Geduld, denn ich leide es ja für meine gefangenen Mitbrüder, die hier in den öden Mauern ſchmachten müſſen! Würden ſie auch von aller Welt verlaſſen und mögen ihnen auch alle Herzen kalt und gefühllos entgegenſchlagen, mein Herz iſt und bleibt ihnen geweiht! — weder Kerker noch Verachtung wird mich von ihnen trennen, denn ich weiß ähnlichen Schmerz zu ermeſſen, aber auch das Glück zu ſchätzen, wenn man weiß, daß für den Gefangenen noch Herzen ſchlagen. Ich habe Ihnen die ganzen traurigen Verhältniſſe meiner Lage geſchildert und hoffe auch Sie werden mir einen Troſt in meinen Kerker ſchicken. Ich ſage Ihnen auch meinen herzlichſten, unausſprechlichen Dank für das Geſchenk, welches Sie mir zum Chriſtkindchen ſchenkten, bis einſt die glückliche Stunde wieder ſchlägt, wo ich wieder Alles vergelten kann mit Gottes Hülfe! — Ich grüße Sie ꝛc.“

Für die Bezahlung der Prozeßkoſten ſorgte meine Frau; ſie ſelbſt gab vierzig Gulden; den Reſt legten demokratiſche Freunde in Frankfurt dazu; allein den Ruin der Familie konnten ſie nicht verhindern. Daß man den Soldaten verbot bei dem Metzger Zöller zu kaufen und daß es dieſem unterſagt wurde ſeine Waare nach Raſtatt zu bringen, wovon er hauptſächlich lebte, iſt charakteriſtiſch für die Art, mit der man damals gegen die Demokraten und ihre Freunde verfuhr. Die Tochter war ſchuldig, — dafür mußte die Familie ruinirt

werden. — Zu meinem Leidweſen muß ich ſagen, daß auch einige politiſche Gefangene erbärmlich genug waren, ihre Wohlthäterin zu verrathen, wie auch die Aufſeher zu nennen, wodurch mehrere Familien in's Unglück geſtürzt wurden. Ich nannte Niemand; allein deßhalb liefen auch die Aufſeher für mich durch's Feuer und ich hätte ſie trotz aller Strenge zu allem Möglichen bewegen können; allein ſeit die Hoffnung auf Flucht verſchwunden war nahm ich mir feſt vor, nie wieder einen Aufſeher wegen kleiner Erleichterungen ꝛc. zu verleiten und habe das auch bis zum letzten Tage meiner Gefangenſchaft gehalten.

Herr von Jagemann war ſehr ärgerlich über mein Verſchweigen der ſchuldigen Aufſeher und bemerkte halb bedauernd, daß man die Tortur freilich abgeſchafft habe. Ich antwortete ihm lachend, daß ſie ihm bei mir auch nicht helfen würde, denn was ich für ehrlos hielte würde ich nicht thun und ſtünde mein Kopf auf dem Spiel.

Mir wurden für ſechs Monate Bücher. und Schreibmaterialien entzogen, weil ich mit letzteren Mißbrauch getrieben, wie aus den gefuudenen Briefen hervorging.

Die Geſchichte war noch nicht zu Ende. Nach etwa zwei oder drei Monaten ward ich vor den Präſidenten des Aufſichtsrathes gebracht. Auf einem Tiſch lagen Dinge, die ich ſogleich erkannte, — meine Sägen und Schlüſſel! Dem Gefangenen, der nach mir in meine frühere Zelle kam, fiel eine Feder hinter den Eckſchrank; bei dem Verſuch ihrer wieder habhaft zu werden entdeckte er le pot au rose und zeigte ſeinen Fund ſogleich an.

Anfangs lehnte ich jede Bekanntſchaft mit den Gegenſtänden ab; allein dies ſchülermäßige Lügen ekelte mich ſo an, daß ich es nur ſo weit zu thun beſchloß, als Andere betheiligt waren und ſagte: „Ja dieſe Sachen ſind mein.“

Nun wollte man wiſſen, auf welche Weiſe ich ſie bekommen und ich mußte wieder die Geſchichte von meiner Jacke und deren Taſche erzählen. Schon Jagemann war über dieſe Erzählung beinahe aus der Haut gefahren und Hofrath Bengießer fragte, ob ich denn denken könne, daß irgend Jemand daran glaube? Ich erwiderte ihm, daß es mir auch gar nicht darauf ankäme, eine andere könne er aber nicht genießen.

Mit dieſer Zerſtörung meiner Fluchthoffnungen und dem Aufhören jeder Correſpondenz nach Außen begann eine neue Phaſe meines Gefängnißlebens.

Drittes Capitel.

Hoffnungsirrlichter. — Ein Brief des Prinzen von Preußen. — Graf v. d. Gröben. — Miniſter von Manteuffel. — Unterhandlungen über Auswanderung. — Caution. — Ein ſtörendes Manifeſt. — Herr Miniſter Freiherr von Wechmar. — Ein Traum. — Der Regent. — Meine Frau und die Carlsruher Polizei. — Der große Miniſter und was das Echo ſagt. — Jagemann exit. — Herr Junghanns. — Ein Brief von Bettina von Arnim an mich. — Bericht eines Freundes über mich. — Wie man die Zeit tödtet, Körper und Geiſt pflegt und weder krank noch verrückt wird. — Federzeichnungen und Malereien. — Verkehr mit Heinrich Simon und Brief von ihm. — Freundliche Menſchen. — Begünſtigungen. — Im Hofe. — Meine Sperlinge. — Ein Schlachtſtück. — Meine Zellenkameraden und häusliches Glück. — Ein Brief von dem Herrn Hofrath Bechſtein. — Traumleben. — Sebaſtian Mattheis.

Nichts hat mir meine Gefangenſchaft ſo ſehr erſchwert, als die Hoffnungen auf Befreiung, welche mir beſtändig gemacht und die ſtets getäuſcht wurden. Die Beamten erregten dergleichen Hoffnungen theils aus freundlichen Abſichten, theils weil ſie ſelbſt daran glaubten. Weihnachten, Neujahr, der Geburtstag des Großherzogs ꝛc. waren ſolche Tage, die man mit Ungeduld erwartete und deren Erſcheinen die Gefangenen in eine fieberhafte Unruhe verſetzte. Man lauſchte auf jedes Geräuſch, blickte fragend in jedes Geſicht. Meine Frau war unermüdlich thätig und ſetzte alle nur immer erdenklichen Mittel in Bewegung, meine Freilaſſung zu bewirken und meine Mutter unterſtützte ihre Bemühungen.

Beide gingen unter Anderm nach Schlangenbad, um die Prinzessin von Preußen, die jetzige Königin, zu bitten, ein Schreiben meiner Mutter an ihren Gemahl zu befürworten. Die Prinzessin nahm zwar die Damen nicht an, ließ aber sagen, daß sie das Schreiben besorgen werde. Die Antwort darauf lautete:

„Wenn Sie den glücklich an Mir vorübergegangenen Unglücksfall benutzen, um Mein Mitgefühl für Ihre Sorge als Mutter eines Verirrten anzusprechen, so bedurfte es wohl dieser Veranlassung nicht erst, um das Gefühl in Mir zu erregen. Um so schwerer ist es Mir, Ihre Bitte um Verwandlung der Strafe Ihres Sohnes in die der Exportation, beim Großherzog von Baden nicht unterstützen zu können. Dieser Bescheid wird Ihnen nicht unerklärlich sein, wenn Sie bedenken, daß Ich die von Mir in den Kampf geführten Krieger habe fallen und bluten sehen gegen einen Feind, den Ihr Sohn befehligte. Der Großherzog von Baden hat bereits große Milde gegen denselben geübt, da, wenn er selbst nur irre geleitet sein sollte, er doch zu Denjenigen gehörte, welche den Kampf bis zum Aeußersten führten, so daß die Möglichkeit einer Rückkehr aus der Verbannung zu gleichem Zweck, nicht zur Unmöglichkeit gehört. Ob unter solcher Möglichkeit eine noch fernere Milderung zu erlangen ist, vermag Ich nicht zu beurtheilen. Möge der Himmel Ihnen, gnädige Frau, Ihr herbes Schicksal geduldig ertragen helfen; Er sendet nicht mehr als was wir nach Seinem Willen zu tragen vermögen.

Schloß Babelsberg, den 18. August 1850.

(gez.) Prinz von Preußen."

Meine Frau, die Nichts unversucht lassen wollte, da sie fürchtete, daß die Gefangenschaft mich tödten, oder doch meine

Gesundheit für immer zerstören werde, schrieb auch an Graf Gröben. In der Antwort, welche ich hier mittheile, nimmt derselbe das Verdienst meiner Rettung in Anspruch. Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß die Verwendung des Grafen den Kriegsminister von Roggenbach mit bestimmte, das Todesurtheil nicht zu bestätigen. Wie aber, wenn der Feldwebel im Standgericht gleichfalls für Tod gestimmt hätte? — Wie, wenn mein Gericht nicht durch die früher erwähnten Umstände verzögert und der Befehl noch nicht erlassen worden wäre, nicht einstimmige Urtheile zur Bestätigung nach Carlsruhe zu senden? — Der Graf schreibt an meinen Stiefvater:

„Von meiner Reise zurückkehrend, habe ich aus einem hier vorgefundenen Schreiben der Frau Helene von Corvin ersehen, daß sie eine Verwandte von Ew. Hochwohlgeboren ist und sich bei Ihnen befindet.

Wohldieselben ersuche ich daher ergebenst, dieser in jeder Beziehung mein tiefstes Mitleiden in Anspruch nehmenden Dame Nachstehendes zu eröffnen:

In Folge der Ihrem Gemahl am 22. und 23. Juli 1849 auf höheren Befehl gegebenen Hoffnung, habe ich mich zweimal für ihn verwandt und ist in Folge dessen die ihm gerichtlich zuerkannte Todesstrafe in eine 10jährige Gefängnißstrafe verwandelt worden.

Ein Mehreres für Herrn ꝛc. v. Corvin zu erwirken, bin ich ganz außer Stande.

Von 5500 Capitulanten der Besatzung von Rastatt, die sich auf Gnade und Ungnade ergaben, hat man nur an Zwanzig und Einigen der Strenge des Gesetzes freien Lauf gelassen.

Mit besonderer Hochachtung ꝛc.

K. Gröben."

Auch an den Miniſter von Manteuffel wandte ſich meine Frau. Derſelbe empfing ſie mit außerordentlicher Artigkeit und Theilnahme und nicht wie die Frau eines Sträflinges, ſondern als Frau von Corvin. Er erinnerte ſich meiner noch lebhaft, beklagte meine Theilnahme an der Revolution und deutete an, daß mein Aufſatz im Morgenblatte der Grund ſei, weshalb man neuerdings gegen mich ſo aufgebracht ſei. —

Dr. Kuſel, welcher mich vor dem Standgericht vertheidigt hatte und in Bruchſal wohnte, fuhr fort ſich auf das Allerfreundlichſte für mich zu intereſſiren. Er ſprach mit dem Miniſter in Carlsruhe und erlangte endlich im Frühjahr 1851 die Verſicherung, daß mir ebenfalls die Erlaubniß zur Auswanderung gegeben werden ſolle, wenn ich eine bedeutende Caution ſtelle. Dr. Kuſel meinte, daß dieſe Caution möglichſt hoch ſein müſſe, daß aber zehntauſend Gulden genügen würden. Ich ſchrieb alſo zunächſt an meine Freunde in Zürich; ſie verſprachen ſogleich Schritte zu thun und gaben einem nach Frankfurt gehenden Herrn an verſchiedene Perſonen darauf bezügliche Aufträge. Dieſer, ein großer Demokrat, ſagte meiner Frau, daß es nicht ſo ſchnell mit der Caution gehe; man müſſe ſich erſt überzeugen, ob ich deſſen auch werth ſei ꝛc. Darüber verging Zeit. Mein alter Freund W. R. in Frankfurt war gleich bereit die Caution zu leiſten; da er aber im Augenblick Gründe hatte, es nicht in ſeinem Namen zu thun, ſo ſuchte er einen andern meiner Freunde zu veranlaſſen, den ſeinigen herzugeben. Dieſer letztere Freund war ſehr umſtändlich in Bezug auf die zu gebende Sicherheit; vergebens mahnte Dr. Kuſel zur Eile; es vergingen über ſechs Wochen und als die Caution endlich an Dr. Kuſel eingeſchickt wurde, — war es zu ſpät. Die günſtige Chance war verpaßt; das Miniſterium war

wieder ſtrenge geſinnt, dazu veranlaßt durch ein abgeſchmacktes Manifeſt von London, welches einige Flüchtlinge unterzeichnet hatten, die keine Gelegenheit vorübergehen zu laſſen pflegen, ihre Namen und Perſonen in oſtentatiöſer Weiſe vor dem Volke zu paradiren, um dadurch den Glauben an ihre politiſche Wichtigkeit zu erwecken.

Ich war ſchon mit einem Fuß in Amerika und man kann ſich wohl denken, daß die Zerſtörung meiner Hoffnungen mich mit Recht hart traf und hauptſächlich ärgerte, weil ich ſie einem ſo trivialen Grunde zuſchreiben mußte. —

Die Hoffnung auf baldige Befreiung trat vollends in den Hintergrund, als der ſehr wohlmeinende Miniſter Stabel abdankte und ein gewiſſer Herr von Wechmar an die Spitze des Miniſteriums trat. Wie man 1848 in Berlin fragte: „Wer iſt Kisker?“ ſo fragte man jetzt in ganz Baden: „Wer iſt Wechmar?“ Kein Menſch wußte etwas von ihm und wie und wo der Großherzog dieſes Talent aufgefiſcht hatte.

Ich habe dieſen Menſchen nie geſehen, denn obgleich er manchmal im Zuchthauſe war — ich wollte er wäre darin geblieben! — ſo verſchonte er mich doch mit ſeinem Beſuch. Er that wohl daran, denn er gab mir bald Urſache zu ganz ſpezieller Abneigung.

Der Großherzog ſtarb. Als er anfing krank zu werden hatte ich einen ganz eigenthümlichen Traum, den ich einem der Beamten erzählte, welcher meinte, daß der Traum leicht zutreffen könne! — Der kranke Großherzog ſaß an der Spitze eines Eßtiſches. Die Tafel ſchien eben aufgehoben, am untern Ende des Tiſches ſtanden ſich gegenüber auf einer Seite Prinz Ludwig, auf der andern Prinz Friedrich, ſeine Söhne. Beide ſchienen aufgeregt und in einem Wortwechſel begriffen, von dem ich nur die letzte Antwort hörte, die Prinz Friedrich ſeinem Bruder gab: „Nun, Du ſollſt ja

Großherzog ſein, ich will nur die Regierung führen.“ So kam es denn auch und man erwartete nach Ablauf der Trauer eine allgemeine Amneſtie. Sie kam jedoch nicht, weil ſie Herrn von Wechmar und Geſinnungsgenoſſen nicht gefiel. Meine Frau beſchloß den Regenten zu ſprechen und ihm ein Geſuch ihrer Familie zu überreichen und reiſte nach Carlsruhe. Es war aber mit ihr zugleich ein ruſſiſcher Großfürſt als Beſuch angekommen und der Regent nicht zu ſprechen, ſie hielt es daher für das Beſte, wieder nach Frankfurt zurückzukehren, bis der Beſuch abgereiſt ſein werde. Als ſie wieder nach Carlsruhe kam hielt ſie es für zweckmäßig, ſich nicht als Frau von Corvin, ſondern als Frau von Wiersbitzka in's Fremdenbuch einzuzeichnen. Ein Poliziſt entdeckte aber dennoch wer ſie war, machte viel Geſchrei darüber, daß ſie einen falſchen Namen gebraucht habe und wollte ſie zwingen, augenblicklich wieder abzureiſen, da ſie den Regenten nicht ſprechen werde. Als ſie den Poliziſten überzeugte, daß ſie ein Recht zu dem eingezeichneten Namen habe und ihm ſomit den Vorwand nahm, ging er zurück, um ſich neue Inſtruktionen zu holen. Dieſe Zeit benutzte meine Frau, um den Gaſthof zu verlaſſen und ſich augenblicklich zu dem Adjutanten des Regenten zu begeben. Es war Morgens und der junge Officier noch nicht aufgeſtanden; er wurde jedoch bald ſichtbar und zeigte ſich als ein ſehr freundlicher, liebenswürdiger Mann. Er mußte früh zum Rapport und meine Frau erwartete ihn im Schloßgarten, da ſie fürchtete, in ihrem Gaſthof einen Poliziſten mit abermaligen Schubideen vorzufinden. Herr von * * * kam zurück, mit der angenehmen Nachricht, daß der Regent ſie um elf Uhr empfangen wolle. — Richtig, am Hotel ſtand ein Polizeiwolf, der ihr auf das Allerheiligſte betheuerte, daß ſie den Regenten nicht ſprechen ſolle und werde, und der ein Schafsgeſicht

machte, als meine Frau ihm ſagte, daß ſie um elf Uhr „befohlen“ ſei.

Der Regent muß ganz außerordentlich liebenswürdig geweſen ſein, denn meine Frau machte ihm das Compliment zu ſagen, daß er in ſeinem Weſen die allergröſte Aehnlichkeit mit mir habe, — als ich nämlich jung und noch beſcheiden war, von welcher Schwachheit ich mich ſeitdem curirte, wie die Leſer bemerkt haben werden. „Beſcheidenheit ziemt dem Jüngling, Ernſt dem Mann“, pflegte A. Glaßbrenner bei jeder Gelegenheit zu ſagen. — Der Regent war alſo liebenswürdig beſcheiden; er hörte Alles an, fragte, antwortete dann, daß er neu und unerfahren in der Regierung ſei und den Rath der Miniſter ſeines Vaters hören müſſe ꝛc. und ſchloß endlich mit der Aufforderung an meine Frau, „daß ſie Milde hoffen ſolle“. — Milde hoffend ging ſie.

Da ſie nun einmal in Carlsruhe war, ſo beſchloß ſie auch alle diejenigen Perſonen zu beſuchen, welche ihr als einflußreich genannt waren. Ich will die Leſer nicht mit Namen beläſtigen, die kein Menſch außerhalb Baden kennt. Herr von Jagemann fürchtete ſich und ließ ſich verläugnen; aber ſeine dritte Frau war zu ſprechen. Herr von Wechmar war ebenfalls zu ſprechen, — und wie! — Sein eigener regierender Fürſt empfing meine Frau wie eine anſtändige Dame und daſſelbe thaten der erſte Miniſter von Preußen und jede hohe Perſon, mit welcher ſie in jener trüben Zeit zuſammen kam; aber dieſer kleine Miniſter eines kleinen Staates benahm ſich, als ſei er Kaiſer von China und wie ſich in civiliſirten Ländern kein Mann, der auf Bildung Anſpruch macht, gegen eine Frau, und am allerwenigſten gegen eine unglückliche Frau benehmen darf. Herr von Wechmar ließ ſie vor ſich ſtehen und der brutale Ton ſeiner Rede war dem brutalen Inhalt angemeſſen. Er hatte unter

Anderm die Frechheit zu ſagen: „Wie können Sie nur einen ſolchen Menſchen lieben; Sie ſollten froh ſein, daß er (im Zuchthauſe!) gebeſſert wird.“ —

Auf eine ſolche Rede läßt ſich ſchriftlich nicht gebührend antworten, rief man aber in irgend ein Thal Badens hinein „Wechmar!“ ſo ſchallte als Echo daraus die Stimme des Volkes hervor: „Weg Narr!“ — Als ich bei ſeinem nächſten Beſuche Herrn von Jagemann erzählte, wie der Miniſter meine Frau behandelt habe, lächelte er verlegen und ſagte, indem er mit ſeinem Finger auf die Stirn zeigte: „Ja, Herr von Wechmar hat etwas kurioſe Ideen.“

Das Geſuch der Familie meiner Frau, mir die Auswanderung zu geſtatten und welches dieſe dem Regenten überreichte, wurde denn auch „mit höchſter Entſchließung eines Großherzoglichen Staatsminiſteriums vom 2. Juli“ von dem Regenten „abweislich verbeſchieden.“

Nun richteten ſich die Hoffnungen der Gefangenen wie der Beamten wieder auf den Geburtstag des Regenten, auf den erſten Januar u. ſ. w.; aber Herr von Wechmar hielt es für zweckmäßig, die abſchlägigen Antworten auf alle Geſuche gerade auf den Geburtstag des Regenten in das Zuchthaus zu ſenden. Meine Hoffnung richtete ſich nur auf einen Wechſel des Miniſteriums, denn nachdem ich verglich, was ich von dem Charakter des Regenten und dem ſeines aufgeblaſenen Miniſters hörte, ſchien es mir ausgemacht, daß der letztere ſehr bald ſeinen Abſchied erhalten werde. Die mich beſuchenden Beamten ärgerten oder amüſirten ſich oft darüber, wenn ich ihnen eine Scene zwiſchen dem beſcheidenen Regenten und dem Miniſter vorſpielte.

Obwohl Herr von Jagemann immer ſehr wohlwollend that und ſich den Anſchein geben wollte, als ſei er für meine Freilaſſung thätig, ſo habe ich doch in Erfahrung gebracht,

daß er besonders dagegen wirkte. — Er erkältete sich auf einer Reise in der Schweiz und starb. In seine Stelle in Bezug auf die Strafanstalten trat ein Ministerialrath Junghanns. Dieser Mann wurde als außerordentlich hart und streng geschildert, und ich erwartete seinen Besuch mit einigem Mißbehagen. Er trat allerdings sehr finster und streng auf; allein die Züge seines Gesichtes machten diesen Eindruck nicht auf mich; sie sprachen mich im Gegentheil an. Nach einer viertelstündigen Unterhaltung mit mir verwandelte sich plötzlich seine ganze Art und Weise; er sprach freundlich und theilnehmend, und ich vermuthe, daß man ihm eine sehr ungünstige Schilderung von mir gemacht hatte, die sich bei persönlicher Bekanntschaft als unwahr darstellte.

Ich war es längst müde geworden zu hoffen; denn diese Hoffnungen verhinderten mich, zu meiner Ruhe zu gelangen. Meine Frau jedoch, die fortwährend von der Vorstellung meiner Lage gequält wurde und es sich nicht verziehen haben würde, nicht Alles zu thun, was irgend in ihrer Macht stand, meine Freiheit oder wenigstens eine Erleichterung meiner Gefangenschaft zu erlangen, ließ kein Mittel unversucht und ermüdete nie in ihren großmüthigen Bestrebungen. Da zwei Schwestern meines Vaters mit einem Herrn von Arnim verheirathet gewesen waren, so beschloß meine Frau, diese Art von Verwandtschaft zu benutzen, um Bettina von Arnim für mich zu interessiren, was ihr auch gelang. Welche Schritte diese bekannte Frau für mich that, geht aus dem folgenden Briefe hervor, den sie mir in das Gefängniß schickte:

„Lieber Herr von Corvin!

Sie legen Werth darauf, daß ich Ihnen schreibe, und ich thue es gern, da mir gesagt ist, daß Dies Ihnen Trost gewähren könne.

Ich ſehe Ihre Lage für eine ſolche an, die Sie bald mit einer beſſeren umtauſchen werden. Aus Dem, was Sie mir über den Geheimen Rath Junghanns mittheilen, ſchließe ich, daß er Ihnen wohl will und gern Ihnen nützen wird, wenn Sie Ihr Vertrauen auf ihn feſthalten. Kein edler Mann widerſteht dem und es ſcheint, nach dem was Sie mir von ihm ſchreiben, dies Vertrauen in Ihnen rege zu machen.

Was ich auf Anregung Ihrer lieben Frau an den Prinzen-Regenten ſchrieb, war blos, weil ſie mir ihn als den liebenswürdigſten und menſchenfreundlichſten unter allen Fürſten bezeichnete, ſo dachte ich, es ſei nicht überflüſſig, eine Bitte ihm an's Herz zu legen, die doch auch zur Anerkenntniß dieſer hohen Eigenſchaften in ihm beitragen mußte. Wenn nun auch keine Antwort erfolgte, ſo kann ich doch den beſten Hoffnungen mich nicht erwehren in Bezug auf Herrn Junghanns, den ich geradezu für Ihren Gönner halte. Halten Sie dieſen Gedanken feſt und glauben Sie, daß Ihnen hierdurch ein magnetiſcher Einfluß auf dieſen Mann möglich wird und durch ihn wieder auf den Fürſten, der gewiß ſeinen Vorſchlägen der Begnadigung gern zuſagen wird, und ſo hätten Sie dieſe Begnadigung zum größten Theil durch Nachgeben und Vertrauen ſich ſelbſt zu danken, was nach den Geſinnungen, die mir von Ihnen mitgetheilt wurden, Ihnen gewiß auch wohlthuend entſpricht.

Die Politik ſteht heute auf einem Wendepunkt, der als der edelſte und — darf ich ſagen — als der idealiſchſte ſich bewähren muß, was Den ſegensreich kräftigt, der den Muth hat, ihm zu dienen.

Berlin, 4. Auguſt 1854.

Ihre ergebene
Bettine Arnim."

Am Anfang 1855 schrieb Frau von Arnim wieder an Herrn Junghanns, der in seiner Antwort sagte:

„Zwischen den von Ihnen angedeuteten Fällen liegt noch ein dritter, der Fall der Entlassung nach Erstehung der Einzelhaft (September 1855), allein es giebt auch für diesen keinen sichern Anhaltspunkt, und es wäre unrecht, Hoffnungen zu erwecken, deren Erfüllung in anderer Hand steht." —

Bei meiner großen Lebhaftigkeit und der ganzen Eigenthümlichkeit meines Wesens war es nicht zu verwundern, daß ich die in den vorigen Kapiteln geschilderte Art der Gefangenschaft ganz besonders schmerzlich fühlte und zu Zeiten von einer solchen Sehnsucht nach Freiheit ergriffen wurde, daß sie mich fast toll machte. Diese Sehnsucht wurde durch die Fluchtpläne natürlich noch verstärkt und es mag entschuldigt werden, daß ich zu diesen Bestrebungen meiner Frau, die Erlaubniß zur Auswanderung zu erlangen, die Hand bot. —

Obwohl ich in Allem, was ich über mich selbst und meine Empfindungen sage sehr offenherzig bin und mich immer bestrebe objectiv zu urtheilen, so ziehe ich es doch vor, wenn möglich, Andere reden zu lassen. Um nun den Eindruck zu schildern, den ich auf Andere in jener Zeit machte, führe ich den Brief eines Freundes von Mannheim an, der mich im Auftrag anderer Freunde besuchte, um sich von meinem Zustande zu überzeugen. Derselbe sah mich am 27. Januar 1851 und schreibt:

„Lieber Freund!

Ich war gestern bei Corvin. Sein Anblick ergriff mich tief. Er ist mager geworden, seine Augen liegen tief im Kopfe, allein sein wildes, strudelndes Wesen ist noch in ihm, auch ist er noch kräftig und lebhaft bis ins Wilde gehend.

Er ſagt mir, daß es ihm in neuerer Zeit beſſer gehe und daß er ſeltener ſeine Gichtſchmerzen im Kopfe habe, dagegen fühle er, daß ſeine körperliche Kraft anfange ſich zu ſchwächen. — Seine Arbeit iſt Litzenſchuhe flechten, dagegen iſt ihm wieder geſtattet zu leſen, was ihm einige Zeit in Folge ſeines unglücklichen Fluchtverſuchs unterſagt war. Dagegen iſt es mit dem Malen und Leſen *) ihm ſchwierig gemacht. Ich kann mir leicht jeden andern Menſchen eher ins Zellengefängniß denken als dieſen C. Dieſe Lebhaftigkeit des Charakters, dieſes brennende, lodernde, wilde Innere, bildet einen ſolchen Contraſt mit den kalten, poeſieloſen Räumen des Gefängniſſes, daß mir ordentlich ſchauderte, als ich den Menſchen da ſtehen ſah. Gerade das iſt aber auch von großem Nachtheil für ihn, weil es ihn ſo ſchroff macht, daß alle Grenzen der Klugheit überſchritten werden. *** den ich gut kenne, und den ich grade wegen C. einlud, ſagte mir, die Verwaltung ſei durchaus nicht freundlich gegen ihn geſinnt, da ihm nichts recht zu machen ſei und er immer erbittert ſei und zu klagen habe, welches letztere er außerdem in öffentlichen Blättern gethan habe. Es gehe ihm nichts ab, er werde unter beſonderer Berückſichtigung behandelt, allein es helfe nichts. Ich ſuchte während einer ganzen Stunde dieſem tête carrée — begreiflich zu machen, daß die Perſönlichkeit C.'s, ſein ganzes körperliches und inneres Weſen und Sinn, gar keine andere Erſcheinung bei ihm möglich mache und daß er doch Pſycholog genug ſei, um bei allenfallſigen Anfragen von Seiten des Miniſteriums wegen C. dieſer Geſchichten nicht zu erwähnen (es war nur wegen allenfallſiger Begnadigungsideen); allein ſo ein Beamter geht von ganz andern Grundſätzen aus und ich habe mit Schmerz

*) Soll wohl Schreiben heißen.

bemerkt, daß C., wenn er Begnadigung zu erwarten haben ſollte, in * * * wenig Unterſtützung finden wird. Deshalb *muß* dahin gewirkt werden, daß er *klug* wird. Thun Sie es wo Sie können, ich werde das meinige thun. — Der gute C., *lange* hatte er keinen Freund geſehen. Er war außerordentlich erfreut und aufgeregt, als er mich erblickte. „„Vor fünf Minuten habe ich an Sie gedacht,““ ſagte er.“

Daß mein Freund mich aufgeregt und wild fand iſt kein Wunder. Es war mitten im Winter, wenn die entſetzliche Luftheizung auf den Körper wirkt und dies in Verbindung mit dem mehr als ascetiſchen Leben die Nerven auf das Allerhöchſte anſpannt und reizt. Es war mir häufig, als ob ein glühender Bolzen durch meine beiden Schläfe geſteckt ſei. Zu manchen Zeiten war ich wieder ſehr niedergeſchlagen und beſonders wenn ich aus angenehmen Träumen durch die Glocke geweckt wurde. Dann überfiel mich das ganze Gewicht meines Unglücks und manchmal rann eine ſtille, bittere Thräne meine abgezehrte Wange herab.

Nur mit Entſetzen wach' ich Morgens auf!
Ich möchte bittere Thränen weinen,
Den Tag zu ſehen, der in ſeinem Lauf,
Mir auch nicht einen Wunſch gewährt, — nicht einen.

Eines Abends, als ich noch nicht lange im Bette lag, wurde ich durch entſetzliche Töne aufgeſchreckt, die von innerhalb des Hauſes kamen und ſich meiner Thüre näherten. Es war ein ſo grauenerregendes Gebrüll und etwas ſo menſchlich-teufliſches darin, daß ſich meine Haare ſträubten, und die Schlange, die zuſammengeringelt in der dunkelſten Kammer des menſchlichen Herzens ſchläft, der Wahnſinn, anfing, ſich zu rühren: es koſtete mich die allergrößte Anſtrengung, nicht mitzubrüllen! — Am andern Tage ſagte mir ein Aufſeher, daß es ein wahnſinniger Gefangener ge-

weſen ſei, welcher am Abend den Aufſeher beim Schließen der Zelle bei Seite geſtoßen habe und im Hauſe umher gelaufen ſei. Er ſagte mir auch, und andere Aufſeher beſtätigten es, daß dergleichen Ausbrüche von Tollheit ſehr häufig ſeien, und beſchrieb mir die Angſt, die er ſtets empfinde, wenn er des Nachts zu einem ſolchen Gefangenen gehen müſſe, weshalb er es auch nie allein thue, ſondern ſich ſtets einen Kameraden mitnehme. Er war außerordentlich ängſtlich in Bezug auf dieſe Mittheilungen und bat mich ſehr dringend, nichts davon gegen einen der Beamten zu erwähnen, die von Wahnſinn nichts wiſſen wollten und meiſtens Verſtellung vorausſetzten.

Ich begreife es vollkommen, wie man in dieſer Anſtalt verrückt werden kann. Es iſt ſchrecklich, einen langen Tag vor ſich zu ſehen, der nichts als Kummer und Sorge bringt; nicht eben den Schatten einer Freude, wie ſie ja der Aermſte und Elendeſte der freien Menſchen genießen kann. Sie können in Feld und Wald gehen, und da findet jedes nur im Geringſten empfängliche Herz Quellen von Genüſſen, deren geringſter ſelbſt meine traurige Zelle mit einem roſigen Schimmer überhaucht haben würde.

Manchmal, mich wenig an die lauernden Schildwachen kehrend, ſah ich durch mein Fenſter, wo mich ein jenſeits der Mauer ſtehender Kirſchbaum, der im Frühjahr ſtets mit Blüthen überſchneit war, wie ein alter Freund anblickte. Auf der dort vorüberführenden Landſtraße ſah ich Menſchen und mich rührte eigenthümlich die Stimme der Frauen und Kinder. Einmal gar zog eine große Prozeſſion vorüber und im Spätherbſt ſah ich eine Jagd. Einſt, nach vielen Bitten, nahm mich mein Aufſeher in die Schulſtube, welche in dem mittleren Thurm lag, und von deren Fenſter aus man eine köſtliche Ausſicht auf die Gegend und die Stadt hat. Ich

genoß ſie nur für zwei Minuten, denn es kam Jemand; es war einer der größten Genüſſe, welche ich während dieſer ſechs Jahre hatte.

Nachdem meine Fluchtpläne fehlgeſchlagen und meine Hoffnungen auf Freilaſſung wenigſtens ſo weit abgethan waren, um mich nicht mehr zu beunruhigen, ging ich mit mir ſelbſt zu Rath, prüfte meine geiſtige Rüſtkammer in Detail und wählte aus was dazu dienen konnte, dem mich belagernden Feind zu widerſtehen; denn ich hatte mir mit all meiner Willenskraft vorgenommen, weder körperlich noch geiſtig krank zu werden.

Anfangs waren meine Gedanken durch die Fluchtpläne und den Verkehr nach Außen hinlänglich in Anſpruch genommen; als das abgethan war, mußte ich einen Erſatz ſuchen und fand ihn darin, nicht nur die Charaktere ſämmtlicher Beamten gründlich zu ſtudiren, ſondern auch die Reſultate dieſes Studiums praktiſch dazu anzuwenden, mir ſo viel Annehmlichkeiten als nur immer möglich zu verſchaffen. Das Zuchthaus war für dieſe Jahre meine Welt und ich beſchloß, meine kleinen Abſichten mit all der Beharrlichkeit und all dem Ernſt zu verfolgen, wie man ſie ſonſt nur für große Dinge und Zwecke für nöthig findet. Die ganz eigenthümlichen Schwierigkeiten, die mir nicht nur durch die Einrichtungen des Hauſes, ſondern auch durch das Schwankende in dem Charakter mancher Hauptperſonen in den Weg gelegt wurden, machten die Beſchäftigung nur intereſſanter. Ich bin förmlich ſtolz auf meine Erfolge dort; denn ich ſetzte nach und nach Alles durch, was ich mir nur immer vernünftigerweiſe vornehmen konnte. Es iſt das keine Kleinigkeit, wenn man in einer Zelle allein eingeſperrt iſt und diejenigen Perſonen, auf die man wirken muß, manchmal nur

alle acht oder vierzehn Tage auf einige Minuten zu ſehen bekommt.

Ein ſehr hartnäckiger Kampf war der um meinen Schnurrbart und um mein Haar. Dr. Fueßlin wollte mir den erſteren durchaus nicht geſtatten und ſchlug vor, mir einen Backenbart unter dem Halſe zuſammenhängend wachſen zu laſſen. „Ja wohl," ſagte ich, „damit ich wie ein Scheeren-ſchleifer ausſehe, der Gänſe geſtohlen hat." Dann ſchlug ich vor, die Geſichter aller Gefangenen vermittelſt einer Art von Preſſenmaske in eine ſtereotype Spitzbubenphyſiognomie zu verwandeln. Dr. Fueßlin ſchickte mir dann den Chirurgen über den Hals, der das Raſiren und Scheeren beſorgte, und welcher mich durch die Verweiſe zu rühren trachtete, welche er von Herrn von Jagemann wegen meines Schnurr-bartes von Carlsruhe erhalten haben wollte. Dann wieder ſteckte ſich der Director hinter meine Frau, die ganz un-ſchuldig darauf einging und nicht begreifen konnte, warum ich ſo hitzig wurde, wenn ſie mir Nachgeben vorſchlug. Zeigte ſich der Director freundlich und nachgiebig gegen einige meiner Wünſche, dann verſchwand mein Schnurrbart, bis ich es wieder für zweckmäßig hielt, dieſen haarigen Gehülfen wachſen zu laſſen. Endlich ſiegte meine Beharrlichkeit und mein Schnurrbart nebſt Kinnbart blieben ebenſo ſtereotyp wie mein langes Haar.

Das Miniſterium in Carlsruhe drang fortwährend darauf, daß wir durchaus ebenſo behandelt werden ſollten, wie die andern Sträflinge; allein ſowohl der Director, wie ſämmtliche andere Beamten der Anſtalt erklärten das für poſitiv unmöglich. Der Director kam dadurch oft in die Klemme, da er es weder mit uns, noch mit dem Miniſterium verderben wollte und von Natur nicht zur Härte geneigt obwohl Prin-zipienreiter war.

Von meiner Schusterei und sonstigen Zuchthausarbeiten wußte ich mich mit viel Geduld und Geschicklichkeit endlich ganz zu befreien, indem mir gegen Zahlung von fünfzehn Kreuzern täglich das Recht verkauft wurde, zeichnen und später auch in Wasserfarben und selbst in Oel malen zu dürfen. Der spindeldürre Jagemann, dem das fette Oel so heiter erschien, war ja todt. Ich versuchte mit der Feder zu zeichnen und ahmte zu dem Ende mit großer Gewissenhaftigkeit Holzschnitte nach. Gleich die ersten Blätter gelangen über Erwarten. Dadurch ermuthigt fuhr ich mit um so größerem Eifer fort und erreichte bald eine große Geschicklichkeit in dieser Kunst. Ich machte mehrere hundert Federzeichnungen, die zum Theil an meine Freunde verschenkt, zum Theil von meiner Frau verkauft wurden. Eine derselben, der Kirchgang nach Bendemann, wurde für das Album des verstorbenen Königs von Preußen angekauft, der aber nicht wußte, daß ich die Zeichnung gemacht hatte, da es mir nämlich ausdrücklich untersagt war, meinen Namen unter meine Zeichnungen und Bilder zu setzen. — Ein weggejagter Aufseher hatte in Heidelberg ein kleines, sehr künstlich von verschiedenen Hölzern zusammengesetztes Fäßchen, als von mir gemacht, sehr gut verkauft. Ich wollte, daß ich solche Geschicklichkeit erlernt hätte, denn sie würde mir mehr genutzt haben wie all meine Zeichnerei und Schriftstellerei, so daß der Herr Hofrath Benglesser mit seinem Rath doch nicht so Unrecht hatte.

Ich malte auch Miniaturgemälde auf Elfenbein, mußte es aber lassen, da meine Augen bei dem unsicheren Licht in der Zelle zu sehr davon angegriffen wurden. — Eine Zeitlang übte ich mich auch in Compositionen, besonders komischer Genrebilder, die aber meist satyrisch ausfielen und mißliebig wurden. Einige davon erschienen in Nieritz's Volkskalender.

Ich verſuchte mich ebenfalls im Potraitiren; allein Jagemann hatte das verdorben. Unter den politiſchen Gefangenen war nämlich ein Zeichner, der ſehr gut potraitirte und einige der Beamten hatten durchaus keinen Anſtand genommen, die Bitten des Gefangenen zu erfüllen, ihm in der Zelle zu ſitzen, beſonders da er ihnen das Portrait ſchenkte. Durch ſeinen Spion, den nachher weggeſchickten Buchhalter, erfuhr Jagemann die ganze Geſchichte, plumpte plötzlich wie eine Bombe in die Zelle und ſchleppte mit höchſteigenen Miniſterialhänden die Mappe des Künſtlers hinweg. Er ſchwelgte dann im Ertheilen von Miniſterialnaſen und verbreitete ſolchen Schrecken unter den Beamten und Angeſtellten, daß mein Aufſeher, wenn ich ihn mit dem Pinſel in der Hand erſuchte, mich einen Augenblick ſeine Naſe anſehn zu laſſen, ängſtlich hin und her trippelte und endlich ſagte, „daß er erſt den Herrn Director fragen müſſe.“ Ich war alſo genöthigt, an meinem eigenen Geſichte Studien zu machen und portraitirte mich vor einem handgroßen Spiegel mit der Feder, mit Tuſche, auf Elfenbein und mehrmals in Oel. Ich malte auch verſchiedene Aufſeher trotz alles Proteſtirens und habe noch das meines braven Mattheis im Album, der während der letzten Jahre mein Aufſeher war und von dem ich noch reden werde.

Im Allgemeinen wollte meine Kunſt nicht viel bedeuten; allein ſie war mir ein großer Troſt im Gefängniß. Hatte ich ein Bild angefangen, ſo ſtand ich vergnügt auf und der Tag verging mir häufig nur zu ſchnell. Ich war dann meiſtens ſo heiter geſtimmt, daß ich oft laut ſang, zum Entſetzen der Aufſeher, die Töne der Heiterkeit nicht gewöhnt waren. Ich kehrte mich aber nicht daran und erwiderte, ſie möchten dem Herrn Director nur ſagen, daß ich es ſei, der ſinge. —

Ich zweifle, ob meine Arbeit mir so viele Freude gemacht haben würde, wenn sie Niemand gesehen und bewundert hätte. Ich pflegte stets in meiner Zelle eine Ausstellung von all meinen fertigen Arbeiten zu halten, bevor ich sie weg schickte. Gewöhnlich standen sie auf dem an die Wand geklappten Bette und ich war nicht gleichgültig gegen Lob oder Tadel des geringsten Aufsehers.

Meine Freundin, Louise Trendelenburg, jetzt die Gattin meines Freundes Dr. Loewe (Kalbe) in New-York, die mir häufig schrieb, schickte mir aus der Schweiz, unter andern Zeichenmaterialen, zwei so köstliche Zeichenfedern, daß ich sie nie wieder so gut habe bekommen können, sogar nicht mehr bei dem Fabrikanten Guillot, den ich später in Birmingham selbst darum befragte. Meine gute Frau gab sich die unendlichste Mühe, mir stets das Allerbeste in jeder Hinsicht zu verschaffen, und als die mir gesandten Federn nicht genügten, schrieb sie, da Frau Louise in Paris war, an Heinrich Simon, der in Zürich wohnte, wo die Federn gekauft worden waren. Dies ward die Veranlassung zu einem freundlichen Verkehr mit Simon und den Seinen. Er sowohl, als Frau Professor Gärtner, seine Cousine, und deren Kinder thaten was nur immer in ihrer Macht stand, um mich auf irgend eine Weise zu erfreuen, und ihre Briefe, durchdrungen von herzlicher Gesinnung, thaten mir sehr wohl. Da wir Heinrich Simon nun verloren haben, so werden einige Briefe von ihm um so willkommener sein, als sie ein Beweis seines trefflichen Herzens und seiner wackern Gesinnung sind. Der erste Brief ist an meine Frau gerichtet; er lautet:

Zürich, 12. März 1852.

„Nehmen Sie meinen herzlichen Dank hin, verehrte Frau, für ihre freundlichen Zeilen vor Allem und dann,

daß Sie mir Gelegenheit geben, Ihrem unglücklichen Gatten eine kleine Freundlichkeit zu erweisen. Ich komme eben heim vom Begräbnisse des trefflichen Todt, den eine Frau und fünf Kinder auf fremder Erde beweinen — und Ihr Mann, weil ihm das Herz hochschlug für ein freies Vaterland — im Zuchthause. Wenn sich so die einzelnen harten Schicksale in ihrer Grellheit vor uns hinstellen und wir mitten drin stehend davon ergriffen sind, mag wohl mitunter das Herz banger klopfen: aber der Blick auf den Preis, für den wir gekämpft haben, das Bewußtsein, als Ehrenmänner nach innerstem und heiligstem Bewußtsein gehandelt zu haben und das Wissen, daß ein Sinn und ein Zusammenhang in der Weltgeschichte und somit kein Opfer ein vergebenes, das stählt auch in solchen Momenten die Kraft. Möge sie bei Corvin im langen Kerker nicht erlahmen; in solcher Lage ist Mannesmuth die einzige Stütze. Corvin wird sich aber auch erinnern, wie viele Männer selbst nach langwierigem Kerker mit ungebrochener, ja mit intensiver Kraft wieder in's Leben getreten sind. Es giebt in so qualvoller Lage nur Ein Mittel, sie sich möglich zu machen: das Gezwungene als ein Gegebenes zu betrachten und in sich zu verarbeiten und dadurch mit dem eigenen Willen in Verbindung zu bringen.

Und die Zeit eilt heute rascher als früher. — —

Was nun die Kommission anlangt, so bin ich zweifelhaft, ob sie mit Glück ausgeführt. Die bedeutendste hiesige Handlung mit derartigen Zeichenapparaten, in welcher auch, wie ich weiß, Frau Louise die betreffenden Einkäufe gemacht, hat dieselbe Feder nicht mehr, versicherte aber hoch und theuer — ich erinnerte ihn an Himmel und Hölle —, daß die beifolgenden zwei Sorten das Beste derartige seien. So will ich denn wünschen, daß der Mann nicht im Irrthum.

Sagen Sie Corvin, daß ich mich auf ſein Bildchen freue und recht oft an ihn dächte.

Ich habe ſeit vierzehn Tagen keine Nachricht aus Paris; nach dem letzten Briefe wollte die kleine Geſellſchaft ſchon um den 10. des Monats nach Nizza; ſie ſcheinen alſo den Pariſer Aufenthalt zu verlängern.

Mit achtungsvoller Ergebenheit

H. Simon."

In jener Zeit wurde es bedenklich gefunden, wenn ich mit H. Simon correſpondirte und deshalb dictirte er gewöhnlich ſeine Briefe, ohne ſich zu unterſchreiben, oder Frau Gärtner erzählte mir, was mich intereſſiren konnte in der allerliebenswürdigſten Weiſe. — Ebenſo correſpondirte ich, als die jetzige Frau Loewe nach Amerika gegangen war, mit ihrer Schweſter, ſpäter Frau von Rappard, die ſo freundlich war zu ſchreiben: „Hieran anknüpfend will ich mir gleich die Bitte für mich erlauben, daß Sie mir die Freude machen, mich zuweilen mit Ihren Bedürfniſſen irgend welcher Art bekannt zu machen, die Ihnen ſonſt wohl Louiſe zu beſorgen pflegte, und die Ihnen auch jetzt nicht von Ihrer Frau Gemahlin, wegen ihres Aufenthaltes in Berlin, ſo ſchnell als durch mich zugeſendet werden können. Ich würde dies als eine Art Vermächtniß von Louiſen betrachten, was mich ſtets angenehm an ſie erinnerte." — Dieſen Brief, der über Zürich ging, hatte Frau Gärtner, geborne Simon, außerordentlich herzliche Zeilen hinzugefügt, von denen ich nur einige anführe: „Wenn Ihnen aber das Herz einmal recht ſchwer iſt und die Einſamkeit Sie zu tief bedrücken will, dann laſſen Sie ſich geſagt ſein, was Sie ja auch wiſſen, daß Sie nicht einſam ſind, daß treue warme Herzen bei Ihnen und mehr als Sie wiſſen." —

Eine Sendung, bestehend aus einem reichhaltigen Kasten mit Pastellfarben nebst Zubehör, köstlichen Perry'schen Stahlzeichenfedern, die so hart sind, daß sie wie Glas brechen, wenn sie von mäßiger Höhe hinunterfallen und eine große Kiste voll der schönsten Prünellen, war wie Simon schreibt, „ein Compagniegeschäft" von Fräulein Albertine (nun Frau von Rappard) und ihm und begleitet von liebenswürdigen Briefen, die mir eine sehr große Freude gewährten. Simon schreibt darin unter dem 4. April 1854: „Ein Zustand, wie der Ihrige, werther Herr, kann entweder nur ruiniren, oder sehr bedeutend heben, nämlich in die Stimmung versetzen, in der Ihr Brief v. 19. v. Mts. geschrieben, der Ihre Unabhängigkeit von Ihrem Schicksal darlegt. Einem solchen Manne gegenüber hört der innere Sinn der Strafe auf, und da Ihre offenbar menschenfreundlichen unmittelbaren Vorgesetzten hier mitfühlen, so bauen Sie auf deren Berichterstattung nach oben, die unzweifelhaft von wesentlichem Einfluß.

Ihre Federzeichnung nach Schirmer ist außerordentlich schön und macht einen wahrhaft künstlerischen Gesammteindruck; ich fasse sie unter Glas und Rahmen, als Gefährten zweier früherer Zeichnungen."

„So eben habe ich Ihren Brief noch einmal gelesen. Sie sollten Ihre inneren Erlebnisse, Ihre Gedanken niederschreiben. Oder läßt Ihre übrige Thätigkeit keine Zeit dazu? Wer so wie Sie in die Schachten von Seele und Geist hinabsteigt hat viel zu berichten. Was Sie von dem Weltzusammenhang, und somit von dem Wirken eines Jeden sagen, ist mir aus der Seele gesprochen." —

Der freundliche Verkehr mit Simon und seiner Familie dauerte bis zum Ende meiner Gefangenschaft und auch noch später fort. Diese Briefe, welche alle die herzlichste Theil-

nahme athmeten und durch ihren ſonſtigen, gediegenen Inhalt ſehr tröſtend, erfriſchend und anregend wirkten, waren meiſtens von einem Geſchenk von allerlei Dingen begleitet, wie ſie mir in den letzten Jahren der Gefangenſchaft geſtattet wurden, wozu hauptſächlich getrocknetes Obſt gehörte, namentlich Pflaumen, die Simon immer nicht köſtlich genug finden konnte, da ihm nur die ſchönſten Bordeauxpflaumen für mich genügten. Ebenſo erwieſen mir Rappard und ſeine jetzige Frau ſehr viel Freundliches. —

Ich hatte für Simon mein Portrait in Oel gemalt und ſandte es ihm mit einem andern kleinen Oelgemälde. Meine Geſchenke erregten große Freude und knüpften das freundliche Band noch feſter. *)

Nach langem Krieg mit dem Director Fueßlin waren wir endlich zum Verſtändniß gekommen und ich beſiegte meine alte Antipathie. Ich habe ſeine Geduld allerdings auf die allerhärteſte Probe geſtellt, und wenn er ſich auch manchmal ſehr ärgerte, ſo hat er es mich doch niemals fühlen laſſen. Was mich Anfangs an ſeiner Art und Weiſe verletzte war verſchwunden und er blieb bis zum Ende ſtets gleich freundlich. Auch die übrigen Beamten, ſelbſt wenn ſie mit einer

*) Ich kannte Simon damals nicht perſönlich. Als ich im Jahre 1859 mit amerikaniſchen Freunden eine Reiſe durch die Schweiz machte und durch Zürich kam, war es natürlich mein Erſtes Simon zu beſuchen. Als das Dienſtmädchen mir öffnete, erkannte ſie mich ſogleich an dem Portrait, welches in Ihres Herrn Zimmer hing. Ich fand Simon, deſſen Bruder, Frau Gärtner und deren Tochter — letztere mit dem erſten Kindchen auf dem Arm und den Gatten Dr. B. aus Chur zur Seite, bei Tiſche. Letzterer begleitete uns auf den Rütli. Ich brachte nur eine Stunde bei Simon zu, aber wir fanden Gefallen aneinander. Ich hoffte ihn wieder zu ſehen und war ſehr erſchüttert, als ich die Nachricht von ſeinem ſo plötzlichen Tode erhielt.

vorgefaßten Meinung gegen mich in das Haus kamen, änderten dieselbe bald. Nur ein einziges Mal während meiner sechsjährigen Anwesenheit im Gefängniß, vergaß sich einer der Beamten, von dem man es am wenigsten hätte erwarten sollen, auf die allergröbste Weise gegen mich. Da er unmittelbar darauf seine Uebereilung bereute und mich bat, den ihn beschämenden Vorfall zu vergessen, so will ich denselben, so charakteristisch, amüsant und verführerisch zur Mittheilung er auch immer sein mag, hier nicht erwähnen. —

Als der Regent auf Veranlassung des Staatsministeriums das Gesuch um Auswanderung abschlug, zu dessen Bewilligung er persönlich geneigt war, soll er den Wunsch ausgesprochen haben, daß mir wenigstens all diejenigen Erleichterungen zu Theil werden möchten, welche sich mit der Art meiner Gefangenschaft vertrügen. Darüber waren aber die Ansichten sehr verschieden, denn wenn auch früher gesagt wurde, daß die Einzelhaft ein Behandeln der Gefangenen nach ihrer Individualität möglich mache, so hatte das doch viele praktische Schwierigkeiten. Die Aufseher schwiegen nicht; theilten andern Gefangenen bewilligte „Begünstigungen" mit und veranlaßten viel stürmische Bitten, wie das ganz natürlich war. Was mir im letzten Jahre gewährt wurde, will ich erwähnen. Es war mir gestattet, den Steinboden meiner Zelle mit einer im Zuchthause angefertigten und von mir bezahlten Strohmatte zu bedecken. Gegen Zahlung von fünfzehn Kreuzern täglich durfte ich zeichnen, malen und schreiben. Ich brauchte nicht mit dem Glockenschlag aufzustehen; ich war von der Schule dispensirt und stillschweigend von dem Besuch der Kirche; auch war man in Bezug auf meine Correspondenz nachsichtig. Ich durfte mir monatlich englische und französische Bücher von Frankfurt senden lassen; deutsche waren verboten, obwohl hin und wieder eine Aus-

nahme gemacht wurde. Ich hatte eine helle, gute Lampe; erhielt ſtatt anderthalb Pfund Schwarzbrod zwölf Loth Weißbrod und zwei Schoppen abgerahmte Milch und täglich ſechs Loth Fleiſch. Da ich außerordentlich ſchwach wurde, bewilligte mir der Doctor — wie einigen andern Gefangenen — wöchentlich einen Schoppen Achtkreuzer-Wein, welche Bewilligung aber als zu koſtſpielig von der Verwaltung geſtrichen wurde. Da ich aber beharrlich war, ſo gelang es mir, die Erlaubniß zu erhalten, mir ſelbſt Wein kommen laſſen zu dürfen, und da gegen meine Logik, daß guter Wein mediziniſch wirkſamer ſei als ſchlechter, nichts einzuwenden war, ſo trank ich natürlich den beſten, obwohl in ſehr geringem Maße. Als ich dieſe Erlaubniß erhielt, ſandte mir meine ſtets beſorgte Frau von Berlin augenblicklich eine Flaſche des beſten Johannisbergers und eine des beſten Ruſter Ausbruchs. Die Ankunft dieſer beiden mit koſtbaren vergoldeten Etiketts verſehenen Flaſchen erregte unter den Beamten eine große höchſt ſpaßhafte Aufregung und ich erhielt den Wein, nachdem die Etiketts abgewaſchen worden waren. Später ſandte man mir auch Bordeaux und Asmannshäuſer in unſchuldigen Flaſchen, wovon ich in der ganz letzten Zeit täglich einen halben Schoppen trinken durfte. Es war das eine ſehr nöthige und äußerſt werthvolle Bewilligung, ohne welche mein Körper nicht geſund geblieben ſein würde. Ferner wurde mir auch, aus Geſundheitsrückſichten, die Zuſendung von trockenem Obſt geſtattet und ich hatte immer nur zu wehren, daß man mir nicht zu große Delicateſſen dieſer Art ſandte, wozu meine Freunde in der Schweiz ſowohl, als meine Frau, wie beſonders Frau Fanny Katzenſtein in Frankfurt ganz außerordentlich geneigt waren. Letztere verfehlte auch nie, mir zu Weihnachten oder meinem Geburtstage, eine Schachtel mit Blumen zu ſenden und überhaupt jede

Gelegenheit zu ergreifen, meiner Frau oder mir eine Freude zu machen. Das waren köstliche Sendungen, die sehr viel dazu beitrugen, mir meine Gefangenschaft in der letzten Zeit zu erleichtern. Für die Bezahlung meiner Ausgaben im Gefängniß sorgte mein alter treuer Freund W. R. in Frankfurt. — Die werthvollste Bewilligung aber, die mir gemacht wurde, war die Erlaubniß, mir einen Vogel zu halten. Als der Bruder meiner Frau mir selbst einen Canarienvogel überbrachte, war man sehr im Zweifel, ob man mir denselben geben solle, da man den Vogel in Verdacht hatte, daß er ein Hahn sei und singen werde, was als „gegen den Ernst des Orts" für unschicklich gehalten wurde. Andere Gefangene hatten nur Sperlinge. Genug, der Vogel wurde mir gegeben. Er sang wunderschön und wurde bald so zahm, daß er sich auf meine Schulter setzte, oder auf den Rand meines Buches, wenn ich las, und sang. Das arme Thierchen konnte aber die Luftheizung nicht vertragen; es wurde bald krank und der Director sagte, es habe die „Zuchthausschwindsucht." Es hustete die ganze Nacht und schien von einem innern Feuer verzehrt, denn es saß fortwährend im Wasser um sich zu kühlen. Endlich starb es. Ich schäme mich nicht zu sagen, daß ich bittere Thränen vergoß, als ich meinen kleinen Freund verlor. Ich packte ihn in Moos, legte ihn in eine Schachtel, und sandte ihn nach Frankfurt, um ihn dort neben einem treuen Hündchen meiner Frau begraben zu lassen.

Wenn man keine großen Freuden haben kann, muß man so viel als möglich aus kleinen machen und diese findet man, wenn man nicht gänzlich im Gemüth verwahrlost ist, in jeder Lage. Auch ich fand sie und zunächst in den Spielen meiner Phantasie. Oft überließ ich mich Tagträumen. Ich versetzte mich in diese oder jene Lage; malte mir alle Details der-

ſelben aus und bei meiner großen Erregbarkeit genoß ich alle Eindrücke der Freude, der Angſt, Aufregung und Betrübniß in einer Weiſe, die nicht gar weit von der Wirlichkeit entfernt war. Daß ich oft Reden hielt und Schlachten focht, verſteht ſich ganz von ſelbſt.

Ich ſuchte mich auch auf andere Weiſe zu unterhalten, und wenn ich auch keine Schachtel mit Nadeln umherſtreute, um ſie wieder zuſammen zu ſuchen, wie man von Gefangenen erzählt, ſo gab ich mich doch ähnlichen geiſtigen Spielereien hin. Unter Anderm bemühte ich mich, die Namen ſämmtlicher Kameraden zuſammen zu bringen, mit denen ich in Potsdam und Berlin im Cadettenhauſe geweſen war. Um das zu können, mußte ich mich wieder in die Anſtalt verſetzen und alle dort erlebten Lagen auffriſchen. Es war wunderbar, wie ein Geſicht nach dem andern und zwar mit einer Lebhaftigkeit erſchien, daß ich jedes hätte malen können. Ich brachte auch über vierhundert Namen zuſammen, was mich für lange Zeit beſchäftigte. Oft ſprang ich des Nachts aus dem Bette, um den mir einfallenden Namen eines Neuentdeckten mit Kreide auf den Tiſch zu ſchreiben, um ihn am Morgen der Liſte hinzuzufügen.

Andere geiſtige Unterhaltungen waren vernünftigerer Art. Ich ſtellte mir irgend ein Problem, welches ich mit all ſeinen Details durch dachte. Manchmal waren es mathematiſche Aufgaben und einer erinnere ich mich wegen des Schreckens, den ich dem Lehrer damit verurſachte. Da Platina ſchwerer und Kupfer leichter als Gold iſt, ſo muß ſich aus einer Miſchung beider Metalle eine Münze herſtellen laſſen, welche bei weit geringerem Werth, Gewicht und Größe eines Goldſtückes hat, von dem es, wenn galvaniſch vergoldet auch kaum durch den Klang zu unterſcheiden ſein möchte. Zur Löſung dieſer Frage mußte ich nicht allein die Verhält-

niſſe der Zuſammenſetzung und des Gewichtes eines Goldſtückes, ſondern auch die ſpecifiſchen Gewichte der Metalle kennen. Vermittelſt einer Gleichung ließe ſich dann die Frage löſen, die ich dem Lehrer ſtellte: „Welches iſt die geringſte Quantität von Platina, die man Kupfer zuſetzen muß, um ein Goldſtück zu erzielen, das an Größe und Gewicht einem Doppellouisd'or gleich iſt.“ Der Lehrer aber entſetzte ſich, nicht ob der Schwierigkeit der Gleichung, ſondern ob der zuchthäuslerischen Tendenz derſelben und floh vor mir.

Briefe, die ich von dem Vorſteher einer Kolonie in Südamerika, einem deutſchen Doctor, erhalten hatte, welcher mich gern bei ſich haben wollte, lenkten meine Gedanken auf Einrichtung einer Kolonie nach modifizirten kommuniſtiſchen Grundſätzen. — Ich legte einen Wintergarten im größten Maßſtabe an, den ich ſpäter im Londoner Kryſtallpalaſt aber doch übertroffen fand. Die Verbeſſerung und praktiſche Benutzung der Luftballons beſchäftigte mich lange Zeit. Dann wieder erregten mich die noch in der Kindheit befindliche Photographie, von der ich durch das polytechniſche Journal von Dingler Nachricht erhielt, welches mir ausnahmsweiſe geſtattet wurde. Ich ſchlug ſchon damals alle die Dinge vor, die jetzt ausgeführt werden bis auf die Viſitenkarten und machte Pläne für die Illuſtration von Büchern durch Photographien, ja hatte ſogar die Herausgabe eines ſolchen Buches im Sinn, welches photographiſche Landſchaften aus Amerika enthalten ſollte, — wie man ſie jetzt überall ſieht. Meine Kenntniß der Galvanoplaſtik war für mich eine unerſchöpfliche Fundgrube. Ich fand eine Menge dahin gehörige Dinge und unter anderm die Kunſt, Perlmutter, Schildplatt, Steine u. ſ. w., auf galvaniſchem Wege in Metall einzulegen, eine Erfindung, die mir ſpäter in England und Frankreich patentirt wurde. Dieſe Erfindung

wird noch große Anwendung finden; aber Andere werden die Früchte erndten, da mir das Talent zum Kaufmann ganz und gar abgeht.

Ich las natürlich ungeheuer viel, mußte es aber oft wegen Schwäche aufgeben, da ich zu manchen Zeiten nicht vier bis fünf Seiten leſen konnte, ohne die entſetzlichſten Kopfſchmerzen zu bekommen. Ich hatte nie Zeit finden können, Engliſch zu lernen; nun hatte ich Zeit im Ueberfluß, und wenn wirklich Zeit Geld iſt, ſo war ich in dieſer Beziehung ein Rothſchild. Ich ſtudirte alſo mit aller Geduld Ollendorfs Grammatik und ſchrieb alle Aufgaben ſo oft auf eine Schreibtafel, bis ich ſie ohne Fehler ſchreiben konnte. Ich las alle Bücher von Dickens, nebſt unendlich viel andern, den ganzen Spectator von Addiſſon und an dreißig Bände der Houſehold-Words. Dadurch lernte ich die feinſten Nüancen aller engliſchen Wörter kennen und gerieth fortwährend in Zorn über meinen Dictionair von Kaltſchmidt, der ſo populär iſt, aber durch und durch nichts taugt. Der vortreffliche von Dr. Flügel war leider noch nicht erſchienen. — Bei Nennung dieſes Namens darf ich nicht vergeſſen einer Freundlichkeit zu erwähnen, die mir von Dr. Flügel zu Theil wurde, der in Leipzig amerikaniſcher Conſul war und den ich im Literaten-Verein nur oberflächlich kennen gelernt hatte. Er ſuchte nicht allein Erleichterung meiner Gefangenſchaft zu erlangen, indem er ſich an die ihm bekannten einflußreichen Perſonen wandte, ſondern gab ſich unendlich viel Mühe, ein mir werthes, altes Buch wieder zu erlangen, welches ich dem verſtorbenen Major Pierer geliehen hatte und von dem ſich Flügel erinnerte, daß ich es als die Perle meiner Bibliothek betrachtete. Er erreichte ſeinen Zweck und ſandte das Buch meiner Frau. Das Buch war zwar nur die Reitkunſt des Herrn Antoine de Pluvinel und nicht das koſtbare Werk

ähnlichen Inhalts des Herzogs von Newcaſtle, allein die Freundlichkeit bleibt dieſelbe.

Ich ſchrieb auch eine Menge Dinge; zunächſt die „Erinnerungen aus meinem Leben“; Bilder aus dem Thierleben; Briefe eines Einſiedlers über alle mögliche Themata; über Militärwiſſenſchaft; über Religion u. ſ. w. Solche Gegenſtände, welches zu ſcharfes Nachdenken erforderten, waren jedoch nicht im Verhältniß mit der ſpärlichen Nahrung und der auszehrenden Luftheizung. Dazu kam noch immer das abſcheuliche Quinkiliren der wohlfeilen Orgel, die manchmal für Stunden ihren Schreihals nicht ſchloß. Eine ſehr häufig wiederkehrende Paſſage war mir beſonders unangenehm. Dieſe Stelle erinnerte mich immer an eine ungeſchickt fortſpringende wildgewordene Kuh, die in ganz kurios abgeſchmackter Weiſe ihren Schwanz ſchwingt.

Im Sommer war ich meiſtens in beſſerer Laune als im Winter und ich freute mich auf die Bewegung in freier Luft — wenn nicht grade Miſtjauche gepumpt wurde — und die mancherlei Unterhaltungen, die ſich mir in dem „Spazierhofe“ boten. Eine Quelle des Amüſements war freilich abgeſchnitten worden. Früher waren nämlich die weißen Mauern, zwiſchen welchen wir einzeln auf- und abliefen, von den Gefangenen benutzt worden, um an ihnen ſchriftlich und bildlich ihre Gefühle und Gedanken mitzutheilen. Ich hatte da, von einem unorthographiſchen Spitzbuben angeſchrieben, geleſen: „Di Friſcharn ſin al in Switz mit al di Kanoner uns Mildär.“ Unter dem nicht geſchmeichelten Gemälde eines preußiſchen Soldaten ſtand ein eigenthümliches Stoßgebet: „Dübel kum un hol e Wage full fon dieſe Kärls.“ Ein reumüthiger politiſcher Gefangener, der ſich wahrſcheinlich auf die Auswanderung nach Amerika vorbereitete ſchrieb: „O brison you are a great master!“

— Gelehrte correſpondirten in Latein oder Griechiſch, oder auch nur mit griechiſchen Buchſtaben. Hin und wieder wurden auch Zettelchen über die Mauern der Spazierhöfe geworfen, bis denn endlich durch ſehr große Strenge dieſen al fresco Unterhaltungen ein Ende gemacht wurde.

Man hatte menſchenfreundlicher Weiſe den öden Hof in einen Garten verwandelt, in welchem nicht nur Gemüſe, ſondern auch Blumen gezogen wurden. Es war das ein ſehr glücklicher Gedanke. Ich liebe Blumen ſehr und wenn ich auch nicht ſo ſentimental in dieſer Hinſicht war wie der Gefangene in Picciola, ſo gewährte mir der Anblick durch das eiſerne Gitter vor meinem Spazierhofe, manchen frohen Augenblick. Mehr intereſſirten mich aber die Mäuſe, die ich hin und wieder zwiſchen dem Holze ſpielen ſah und vor allen Dingen die Vögel. Unter dem Dach des Zuchthauſes wohnte ein ganzes Heer von Sperlingen und im Frühjahr konnte man die neu verheiratheten Paare zuſammen auf der Dachrinne ſitzen ſehn. Wo eine andere Röhre abzweigte ſchien die Miethe theuerer zu ſein, denn da ſah man ſtets vornehme, fette Sperlings-Gentlemen unter dem Schatten eines kleinen Semiramisgartens, der ſeine Exiſtenz dem erdigen Stoff verdankte, welches vom Dach herunter geſchwemmt wurde, und wozu die Sperlinge ſelbſt, wahrſcheinlich zufällig die Saat herbeigetragen hatten.

Es war verboten worden, den Sperlingen Brod zu geben; ich kehrte mich aber nie an ſolche Verbote und wenn ich auch noch ſo hungrig war, bekamen ſie doch ſtets die Krume meines Weißbrods, welches ſie ſehr wohl von Schwarzbrod zu unterſcheiden wußten und vorzogen. Sie kannten mich ganz vortrefflich trotz meiner Maske und paßten auf bis ich kam. Kaum hatte ich den Fuß aus der Thüre geſetzt, ſo flogen ſie um mich herum, als könnten ſie die Zeit nicht

erwarten. Hatten sie mich einmal verpaßt, oder war ihnen über dem Warten die Zeit lang geworden, und sie saßen auf dem Dach, so brauchte ich nur mit der Hand zu winken und herunter kam der ganze Schwarm in hungriger Eile. Sie kamen ohne Furcht ganz dicht vor meine Füße und würden noch weit zahmer geworden sein, wenn nicht einige rohe Gefangene stets nach ihnen geworfen oder Versuche gemacht hätten, sie zu fangen. Hatten sie Junge, so brachten sie dieselben in meinen Hof und die ganze Spatzenfamilie saß dicht vor meinen Füßen, die Jungen flatternd, die gelben Schnäbel weit aufgesperrt, und die Alten mit der eigenthümlichen Spatzenpfiffigkeit zu mir aufblickend und die weichen Krumen auflesend, womit sie ohne weitere Vorbereitung ihre Jungen füttern konnten. Meine Sperlinge waren das Wunder aller Aufseher.

Wir hatten aber nicht nur Sperlinge, sondern auch Rothschwänzchen und Bachstelzen. Die letztern, die ich oft leise singend auf dem Holze sitzend belauschte, hatte ich ganz besonders gern und ich beobachtete einst eine von Bachstelzen aufgeführte kleine Scene, die ich mich nicht enthalten kann zu erzählen. Hätte Shakespeare sie mit angesehen, er würde den Namen Bachstelze nie als ein Schimpfwort für den feigen Hausmeister gewählt haben, den der brave Kent durchblätte.

Seit längerer Zeit hatte ich ein armes Bachstelzenhähnchen beobachtet, welches die Hälfte eines Fußes verloren hatte und nicht wie seine Kameraden hinter den Insecten herzulaufen vermochte, sondern mühsam unter den Rändern der Blumenbeete hinhoppeln mußte, um zu sehen was es so erhaschen konnte. Dieser kleine Invalide hatte einen Feind, der ihn überall hin verfolgte. Eines Tages wurde er von demselben ganz unerwartet angegriffen und mußte sich, so gut er konnte, zum Kampf vorbereiten. Er that dies mit großem Geschick,

indem er seine Flügel und Schwanz fächerartig ausbreitete und sich an ein Rasenstück anlehnte. Der elende Angreifer stand in der Mitte des Weges, einige Schritte von ihm und avancirte, grade wie ein Fechter, Schritt um Schritt. Er schien bei Weitem stärker, wie mein kleiner Freund, dessen Gefieder rauh war und der krank und schwach aussah. Er that mir leid und ich überlegte, ob ich nicht vermittelst eines Steins die Rolle des Schicksals spielen sollte, als, wie ein Blitzstrahl, ein anderes Bachstelzenmännchen durch die Luft gesaust kam und mit einem Geschrei und einer Wuth, wie ich sie einer Bachstelze nie zugetraut hätte, den feigen Raufbold angriff, ihn augenblicklich in die Flucht schlug und verfolgte. Ich konnte nicht sehn, wie er ihn abstrafte, aber die Vorstellung wie er ihn zauste, that mir gut. Nach einiger Zeit kam mein tapfrer Ritter zurück und es war hübsch mit anzusehen, wie sorgfältig er um seinen kranken Freund beschäftigt war und wie aufmerksam er untersuchte, ob er Schaden gelitten habe.

Als meine Frau mich im Sommer besuchte, brachte sie mir zwei andere Canarienvögel, ein Pärchen. Sie waren aus einer großen Menge sorgfältig ausgesucht und wunderschön. Das goldgelbe Hähnchen taufte ich „Hans" und sein Weibchen, welches eine wunderschöne schwarze Krone auf dem Kopf hatte und eine große Schönheit war, nannte ich nach einer hübschen Freundin „Fritzchen." Diese zwei Gefährten waren für mich eine Quelle immerwährender Freude und des Trostes. Sie zu beobachten und mich mit ihren kleinen Eigenthümlichkeiten bekannt zu machen, war meine Unterhaltung, die mir nie Langeweile machte, und wenn der finstere Geist die Oberhand über mich gewinnen wollte, trieb ihn stets der Gesang meines kleinen David von dannen. Nun hatte ich Freunde, die ich lieb haben, beobachten, pflegen

und verwöhnen konnte. Welche Freude für mich, als sie anfingen ein Nest zu bauen! Als es vollendet war kamen hübsche kleine Eier und Fritzchen saß auf ihnen, dabei leise singend, was ich noch nie von einem Weibchen gehört hatte und was sie, glaub' ich, nur thun, wenn sie Mutterfreuden erwarten. Hans besichtigte oftmals seinen Schatz und beide saßen auf dem Rand des Nestes, zärtlich schwatzend.

Als ich vernünftigerweise Junge erwarten durfte, sah ich jeden Morgen in das Nest, wenn die Mutter herunter flog, um eine eilige Toilette zu machen, oder ein paar Leckerbissen zu knabbern, welche mein ehrlicher Aufseher Mattheis gebracht hatte. Endlich wurde meine Hoffnung erfüllt und ich sah den kleinen Vogel früher als seine Mutter. Das Ei war grade in der Mitte auseinandergeplatzt, und zwischen den zwei Hälften bewegte sich ein kleines Ding, dessen Kopf größer war als sein Körper. Als die Mutter zum Neste zurückkam, nahm sie eine der beiden Schaalen in ihren Schnabel und flog damit auf den andern Käfig, auf welchem Häuschen saß. Als er die Schaale gesehen hatte, ließ sie dieselbe fallen und beide flogen zusammen zum Neste, wo der Vater mit augenscheinlichem Vergnügen seinen Erstgeborenen betrachtete. Dann wurde ein Weilchen gezwitschert und geschnäbelt und dann nestelte sich Fritzchen sehr glücklich auf ihr Junges und die andern Eier. Kein König konnte mehr Vergnügen haben als ich bei dieser Freude meiner kleinen Freunde.

Wenn die Henne auf dem Nest sitzt und brütet muß sie der Hahn füttern; denn wenn sie nach Futter ausgehen müßte, würden die Eier kalt werden. Dies Füttern scheint sie beide zu amüsiren und wenn sie während ihrer Liebschaft recht zärtlich sind, flattert die Henne immer mit den Flügeln und will gefüttert sein, was ihr Herr und Meister schäkernd

thut. Das Füttern der Jungen scheint auch das Geschäft des Hahns, so lange dieselben im Neste sind und Hans schob sein Weibchen oft eifrig bei Seite, wenn sie einen Theil seines Amtes übernehmen wollte.

Hans wurde sehr zahm und lernte allerlei Kunststücke. Ich legte ihn auf den Rücken und er mußte thun, als ob er todt sei. Ich konnte ihn an den Flügeln in die Höhe heben, oder an einem, oder an seinem Schwanz, oder an den Füßen, ohne daß er ein Lebenszeichen von sich gab. Sein Köpfchen baumelte lose herunter und man würde ihn ernstlich für todt gehalten haben, wenn er nicht seine kleinen, schwarzen, schelmischen Augen stets offen behalten hätte. Manchmal machte ich eine Rolle von Papier und lud ihn hinein, als ob er eine Kugel und die Rolle eine Pistole sei, wie ich das von Taschenspielern gesehen hatte. Am Anfang versuchte er natürlich zu entwischen und ich hatte stets viel Mühe, ihn wiederzufangen; deshalb befestigte ich an seinen Fuß einen Riemen von weichem Handschuhleder, wie der Schuh eines Falken. Als der kleine arme Kerl sich so gefesselt sah, legte er sich von selbst auf den Rücken und machte ungeheißen all seine kleinen Kunststücke. Ich konnte es nicht über das Herz bringen, ihn wieder zu fesseln.

Die zwei besten meiner drei jungen Vögel verlor ich. Sie waren wunderschön, aber sehr wild und im Spielen rannten sie gegen den Käfig und brachen den Hals. Das jüngste Thierchen, ein Weibchen, war nie in Eile. Sah man durch das Fenster einen Raubvogel in der Luft und die Alten warnten, so flogen seine beiden Brüder wie toll aus dem Käfig; aber das kleine gescheute Ding sah sich sehr sorgfältig um, ehe es ausflog und „Mäuschen" reiste deshalb auch mit mir über die See in die Verbannung.

Fritzchen und Mäuschen flogen einſt zuſammen zum Fenſter hinaus. Es war November und kalt und bereits ziemlich ſpät am Nachmittag und ich fürchtete ſie zu verlieren, beſonders da Fritzchen in die Weinberge geflogen war. Die Tochter eines Aufſehers war zufällig dort und fing leicht den Vogel, der die Kälte nicht gewöhnt war; Mäuschen wurde in eine Zelle gelockt. Auch Hans machte einen Ausflug in die Welt; aber der arme Schelm kam übel an. Jeden Sonnabend putzte ich meine Fenſter und das war ſtets ein großes Vergnügen für mich, denn ich ſtand auf einem Tritt und konnte weit in's Land ſehen. Als ich wieder einmal meine Fenſter putzte, kam Hans aus ſeinem Käfig zu mir, flatterte erſt ein wenig, erſtaunt über die friſche Luft, und ehe ich noch das Fenſter zuklappen konnte, flog er hinaus und ſogleich über das Dach der Anſtalt hinweg. Ich war ein paar Stunden lang ſehr unglücklich; aber es war Sommer und Hans konnte es wenigſtens im Freien aushalten. Ich ſollte indeſſen den Vater meiner kleinen Familie nicht verlieren. Als er in ein oder zwei Stunden genug von der Welt geſehen hatte, ſetzte er ſich auf die äußere Mauer neben einer Schildwache. Der Soldat verſuchte ihn mit ſeinem Helm zuzudecken, was aber mißlang. Der Vogel, der es gewohnt war, gefangen zu werden, flog nicht weg, und als der Soldat es verſuchte, ihn mit der Hand zu greifen, gelang es. Es war ein badiſcher Soldat und als er hörte, daß der Vogel mein ſei, lieferte er ihn an den Portier ab, der ihn frei in ſeiner Stube fliegen ließ. Als der arme Kerl wieder gefangen wurde, um mir gebracht zu werden, muß man es ungeſchickt angefangen haben, denn einer ſeiner Flügel hing herunter und unter demſelben war eine Blutblaſe ſo dick wie eine kleine Haſelnuß.

Als Hans wieder in seinen Käfig kam, sprang Fritzchen ganz vergnügt umher, ohne besondere Notiz von ihm zu nehmen; fing aber an unruhig zu werden, als er wahrscheinlich einige ihrer Fragen nicht beantwortete. Sie betrachtete ihn von allen Seiten, setzte sich endlich dicht neben ihn und hob mit ihrem Schnabel den kranken Flügel in die Höhe, um hinunter zu gucken. Hätte ich es nicht mit eignen Augen gesehen, ich würde dergleichen von einem Vogel nicht geglaubt haben. Nachdem sie gesehen hatte, was dem armen Hans fehle, bemühte sie sich auf die rührendste Weise um ihr krankes Männchen. Sie küßte ihn und zwitscherte leise, und er drehte ihr sein Köpfchen so zärtlich und schmachtend entgegen, wie es etwa ein verwundeter Mann thun würde, den seine Frau zu trösten sucht.

Ich badete den verletzten Flügel den ganzen Tag in kaltem Wasser um Entzündung zu verhindern und am andern Tag nahm unser Chirurg eine Operation mit ihm vor, die zwar sehr schmerzhaft, aber von den besten Folgen war. Ich band den Flügel in die Höhe und nach ein Paar Monaten konnte Hans wieder fliegen, obgleich der linke Flügel herunter hing, so daß Mattheis stets sagte, er trage einen Schleppsäbel.

Im nächsten Jahre bekam ich nur einen jungen Vogel, der „Bübchen“ getauft wurde. Ich konnte die Thierchen nur mit der allergrößten Sorgfalt und Pflege am Leben erhalten. Von der trockenen Luft verloren sie trotz alles Badens und kühlenden Futters, wie Aepfel und Kreuzkraut, die Federn und das wurde erst besser, als ich darauf kam, ihnen stets ein Stückchen Speck in den Käfig zu hängen, den sie außerordentlich begierig fraßen. Die größte Plage war aber das Ungeziefer und ich würde nicht einmal den einen jungen Vogel bekommen haben, wenn ich nicht

jeden Tag ein neues Neſt gemacht hätte. — Da ich einſt gehört, daß Bechſtein ein Büchelchen über die „Stubenvögel“ geſchrieben, ſo wandte ich mich um Rath an ihn. Wir hatten immer in freundlichem Verkehr geſtanden und noch 1844 ſchrieb er mir nach einem Beſuch in Leipzig: „Endlich mein lieber und verehrter Freund, gelange ich dazu, Ihnen zu ſchreiben, und nochmals tauſend Dank zu ſagen für alle mir ſo tauſendfach dort erwieſenen Freundlichkeiten und Gefälligkeiten. Möchte ich irgend zu vergelten im Stande ſein!“ — Um dem Herrn Hofrath dazu Gelegenheit zu geben, bat ich ihn um ein Mittel gegen die Vogellauſe. Ich kann mich nicht enthalten, den Brief abdrucken zu laſſen, da er ſo charakteriſtiſch iſt. Ich hatte Bechſtein zuletzt bei einem Feſt (1847) auf der Wartburg geſehen, zuſammen mit Storch, der mir in das Gefängniß nach Bruchſal geſchrieben und mich damit bekannt gemacht, daß Bechſtein ich weiß nicht welche Orden erhalten habe. Der hofräthliche Brief lautet:

„576. Herrn v. Corvin. Bruchſal.

Seit ich Ihre Mittheilungen über Raſtatt im Morgenblatt las, erfuhr ich nichts von Ihnen, und kannte nicht einmal Ihren Aufenthalt. Ihren Wunſch zweifle ich, erfüllen zu können; Sie verwechſeln mich mit meinem Oheim, der vor einem halben Jahrhundert über die Pflege ꝛc. der Stubenvögel ſchrieb. Ich dichtete dieſes Buch nur in humoriſtiſcher Weiſe und, wenn Sie mein Opus nicht kennen, und Ihnen geſtattet iſt, unverfängliche Bücher wie das meine, in der nur von Vogelfreiheit die Rede iſt, zu empfangen, und Sie wünſchen es, ſo ſende ich Ihnen zur Erheiterung in Ihrer Einſamkeit ein Exemplar.

Ich glaube, Sie irren, wenn Sie neben den gewöhnlichen Vogellauſen oder Milben auch noch eine unſichtbare Art Milbe annehmen, welche die Flaumfedern wegfreſſen. Dieſer

Federverluſt hat andere Urſachen. Trockene Kälte der Temperatur iſt eine derſelben. Laulíche Bäder befördern das Wachsthum der Federn, eine Erbſe groß ſchwarze Seife in lauem Waſſer aufgelöſt, und in das Bad gemiſcht, (verſteht ſich nicht in das, darin man die Vögel ſich ſelbſt überläßt) vertreibt die Läuſe. Häufiger Wechſel der Springhölzer, die von Hollunderſtäbchen (Sambucus nigra), deren Mark ausgeſtoßen iſt, gemacht werden, iſt ſehr heilſam, denn die Läuſe ziehen ſich hinein, und bilden Colonieen, die ſich ſchneller vermehren, als die aller Hinterwäldler. Endlich in den friſchen, reinen, oft erneuten Sand einige Tropfen Aniſöl, von Zeit zu Zeit — iſt eine treffliche Abwehr. Die Läuſe pflegen dann auszuwandern trotz der lieben Deutſchen, denen es daheim zu wohl iſt, indem ſie ſich einreden, es ſei ihnen nicht wohl, und die Kanarienvögel freuen ſich, dieſe Proletarier los zu ſein. Von einer Wirkung der Aristolochia clematitis habe ich nie gehört, d. h. bei Vögeln, allerdings hat die Abkochung der Wurzel reinigende Kräfte; die Roßärzte brauchen dieſelbe zur Reinigung und Heilung unreiner Geſchwüre. Ich weiß nun nicht, ob das, was einem Roß gut thut, auch einem Kanarienvogel frommt, ja ich möchte dies faſt bezweifeln.

Was Ihnen Storch über mich geſchrieben, hat ihm die bitterſte Ironie in die Feder geſagt. Meine Kreuze ſind ihm Dornen. Unſere ſo langjährige Freundſchaft hat ein Ende ſeit 1848, wo ſo viele Freundſchaften durch die unſeligen politiſchen Wirren in die Brüche gingen. Ihm beliebte den Demokraten zu ſpielen, und ich blieb, wie mir geziemt, feſt und unbedingt monarchiſch geſinnt. Da waren wir gleich fertig miteinander. Es thut mir weh, daß es ſo gekommen, zumal er unglücklich iſt, und ich ihn innig liebte. Er iſt ganz taub, und wenn er nach Amerika geht, iſt er ganz ver-

loren. Bei Ihnen ist das ein anderes. Reisen Sie, wenn Sie frei geworden, mit Gott! Sie sind ungleich jünger, haben praktische Kenntnisse, können Farmer, Trapper, Pelzjäger, Schwimmmeister, Turner ꝛc. und am Ende sogar Tanzmeister werden, oder ein Rittergut pachten — (es wird in zehn Jahren in Nord-Amerika Ritter und Barone, in 50 Jahren Fürsten, in 100 Jahren Könige und Kaiser geben). Ich wünsche Glück zu allem was Sie wählen werden.

Autographen sammle ich immer neben andern Dingen noch ein wenig, lasse mich aber auf Tauschverkehr, der nur die Zeit zersplittert, nicht ein, und Herr Consul Flügel läßt sich nicht auf Kauf ein, so ist die Sache flügellahm. Ich kenne der leidenschaftlichen Sammler, die alles geschenkt haben wollen, mehrererere.

Dreißigacker, mein Freund, sitzt während ich dies schreibe, bei mir auf meiner Stube und mustert Bildermappen. Er grüßt Sie freundlichst wieder, und bittet mich, Ihnen zu schreiben, daß Sie auch gelegentlich Ihre liebe Frau von ihm grüßen möchten, was ich denn auch von mir zu thun bitte. D. ist seit einer Reihe von Jahren hier Postmeister, und ein sehr tüchtiger.

Gerstäckers Bekanntschaft habe ich noch nicht machen können. Da wir noch der Eisenbahn entbehren, liegt Coburg sehr weit von hier. Wie es in der Welt hergeht, darf ich Ihnen nicht mittheilen, da Ihnen Zeitungen zu lesen, untersagt ist, obschon ich kein Zeitungsschreiber bin. „Katzenjammer", wie Sie meinen, werden Sie indeß nicht finden, wenn Sie wieder aus Ihrer Klause treten. Da der Rausch ein flüchtiger war, konnte der Katzenjammer nicht lange dauern, und da es noch zu viel kerngesundes Element im deutschen Volke giebt, haben die Purganzen und Aderlässe, welche sehr nothwendig und heilsam waren, nur gut gewirkt.

Auch ſind die Aerzte von damals noch friſch und munter, und ſehr bereit, bei Recidiven die probaten Pulver und Pillen wieder in Anwendung zu bringen, die ſo beruhigend wirkten.

So leben Sie denn wohl, ſo wohl als Ihnen möglich; und wünſche ich dem körperlichen Uebelbefinden, das Sie in Ihrem Briefe klagten, baldige Beſſerung!

Meiningen, 28. November 1854.

Bechſtein."

Ich denke, es iſt wohl überflüſſig, dieſem Apothekerbriefe noch irgend eine Bemerkung hinzuzufügen.

Der gute Gerſtäcker bewährte ſich, wie auch von ihm nicht anders zu erwarten, als ein treuer Freund. Er ſchrieb mir häufig in liebevollſter Weiſe. — Auch von meinem alten Freund Baron von Andlau in London empfing ich hin und wieder Nachricht; ja er beſuchte mich in meinem Gefängniß und ſetzte durch ſeine ungeheure Lebhaftigkeit, welche die meine noch übertrifft, den im Zwiſchenkäfig des Sprechzimmers ſtehenden Oberaufſeher in das lebhafteſte Erſtaunen.

Wenn ich auch oben all' die Erleichterungen meiner Gefangenſchaft erwähnte, die ich in der letzten Zeit derſelben genoß, ſo wurden dieſelben doch häufig unterbrochen und traten überhaupt ſehr nach und nach ein. Im Allgemeinen aber befand ich mich in den letzten Jahren, nachdem ich mit der Hoffnung ziemlich fertig war, heiter und ruhig im Geiſt, und pflegte mit aller nur möglichen Sorgfalt meinen Körper, um nicht zu unterliegen. Ich war ſchwach und elend, allein ich wollte nicht krank werden und legte mich niemals, wohl wiſſend, daß wenn man einmal das Gefühl des Krankſeins recht aufkommen läßt, es damit immer ſchlimmer wird.

Manche, die mich ſpäter geſehen und ſich darüber gewundert haben, daß mein Aeußeres ſich — nachdem ich einige Zeit frei war — ſo gar nicht verändert, daß mein Haar nicht grau geworden ꝛc. fragten mich, wie ich das angefangen? — Welche geiſtige Hülfsmittel ich anwandte, habe ich erzählt; deshalb nur ein paar Worte über Körperpflege. Um den ſo verderblichen, austrocknenden Wirkungen der Luftheizung zu widerſtehen, rieb ich während des Winters meinen Körper faſt jeden Abend mit feinem Haaröl ein und gebrauchte daſſelbe auch reichlich für Haar und Bart. Das hielt die Haut friſch und geſchmeidig. Gegen den ſchändlichen Zug, beſonders Nachts im Bette, verwahrte ich mich äußerſt ſorgfältig. Wenn ich im Winter ſchlafen ging, ſah ich wie ein Berliner Nachtwächter in der Neujahrsnacht aus, und konnte mich nie des Lachens enthalten, wenn ich mich betrachtete. Auf dem Kopf zwei Mützen und ein Tuch; um den Hals einen großen Shawl; um den Leib eine kleine Steppdecke, die mit einem andern Shawl umwickelt wurde. So hielt ich's aus und zu ſonſtiger Erhaltung der Geſundheit halfen mir das ſpäter erlaubte Obſt und der Wein.

Schon oft habe ich in dieſen Blättern davon geredet, daß ich ein großer Träumer bin und manche Leſer werden vielleicht darüber gelacht haben, daß ein Mann, der ſich für ziemlich verſtändig hält, dergleichen „Abgeſchmacktheit“ einen Werth beilegt. Was Hamlet zum Horatio ſagt, will ich nicht wiederholen, weil es ſchon zu abgedroſchen iſt. Es iſt aber in der That nicht Alles Unſinn, was ſogenannte geſcheute Leute, die ſich beſonders auf ihren nüchternen Menſchenverſtand etwas einbilden, ſo zu nennen belieben. Wenn man findet, daß die eigenen Erfahrungen und dadurch gewonnenen Anſichten mit denen der allergeſcheuteſten Männer übereinſtimmen, welche das Menſchengeſchlecht aufzuweiſen hat,

dann ist man wohl gerechtfertigt, dieselben für mehr als Täuschungen und Einbildungen zu halten. Ein Aufsatz von Arthur Schoppenhauer über „Träume, Geistererscheinungen und was damit zusammen hängt“ und den ich erst nach meiner Freilassung kennen lernte, hat mich auf das Allerlebhafteste überrascht, denn in demselben werden alle meine Wahrnehmungen als längst beobachtete und richtige bezeichnet.

Durch den Hunger, die lange Einsamkeit und andere Einflüsse meiner Zellengefangenschaft wurden meine Nerven auf das Aeußerste gespannt und reizbar, und da mein System schon von vornherein empfänglich war, so bildete sich unter so begünstigenden Umständen mein Traumtalent sehr aus. Ich freute mich stets sehr auf die Nacht, denn während derselben lebte ich ein ganz anderes Leben. Ich lernte in meinen Träumen fremde Menschen und Länder kennen und diese Bekanntschaften blieben nicht isolirt, sondern spannen sich die ganze Zeit hindurch fort. Es war das eine Welt, voll von Poesie und durchweht von reinen, wonnigen Empfindungen. Solche Träume fanden jedoch nur während der Nacht statt; mit dem annahenden Morgen nahmen sie einen ganz andern Charakter und oft den von Visionen und Offenbarungen an, die den Träumen, welche ich früher als solche bezeichnete, in ihrem Charakter und besonders in Bestimmtheit ganz gleich waren. Mit Personen, die mir theuer und besonders geistig verwandt waren, stand ich fortwährend in einer geheimnißvollen Verbindung. Schrieb zum Beispiel meine Frau an mich, so wußte ich es fast immer, selbst wenn ich keinen Brief erwarten konnte; ja ich hatte oft eine Kenntniß des Inhalts. War der Brief flüchtig geschrieben, dann wußte ich gewöhnlich nichts davon; waren aber, wie aus demselben hervorging, die Gedanken der Schreiberin ganz auf mich concentrirt, dann war meine Kenntniß klar.

Es thut mir leid, daß ich dieſe hellen Träume nicht immer aufſchrieb, obwohl ich viele derſelben in den Briefen an meine Frau erzählte. Einige derſelben will ich anführen.

In den letzten vier Jahren meiner Gefangenſchaft ſah ich weder jemals ein Zeitungsblatt, noch hörte ich irgend jemals eine politiſche Nachricht. Den Beamten war es auf das Allerſtrengſte verboten worden, mir dergleichen mitzutheilen und ſo kam es denn, daß ich erſt im Jahr 1855 etwas von einem Krieg zwiſchen Rußland, Frankreich und England hörte. Die erſte Nachricht von einem Kaiſer Napoleon III. erhielt ich durch einen Kalender, in welchem ich ihn mit großer Verwunderung in der Reihe der Monarchen fand. Deſſenungeachtet folgte ich doch in meinen Träumen den politiſchen Ereigniſſen, obgleich ich keinen Zuſammenhang hineinbringen konnte. Ich will nur einige Beiſpiele geben.

Einſt ging ich an einem großen Palaſt vorüber. Es war in der Dämmerung und man ſah feſtliche Erleuchtung. Von der Küche aus hörte ich den Oberkoch ſeine Helfer befehligen und Alles war mit den Vorbereitungen zu einer großen Feſtlichkeit beſchäftigt. Ich bin nie in Wien geweſen; allein im Traum wußte ich, daß ich in Wien ſei. Zu jener Zeit vermählte ſich der Kaiſer und an zweihundert politiſche Gefangene wurden begnadigt.

In einer andern Nacht war ich in Petersburg. Auf einem großen, freien Platz ſah ich Rekruten exerciren und überall Kriegsvorbereitungen machen. Es war dies zur Zeit, als der ruſſiſche Krieg begann.

Einſt führte mich der Traumgott in eine öſtliche Gegend. Ich befand mich in dem niedrigen, erſten Stockwerk eines hölzernen Hauſes, deſſen kleiner Hof von einem Bretterzaun umgeben war. Vom Fenſter aus ſah ich zu meinem Er-

ſtaunen, rothröckige, engliſche Soldaten in einer Tirailleur-linie vorrücken. Ich hörte und ſah ihre Schüſſe; konnte aber den Feind nicht erblicken, da der ſanft abgeflachte Rücken eines Hügels die Ausſicht hinderte. Die Engländer machten eine Bewegung und verſchwanden hinter dem Hügel. Auf ihrem linken Flügel jedoch, zunächſt dem Gebäude, in welchem ich mich befand, ſah ich nun eine geſchloſſene, merkwürdig ausſehende Bataillonscolonne vorrücken, deren Anblick mir am andern Morgen viel zu ſchaffen machte, da ich durchaus nicht wußte, was ich aus ihr machen ſollte; denn die Soldaten ſahen aus wie Orientalen, hielten aber doch die beſte occidentaliſche Ordnung. Dieſe Colonne avancirte, wie die Chaſſeurs d'Afrique, in einem regelmäßigen Trab und begleitete ihren Schritt mit einem grunzenden, tiefen Laut, der einen eigenthümlich ſchrecklichen Eindruck machte. Am nächſten Morgen dachte ich, ich ſei in Indien geweſen und habe die Engländer im Kriege mit einem der dortigen Völker geſehen, aber dieſe orientaliſch gekleideten Truppen fochten auf derſelben Seite wie die Engländer! Wahrſcheinlich ſah ich ein Bataillon Zouaven, von denen ich damals noch nichts wußte.

Sehr oft war ich in den Laufgräben vor einer belagerten Feſtung und ſah Truppen marſchiren, angreifen, Kanonen aufpflanzen, Bomben fliegen ꝛc. Es war das 1855, und ich quälte einen der mich beſuchenden Beamten mit Fragen, was für ein Krieg und welche Feſtung belagert ſei. Daß eine Feſtung belagert ſei geſtand er ein, ließ mich dann aber rathen, ohne mir die Wahrheit zu ſagen.

Während der letzten vier Jahre blieb ich in derſelben Zelle und hatte faſt ebenſo lange denſelben Aufſeher, meinen guten und braven Sebaſtian Mattheis. Es ſpricht doch für die Menſchheit, daß man faſt keine Gefangenengeſchichte lieſt,

in welcher nicht ein guter Kerkermeiſter vorkäme. Der meinige war ein ſehr ehrlicher Mann, deſſen Zartgefühl und Takt manchem Miniſterialrath zu wünſchen ſein möchte. Sein Vater war durch fallende Steine in einem Bruch ſchwer verletzt worden und geſtorben; er ſelbſt hatte ebenfalls im Steinbruch hart gearbeitet, und da er dies oft in der Sonnenhitze mit bedecktem Kopfe gethan, ſo hatte er faſt alle ſeine Haare eingebüßt, obwohl er noch jung war. Sein Vater hinterließ ihm einen kleinen Bauernhof in der Nähe des Neckars, wo er lebte, bis er Soldat werden mußte. Er hatte die Korbmacherkunſt gelernt; aber die Kartoffelkrankheit hatte ihn zu weit zurückgebracht und er fand es ſchwer, ſich und ſeine Familie zu ernähren. Deshalb bewarb er ſich alſo um eine Aufſeherſtelle im Zellengefängniß.

Da ich es gewohnt bin, Menſchen zu beobachten, ſo ſtudirte ich denn meinen guten Mattheis con amore und lernte ihn endlich ſo auswendig, daß er nicht einmal ſeine Gedanken vor mir verbergen konnte. Oft amüſirte ich mich damit, ihm ſeine geheimen Wünſche zu offenbaren, was ihn dann nicht wenig in Erſtaunen ſetzte. Er war für mich durchſichtig wie Glas; aber er konnte es aushalten durch und durch geſehen zu werden, denn es war nichts Falſches oder Böſes in ihm und ſeine kleinen Eigenthümlichkeiten unterhielten mich. — Ich habe ihm nie etwas Unerlaubtes zugemuthet, wie ich das überhaupt ſeit Langem aufgegeben hatte, und erſt als mir der Director — ſchriftlich — mein Ehrenwort zurückgab, correſpondirte ich wieder heimlich mit meiner Frau in Citronenſaft in Briefen, die durch die Hände des Directors gingen und mit ſeinem Namenszug bezeichnet ſind. —

Alle Sonnabend Morgen ging ich mit einer gewiſſen Feierlichkeit, den Bleiſtift in der Hand, an den in der Zelle

hängenden Wandkalender und ſtrich mit einem erleichternden Seufzer die Woche durch. Der Moment des Umkehrens des Kalenders war natürlich noch feierlicher. Endlich hatte ich dieſes Experiment oft genug wiederholt und es blieb nur noch ein Monat von meiner Einzelhaft, als die Gerüchte von unſerer Freilaſſung immer mehr Halt gewannen. Die „Begnadigung“ wurde am Geburtstage des Regenten, am 9. September, ganz beſtimmt erwartet und der gute Dr. Kuſel hatte es meiner Frau geſchrieben. Sie hatte bereits zur Abreiſe gepackt, als er ihr eine telegraphiſche Depeſche nach Berlin ſchickte, welche ſie vorläufig noch dort zurückhielt. —

Viertes Capitel.

Freiheit! — Erſte Eindrücke. — Schwierigkeit im Reden und Hören. — Das erſte Mittageſſen. — Abſchied von Mattheis. — Nach Frankfurt. — Gefährliche Aufregung. — Ich werde der Zeit angepaßt. — Meine Freunde die Philiſter. — Der Finger Hinkeldey's. — Männliche Faſſung. — Meiner Mutter Tod. — Meines Vaters Tod. — Erfreuliche Lage. — Finanzen. — Literariſche Täuſchungen. — Meine „Brandſchrift." — „Intereſſant" aber gefährlich. — Gerſtäcker. — G. Kinkel. — Leben in Soden. — Ein edler Ungar. — Reiſe nach Amſterdam. — Die Familie Binger. — Reiſe nach London.

Am zweiten Oktober Vormittags war ich mit einer Federzeichnung beſchäftigt, als der Director in meine Zelle trat und mir ankündigte, daß ich frei und meine Frau in Bruchſal ſei. An demſelben Tage vor ſechs Jahren hatte ich das Zellengefängniß betreten. Da ich meine Freiheit erwartete, ſo war ich nicht überraſcht und meine Freude nichts weniger als ſtürmiſch; ich hatte zu lange darauf gewartet und ſo viele zerſtörte Hoffnungen hatten mich faſt unfähig gemacht, mich zu freuen. Ich packte ſogleich meine Sachen und wurde in ein Zimmer gebracht, wo ich dieſelben Kleidungsſtücke vorfand, die mir abgenommen worden waren. Es war mir als hätte ich dieſe Kleider nur um ein Bad zu nehmen abgelegt. Daß das Bad aber ſechs Jahre gedauert hatte, fiel mir in dem Augenblick nicht auf; die Zeit der Gefangenſchaft ſchrumpfte merkwürdig zuſammen. Als ich

fertig war, kam der Director und ließ mich etwas unterſchreiben, was er mich nicht leſen laſſen wollte. Er ſagte, es ſei nur eine Form und mir war es ganz gleichgültig. Dann kündigte er mir an, daß ich nicht nach Baden kommen dürfe, bei Androhung den Reſt meiner Strafe — acht Monat Zellengefängniß gleich dem zehnten Jahr der mir zuerkannten Zuchthausſtrafe — erſtehen zu müſſen. Das war mir auch gleichgültig, denn ich hatte einen gründlichen Ekel an Baden.

Ich empfing nun noch ein Zeugniß meines Wohlverhaltens — in welchem ich unbegreiflicherweiſe Paul getauft bin und welches in meinem Zuchthaus-Album aufgehoben iſt, und wurde dann meiner mit einem Wagen wartenden Frau übergeben.

Da ſtanden wir uns denn einander gegenüber nach ſechs Jahren, während welcher wir Beide mit aller möglichen Kunſt und Ueberlegung gefoltert worden waren. Trauer, nicht Freude war unſer erſtes Gefühl, und in den nächſten Augenblicken waren wir Beide bitter und gereizt. Erſt als der Wagen über die Grenze des Zuchthauſes hinausrollte und ich wieder grüne Bäume und Felder und geſchäftige und fröhliche Menſchen auf der Straße ſah, als ich ihre heitern Stimmen hörte, von denen mich die langentbehrten der Weiber und Kinder am meiſten ergriffen, da wich der Zuchthausalp von meiner Bruſt, ich athmete hoch auf und die im Herzen zuſammengedrückt und welk hinſiechenden Freudenblumen fingen an ihre Häupter zu erheben, wie wenn in der Natur der Frühling eingeläutet wird. Allmählig kam ich zum Bewußtſein; ein voller heller Glockenton, der zum Jubelgeläut anſchwoll, durchzitterte mein Inneres und Freiheit! Freiheit! rief es in mir erſt halb fragend, dann immer ſicherer, lauter und jubelnder. —

Im Gasthofe zur Post empfing uns die freundliche Wirthin. Sie hatte uns das beste Zimmer gegeben und mitten auf dem Tisch prangte, als ein Geschenk von ihr, der schönste Blumenstrauß, der in Bruchsal zu haben war. —

Die Kinderstimmen, die von der Straße heraufschallten, der Anblick ihrer unschuldigen, frischen Gesichter zogen mich mächtig an. Diese Kinder waren geboren während ich im Grabe lag; sie hatten keine Ahnung davon, daß wir für sie gekämpft und gelitten hatten, daß sie die Früchte der Freiheitssaat mit genießen würden, die mit dem Blute der edeln Märtyrer von 1848 und 1849 eingesäet wurde. Ich konnte dem Verlangen nicht widerstehen, eines dieser Kinder zu herzen und zu küssen und man brachte mir eins herauf, welches mit großen, blauen Augen verwundert auf das bewegte, bleiche Gesicht des Mannes schaute, der es an seine Brust drückte.

Da ich seit so langer Zeit nur Männergesichter gesehen hatte, erschienen mir die Frauen und Mädchen, selbst die Häßlichen, alle hübsch und vor allen Dingen ganz auffallend gesund aussehend.

Der gute Dr. Kusel besuchte mich. Mit Erstaunen hörte ich von ihm, welche große Veränderungen in Europa seit meiner Abwesenheit vorgegangen waren. Ich überstürmte ihn mit Fragen und überlegte mit ihm, was am besten für mich zu thun sei. Ich sprach mit ungeheurer Lebhaftigkeit, die noch lange anhielt und meine Freunde erschreckte, denn sie war in der That beunruhigend. Des vielen Sprechens ungewöhnt, fühlte ich davon einen eigenthümlichen Schmerz im Halse und meine Zunge wurde wund. Auch ward es mir schwer zu hören, oder vielmehr zu verstehen, was sich jedoch in einigen Tagen besserte. Ich dankte dem braven Dr. Kusel nochmals herzlich für die uninteressirte, menschen-

freundliche Theilnahme, welche er mir und meiner Frau während all dieſer Jahre erzeigt, konnte aber nicht halb ausdrücken, was ich wirklich fühlte. — Dr. Kuſel iſt ein Iſraelit, wie die meiſten derjenigen Perſonen, welche mir und meiner Frau die meiſte und herzlichſte Theilnahme und Hülfe erwieſen. Es iſt dies kein Wunder. Die Juden haben ſo lange unter ungerechtem Druck gelitten und das hat ihre Herzen beſonders theilnehmend für Unglückliche und Verfolgte gemacht. Theilnehmend und hülfreich fand ich ſie überall, in Baden, in Frankfurt, in Berlin, in Hamburg, in Amſterdam und in London.

Wir beſchloſſen, nicht ſogleich nach Frankfurt zu reiſen, ſondern die Nacht in Bruchſal zu bleiben. Gern hätte ich einen Spaziergang gemacht, um mein Gefängniß von Außen zu betrachten; allein ich fürchtete, daß der Director Unannehmlichkeiten davon haben möchte, da ich eigentlich ſogleich hätte abreiſen ſollen und unterließ es daher. Ich ging aber in den Garten hinter dem Gaſthauſe, mich ein wenig zu ſammeln und an die Freiheit zu gewöhnen.

Meine Frau und ich waren uns während der ſechs Jahre gewiſſermaßen fremd geworden. Wir Beide hatten manche andere Gewohnheiten angenommen und mußten uns erſt wieder aneinander gewöhnen. Ihre Verlegenheit, ſich wieder allein mit einem Manne in einem Zimmer zu ſehen, war rührend und komiſch. Dabei hatte die Nothwendigkeit ſie ſehr unabhängig gemacht. Was ich ſonſt beſorgte, that ſie; ſie arrangirte Alles im Gaſthofe und auf der Reiſe und mit einer Beſtimmtheit und Ordnung, die mich in Erſtaunen ſetzte. Sie war mein Schützer und Begleiter und ich nicht der ihrige.

Meine Ausrufe der Verwunderung und der Freude rührten und unterhielten ſie; denn jeden Gegenſtand, den ich

in dem Zimmer und auf dem gedeckten Mittagstiſch ſah, begrüßte ich als meine alten Bekannte. Es erſchien mir Alles äußerſt elegant und luxuriös. Da waren Teller, Meſſer und Gabeln und Gläſer. Statt eines Tellers hatte ich für mein Fleiſch ein kleines Brettchen benutzt, welches ich zum Andenken aufhob, und als Gabel benutzte ich eine große Nadel, die ich von meiner Litzenſchuhmacherei in der Zelle behalten hatte — ein Paar Schuh, welche ich gemacht, hatte ich meiner Frau geſchickt und ſie werden ebenfalls als Andenken aufbewahrt; — ſtatt eines Trinkglaſes gebrauchte ich ein überzähliges Vogelgläschen. Ein Tiſchtuch und eine Serviette erfüllten mich mit einer Art Ehrfurcht und den Gebrauch von Meſſer und Gabel hatte ich beinahe verlernt und ſtellte mich überhaupt beim Eſſen ziemlich ungeſchickt und wie meine Frau meinte „barbariſch“ an. —

Die Wirthin ſandte ein treffliches Diner auf das Zimmer und meine Frau warnte mich, zuerſt nicht ſo viel zu eſſen; aber ich lachte, und mit dem Hunger eines Wolfes verzehrte ich Alles was aufgetragen wurde bis auf das letzte Stück des Deſſerts und trank eine Flaſche Wein dazu, ohne daß es mich im Geringſten incommodirte. Der Kaffee und die Cigarre nach Tiſch waren köſtlich.

Am Nachmittag kam mein ehrlicher Mattheis um Abſchied von mir zu nehmen. Dem braven Manne ſtanden die Thränen in den Augen. Er hatte ſich ſo an mich gewöhnt und ſagte betrübt, daß er mich ſehr vermiſſen und gewiß alle Morgen aus alter Gewohnheit in meine Zelle kommen werde. Ich kannte alle ſeine Verhältniſſe und häuslichen Sorgen und war immer ſein Rathgeber geweſen, wie überhaupt der Beichtvater einer Menge von Aufſehern im Hauſe, die manchmal heimlich in meine Zelle kamen, obwohl

das bei schwerer Geldstrafe verboten war, um mich in ihren Verlegenheiten um Rath zu fragen. —

Am andern Morgen reisten wir nach Frankfurt ab. Die Reise war außerordentlich ermüdend. Da der Regent von Berlin erwartet wurde, so waren alle Bahnhöfe roth und gelb und schwarz und weiß bewimpelt, und überall sah man eine Menge von Menschen, denen mein Leichengesicht auffiel. Meine Vögelchen begleiteten mich natürlich und die Zellengebornen schienen höchlich erstaunt über die Menge von Menschen, welche sie sahen. — In Folge des Aufenthaltes, den wir auf allen Hauptstationen in Baden fanden und weil wir einige Stunden in Heidelberg warten mußten, kamen wir erst gegen Abend bei meinem Schwager Don Carlos an, bei dem wir einige Wochen bleiben wollten. Mein Aeußeres muß sehr auffallend gewesen sein, denn ein Dienstmädchen, welches zur Zeit meiner Brautschaft im Hause meiner Schwiegereltern gewesen war, war so ergriffen bei meinem Anblick, daß sie entsetzt fortstürzte, sich in der Küche auf den Boden warf und laut weinte.

Meine Aufregung, anstatt sich zu legen, wuchs von Stunde zu Stunde. Ich mußte natürlich erzählen und das trug nicht dazu bei, mich zu beruhigen. Als ich am andern Morgen meinen Freund W. R. sah, ergriff mich das Wiedersehen so sehr, daß ich an seine Brust sank und wie ein Kind schluchzte. Auf der Straße begegnete ich einem andern alten Freunde, einem Arzt. Er betrachtete mich aufmerksam und rieth mir sehr dringend, jede heftige Aufregung zu vermeiden und besonders nicht in's Theater zu gehen; bei der ungeheuren Anspannung meiner Nerven könne eine einzige heftige Aufregung hervorbringen, was sechs Jahre Einzelhaft nicht vermocht hätten, nämlich Wahnsinn.

Die erſte Sorge meiner Frau war nun, mich wenigſtens äußerlich in einen Menſchen zu verwandeln, der mit der Zahmheit von achtzehnhundert fünf und fünfzig harmonirte, denn mein dunkler Mantel mit ſchwarz-roth-goldnen Schnüren, den ich ſonſt über der Uniform getragen, ſchmeckte doch zu ſehr nach der Zeit der „Anarchie“ und beleidigte die Augen und Herzen der Philiſter. O dieſe lieben Philiſter, wie oft hatte mich der Gedanke an ſie in meiner Einſamkeit erheitert und die erſte Compoſition, die ich jemals machte, ſtellte eine Gruppe derſelben dar. Da ſitzen ſie alle vor ihrem Glaſe Bier oder Schoppen, der A-B-C- und der Dmeier, die Hauptähne aus dem Kaſino von Wuzenwinkel und der Stadtrath Wehmeier iſt auch dabei, alle noch aus der „guten, alten“ vorcigarrlichen Zeit, wo man mit langer Pfeife und Tabacksbeutel in's Kaſino ſtieg und „liberal“ war. Ihr wolltet den Rhein durchaus nicht fahren laſſen und ſchwärmtet dann für Schleswig-Holſtein ſtammverwandt. Dann — Gott verzeih' euch die Sünde! — wurdet ihr beinahe Demokraten, ſpracht ſehr deſpectirlich von einem gewiſſen Prinzen und war't Parlamentsfanatiker. Dann begeiſtertet ihr euch wieder für die Herſtellung der Ordnung und „hattet es gleich geſagt,“ und meine ſchwarz-roth-goldnen Schnüre waren euch natürlich ein Gräuel. Eure Butterherzen verſagten meinem bleichen Geſichte die Theilnahme nicht, ja ihr hattet rechtes Mitleiden mit mir, beſonders als ihr hörtet, daß ich ſechs Jahre lang nicht rauchen durfte, und wenn ich euch begegnete, lächeltet ihr überaus freundlich und ſchütteltet mir auffallend herzlich die Hände, während ihr verlegen und ängſtlich umher blicktet, ob es auch Niemand bemerke und innerlich darüber geärgert war't, und den Grund davon nicht begreifen wolltet, daß ich mein Haupt ſo ſtolz trug,

obwohl ich im Zuchthause gewesen, und daß ich mich über meine triumphirenden Freunde so lustig machte!

Als ich am Tage nach meiner Ankunft in Frankfurt zu einem Friseur ging, spazierten zwei Herren vor dem Hause desselben auf und ab, die eintraten als ich es verlassen hatte. Sie examinirten den Haarkünstler sehr sorgfältig über Alles was ich geredet. Es waren zwei Herren, die zu der preußischen Gesandtschaft in gewissen Beziehungen standen. Bald wurde denn auch die Frankfurter Polizei mit dringenden preußischen Verwunderungen über meine Anwesenheit behelligt, von der sie eine Zeit lang keine Notiz nahm, da ich es für gut gefunden hatte, mich nicht anzumelden. Endlich wurde ich aber citirt; mein Schwager mit einer kleinen Ordnungsstrafe belegt und mir der Aufenthalt verweigert, obwohl nicht der Besuch von Frankfurt untersagt. Ueberhaupt war die Frankfurter Polizei nicht zur Strenge geneigt und wich nur dem von Berlin ausgeübten Druck. Hinkeldey hatte mit geheimem Aerger, der sich übrigens deutlich genug in seinen Zügen malte, in mein lachendes, durchaus nicht bußfertiges Gesicht gesehen und Herr von Jagemann pflegte stets sich zu „freuen," daß ich „noch immer meine männliche Fassung behaupte." „Ei, Herr von Jagemann," antwortete ich ihm lachend „wie können Sie sich darüber wundern, daß ich gefaßt bin, Sie haben ja selbst diese Anstalt für männliche Fassung gebaut." Nach seinem Besuch machte ich eine Federzeichnung, mich selbst in der Zelle mit meinen Vögelchen darstellend, mit der Unterschrift: „Ein in Rastatt gefaßter Solitair."

Wir beschlossen also einstweilen trotz des vor uns liegenden Winters, nach Soden zu gehen, wo unsere liebe Freundin Emilie Winkler ein Haus besaß. Zu meinen Eltern konnten wir nicht gehen, denn beide waren todt. Die Mutter

war schon vor einigen Jahren gestorben; aber man hatte es mir verhehlt und ihr Nichtschreiben mit der Gicht im rechten Arm entschuldigt. Mein Stiefvater hatte nach ihrem Tode seinen Abschied genommen, lebte von seiner Pension und dem Händedruck des Königs, der, wenn er den Dichter des Preußenliedes sah, nie verfehlte ihm die Hand zu reichen und freundlich zu sagen: „Wie geht's Tiersch", was von spaßhaften Leuten in „Wie geht Dir's" verdreht und bis zum Ekel im Kasino abgehandelt wurde. Dazu trank mein Stiefvater guten Rheinwein und zog an den Rhein, um denselben besser zu genießen. Einst, nachdem er seine zwei Flaschen am Abend ausgenippt hatte, legte er sich im Gasthofe, wo er wohnte, zu Bett und „als er am andern Morgen aufwachte war er todt." Er lag augenscheinlich wie er eingeschlafen war, und da ihm die bloße Erwähnung des Wortes Tod ebenso unangenehm war wie dem Minister Kaunitz, so konnte ihm nichts Glücklicheres begegnen, als solch ein Ende.

Wir waren ganz entsetzlich arm. Als ich 1847 nach Paris ging, war ich auf dem besten Wege, alles durch die Glyphographie Verlorne wieder einzubringen; die hereinbrechende Revolution stürzte Alles über den Haufen. Die Theilnahme an den Ereignissen von 1848 in Baden, dessen Regierung mich steckbrieflich verfolgte, verhinderte mich nach Gotha zurückzukehren. Was man da fand, wurde verkauft und mit Mühe rettete meine Frau einen Theil ihrer Sachen. Während meiner Gefangenschaft starb meine Tante Arnim und ein Vetter von mir sandte mir die Abschrift ihres Testaments. Das Vermögen ging zwar größtentheils an die Frauen unserer Familie, allein ich und ein paar Vettern waren an einem Kapital betheiligt. Die Zuchthausverwaltung nahm Einsicht von diesem Testament und machte Bericht.

In Folge deſſen wurde mein Name mit in einen Prozeß eingeſchloſſen, den die „Generalſtaatskaſſe“ gegen diejenigen Theilnehmer an der badiſchen Revolution führte, welche Vermögen hatten. Mir ward aufgegeben vor Gericht zu erſcheinen, aber nicht geſtattet dem Folge zu leiſten. Ich konnte mich alſo nicht vertheidigen und es wurde unter dem 14. Juni 1851 wegen Verſäumniß „zu Recht erkannt, der Beklagte ſei ſchuldig, den dem Gr. Fiscus durch die Revolution erwachſenen Schaden, in noch feſtzuſetzendem Betrage, ſammtverbindlich mit den übrigen Theilnehmern — (die man nämlich hatte und die was hatten) — zu erſetzen und habe die Koſten dieſes Verfahrens zu tragen.“

Während meiner Gefangenſchaft hatten einige nicht dazu autoriſirte Perſonen angefangen, für meine Frau Geld zu ſammeln, von dem dieſelbe jedoch für ſich nichts annahm. Sie that dies nicht aus Hochmuth, ſondern weil die Leute, die ſolche Unterſtützungen gaben, nicht allein damit eine Art Recht der Controle über die Handlungen des Unterſtützten beanſpruchten, ſondern auch überhaupt in oft ſehr unzarter Weiſe verfuhren. Außerdem widerſtand es auch meiner Frau, ſich von einer Partei unterſtützen zu laſſen, die ſolche Hülfe nicht ſowohl als die Zahlung einer Ehrenſchuld, ſondern beinahe als ein Almoſen betrachteten und ferner ruhig duldeten, daß Einige aus ihrer Mitte meinen Namen beſudelten, obgleich ich härter wie die Meiſten für die Sache litt und duldete, die ich verrathen haben ſollte.

Meine Frau hatte es möglich gemacht, zwanzig Louis'dor zu erſparen; das war Alles, was wir auf der Welt beſaßen, als ich das Gefängniß verließ und da ſo Vieles neu angeſchafft werden mußte, ſo reichte das Geld nicht weit. Ich war aber unbeſorgt, denn ich hatte im Gefängniß einen ſolchen Ueberfluß an Stoff geſammelt, daß ich als Schrift-

ſteller bald Geld genug zu verdienen hoffte. Ich ſchrieb alſo gleich an einige Redaktionen. Ein ſehr tüchtiger Freund in Leipzig antwortete mir auf die herzlichſte Weiſe und erbat ſich für ſein Blatt eine unterhaltende und belehrende Schilderung des Gefängniſſes und der Gefangenen unter dem Titel „Ein Beſuch in Bruchſal.“ — Ich ſchrieb den Artikel einige Tage nach meiner Freilaſſung, natürlich mit ingrimmigem Humor, von der Art, die Einem den Athem verſetzt. Unterm 12. November 1855 erhielt ich folgende Antwort:

„Aber um Gotteswillen, Verehrteſter, wie können und konnten Sie glauben, daß bei den beſtehenden Verhältniſſen und Preßgeſetzen ich auch nur ein Wort Ihres „Beſuchs in Bruchſal“ zu veröffentlichen wagen darf? Wie haben Sie annehmen können, daß eine Sprache, die kaum Ende 49 noch ungeſtraft in der Preſſe geführt werden konnte, jetzt noch der ſtrengſten polizeilichen Ahndung entgehen würde, in Sachſen, wo vor Kurzem der zahme Dorfbabier deshalb zu 3 Wochen Gefängniß verurtheilt wurde, weil er die durch geſetzgebende Kammern vertriebene Königin Chriſtina von Spanien nur eine „intriguante Frau“ genannt? — — Ich traute meinen Augen kaum, als ich Ihre Brandſchrift las und gab ſie *** zur Begutachtung, der mir ganz einfach antwortete, er würde mich für wahnſinnig halten, wenn ich den Artikel druckte. In welcher Welt leben Sie nur, Verehrteſter?“ — Ich war damals ſehr empört; allein ſah bald ein, daß ich dem Schreiber der obigen Zeilen in Gedanken ſehr Unrecht gethan hatte. Meine Erfahrungen mit andern Blättern waren nicht viel erquickender. Alle fanden meine Artikel „ſehr intereſſant“. — aber ſchauderhaft gefährlich. Ich habe verſchiedene ſolcher Briefe vor mir liegen und muß beim Leſen derſelben oftmals laut auflachen. Die „Hausblätter“ waren das einzige Journal, welches es wagte, meinen Namen wieder vor das Publikum

zu bringen; kein Buchhändler hatte den Muth, die Erinnerungen aus meinem Leben zu unternehmen. — Ja ſogar meine unſchuldigen Erzählungen aus dem Kadettenhaus, wie ſie nun im erſten Bande enthalten ſind, wurden aus Furcht, Anſtoß zu geben, zuerſt abgelehnt! Alles Das hatte ich nicht erwartet und damit ſtarben meine Hoffnungen, mich in Deutſchland als Schriftſteller zu ernähren, denn wenn es mir auch meine Freunde nicht an gutem Rath fehlen ließen mich zu mäßigen, ſo war es mir doch abſolut unmöglich, plötzlich ſo zahm zu werden wie die andern Leute.

Freund Gerſtäcker ſchrieb mir:

Hinteriß in Tyrol, 17. Oktb. 55.

„Mein lieber guter Corvin.

Den herzlichſten Glückwunſch Ihrer endlich gewonnenen Freiheit. Sie glauben nicht, wie ich mich darüber gefreut habe. Ihren Brief erhielt ich oben auf dem Pirſchhaus auf der Alm in den Tyroler Alpen, wo ich mit dem Herzog von Coburg und Mr. Barner, den Sie auch wohl kennen, kampire und eben von der Jagd mit einem erlegten jungen Gemsbock zurückkehrte.

Schonen Sie ſich nur recht in der erſten Zeit und trauen Sie ſich nicht zu viel gleich zu, denn der erſte Genuß der Freiheit könnte Ihnen ſonſt mehr ſchaden, als es die jahrelange ſchwere Haft gethan. Sie wiſſen, daß das Wild oft den ſchwerſten Winter glücklich überdauert und im Frühjahr beim vollen Genuß des grünen Futters eingeht. Laſſen Sie ſich das als alter Jäger eine Warnung ſein. Wenn Ihr Geiſt auch nicht gelitten hat, der ſtärkſte Körper muß darunter leiden. Daß Ihre arme Frau geiſtig ſo angegriffen iſt, erklärt ſich leicht — ſie hat mehr ertragen als Sie, und Sie werden ihr in Ihrem ganzen Leben nicht genug danken

können. Sie hat sich musterhaft betragen und die Bewunderung und Achtung aller Derer im höchsten Grade erworben, die näher kennen lernten, was sie eigentlich gethan und wie sie es gethan. Ich habe dem Herzog gesagt, daß ich einen Brief von Ihnen bekommen hätte und daß Sie frei wären. Er freute sich darüber und trägt Ihnen keinen Groll mehr nach. — — Was nun Ihr Buch anbetrifft, so bin ich fest überzeugt, daß jeder Buchhändler gute Geschäfte damit machen würde ꝛc. — — Doch jetzt ade mein lieber guter Corvin, grüßen Sie mir Ihre liebe Frau recht herzlich; wie innigen Antheil ich an Ihrem beiderseitigen Schicksal nehme, wissen Sie ja überdies. Auch Ihre lieben Verwandten grüßen Sie mir auf das Freundlichste und gedenken Sie mit der alten Liebe manchmal

Ihres Ihnen treu ergebenen
Friedr. Gerstäcker."

Wir Deutschen haben über England und besonders London merkwürdig kuriose Begriffe, die das Resultat von Urtheilen sind, welche von Personen gefällt wurden, die sich einige Zeit dort aufhielten und ihre ersten Eindrücke schilderten. Ich hatte gehört und geglaubt, daß meine Federzeichnungen in London sehr gut verkauft werden könnten, und als ein junger Freund von Frankfurt nach London reiste, vertraute ich ihm eine Mappe derselben nebst einem Briefe an Kinkel an. Anfangs 1856 erhielt ich von diesem folgende Antwort:

6 Eastbourne Terrace, Paddington, London.
Jan. 2. 1856.

„Lieber Freund!

Es ist jetzt 4 Wochen, daß ich von Ihnen die Mappe mit Zeichnungen erhielt, begleitet von einer Visitenkarte mit dem Namen K.... n. Die Mappe war offen, der Brief,

vom 29. Oktbr. datirt, ebenfalls offen darin, und ein deutſcher Lohnbedienter brachte ſie mir aus einem der deutſchen Gaſthöfe in Finsbury Square. Die Friſt, „wenn Sie mir vor Mitte November ſchreiben," war längſt vorüber; der Freund, an welchen ich die Zeichnungen abgeben ſollte, damals meines Wiſſens nicht in London. Die Mappe enthielt 33 Zeichnungen incl. der gemalten Blumen, aber kein Preisververzeichniß. Ich habe ſie ſogleich verpackt, und die Zeichnungen ſind alle unbeſchädigt.

Unter den damals obwaltenden Umſtänden blieb mir nichts übrig, als auf Weiteres zu warten. Einen zweiten Brief, auf den Ihr letzter von Weihnachten ſich bezieht, habe ich nicht erhalten: und auf dieſen letzten eile ich zu antworten.

Ihre Befreiung hatte mich ſchon vor Ihrem erſten Briefe, als ich ſie in der Zeitung las, mit inniger Freude erfüllt: denn der letzte große Schmerz, den die Revolution mir im Herzen ließ, war — und iſt das Andenken der Freunde im Gefängniß. Das Verräthergeſchrei iſt längſt verhallt*): ich habe mit Bezug auf Sie nie in daſſelbe eingeſtimmt. Die praktiſche Frage iſt die nächſte, und ich will Ihnen ſagen, wie ich ſie anſehe.

Ihre Zeichnungen hier zu verkaufen habe ich keine Ausſicht, auch wenn ich das Verzeichniß der Preiſe dabei hätte. Zu beſchäftigt, die Geſellſchaft zu beſuchen, haben meine Frau und ich längſt die geſelligen Verbindungen aufgegeben, die in London ausſchließlich berechtigen etwas zum Kaufe anzutragen. Wir haben hier ſehr ſchwer, bis zur Erſchöpfung aller Kräfte, gearbeitet, und ſind nun geachtete

*) Ja wohl! Noch vor etwa zwei Jahren äußerte Freiligrath gegen Jemand, „daß ich mich zweideutig benommen!" — Von ſolchen braven Menſchen thut's denn doch weh.

Lehrer hier. Mehr kann ich nicht ſagen: Sie ſehen, daß wir bis heute alſo nur unſere Nothdurft erwerben.

Und doch glaube ich Ihnen in dieſer Stellung nützen zu können. Nach der Schweiz zu gehen ſcheint mir unräthlich: ſie giebt Flüchtlingen nur ſchwer Brot. Da Sie noch Briefe ſchreiben wie Ihrer an mich war vom 29. Oktbr., ſo würde es Ihnen auch wohl in Deutſchland bald zu heiß und zu enge werden, und Brot brauchen Sie. Es kommt auf zwei Fragen an: Erſtens, können Sie Engliſch, ſo viel, daß Sie leicht leſen und ſich im Sprechen verſtändlich machen können? Zweitens: Können Sie vergeſſen was Sie waren? Können Sie ſich entſchließen, eine Carriere von unten anzufangen, wie ich es gethan habe (und das giebt mir das Recht auch an Sie dieſe Frage zu richten), kleine Kinder, wenn es Noth iſt, leſen zu lehren, in Allem Unterricht zu geben, Zeichnen, Deutſch, Wiſſenſchaften aller Art — und fühlen Sie ſich ſtark pünktlich zu ſein, worauf hier mehr ankommt als auf Ihr reiches Talent — dann verſuchen Sie es hier in London, oder ſonſt in England.

Vielleicht können Sie von Ihren deutſchen Freunden ſo viel Geld nicht nehmen, ſondern leihen, um die Reiſe hierher zu machen, und ſich hier ſechs Wochen zu behaupten. Für das letztere, da Sie mit Kleidern nach Ihrem Briefe equipirt ſind, brauchen Sie circa 40 oder 50 Thaler, vorausgeſetzt, Sie kommen allein, zunächſt ohne Ihre Frau. Ich halte es, wie ich meine Stellung hier kenne, für überwiegend wahrſcheinlich, daß ich Ihnen in der angegebenen Friſt Stunden verſchaffen kann. Dann kommt freilich die böſe Saiſon Juli bis Oktober, wo Alles auf's Land geht, aber bis dahin können Sie ſich hier vielleicht ſchon feſtgeſetzt haben. Es kommen jetzt, da ich meine Stunden nicht mehr ausdehnen kann, ziemlich oft Anträge an mich wegen Lehrer,

und es ist mir gelungen, Einzelne gut zu placiren. Was meinerseits für Sie geschehen kann, soll treulich gethan werden, und in einigen Monaten essen Sie vielleicht ein freudloses, aber auch sorgenloses Brot mit Ihrer tapfern Frau; denn Alles in Allem ist hier in London noch die beste Luft für den Exulanten, und Ihr herrliches Zeichnen allein würde Sie hier feststellen, wenn Sie pünktlich und im Kleinen treu sind. An diesen letztangedeuteten Klippen, an dem Verdruß, unter dem geistigen Werthe als Lehrer beschäftigt zu sein, habe ich viele Carrieren hier in London scheitern sehen. Fragen Sie sich, ob Sie da stark genug sind. Hiermit schließe ich without talking sentiment. Schreiben auch Sie mir nur business, damit Ihre Briefe nicht weggenommen werden und Ihnen nicht schaden. Antworten Sie rasch. Herzlichen Gruß von uns Beiden Ihnen und Ihrer prächtigen Frau.

Herzlich und treu
Ihr Freund Kinkel."

Ich hatte ebenfalls an meinen Freund Baron v. Andlau geschrieben und nachdem derselbe sich mit Kinkel besprochen hatte, schrieb mir der letztere, wie beide übereingekommen, daß ich sogleich mit meiner Frau kommen sollte. Dieser Brief war vom 10. Februar und in ihm hieß es: „Indem ich Ihnen rathe zu kommen, übernehme ich ein furchtbares Risiko, aber dennoch thue ich es, und habe guten Muth dabei. Meine Frau und ich müssen so arbeiten, daß wir für freundschaftlichen Umgang keinen Raum mehr finden: aber was ich thun kann Ihre Interessen geschäftlich zu fördern, das soll treulich geschehen. Also abermals: Hauen Sie durch, und kommen Sie. Andlau kann Ihnen hoffentlich ein Quartier aufsuchen und ausmachen, dies kann ich nur

ſchwer, denn mein ganzer Tag iſt voll von Morgen bis Nacht.

Herzlichen Gruß an Ihre Frau und Sie, halten Sie den Kopf oben, aus Ihren Briefen und der Mappe mit Zeichnungen ſehe ich, daß Sie durchſchwimmen werden. Jetzt nicht an Erholung gedacht, ſondern die Zähne zuſammengebiſſen, bis Sie wieder Grund unter den Füßen haben.

Leben Sie wohl und laſſen Sie mich Ihren Plan wiſſen. Getreulich Ihr K.“

In demſelben Briefe bietet Kinkel mir freiwillig an, für ſechs Wochen die Miethe (elf Thaler) zu zahlen, wofür ich ihm einige Zeichnungen für ſeine Kunſtklaſſe im brittiſchen Muſeum machen könne.

Wir hatten unterdeſſen kümmerlich in Soden gelebt. Ich war ſehr niedergeſchlagen und körperlich ſehr ſchwach. Meine arme Frau war auch leidend; aber immer muthig und bereit, Hand an's Werk zu legen und mir mit dem Beiſpiel voran zu gehen, übernahm ſie große Stickereien, in welcher ihre Geſchicklichkeit unübertrefflich war. Sie ſtickte den ganzen Tag und den größten Theil der Nacht an zwei Seſſeln für irgend einen Fürſten, die ausgeſtellt, ſehr bewundert und dem Beſteller mit mehreren hundert Gulden bezahlt wurden und wofür ſie — für mehrwöchentliche Arbeit zwanzig Gulden erwarb! Es that mir das Herz weh, ſie ſo angeſtrengt arbeiten zu ſehen und ſie mußte es auch bald aufgeben, da ihre armen Augen zu ſehr litten.

Da uns von keiner Seite Hülfe angeboten wurde, ſo überhob man uns der Mühe ſie abzulehnen. Doch nein, einmal wurde ſolche Hülfe angeboten und mit Rührung angenommen, da ein Ablehnen den Geber tief gekränkt haben würde. Mein Verleger Hartknoch in Leipzig erhielt nämlich aus Ungarn einen Brief von einem Herrn v. Z.—, der

in Folge ſeiner literariſchen Thätigkeit zu Stockhaus-Arreſt in Eiſen verurtheilt und funfzehn Monat gefangen geweſen war. Dieſer Mann kannte mich aus meinen „Hiſtoriſchen Denkmalen", aus der Weltgeſchichte und hatte „aus dem Brockhauſiſchen Converſationslexikon erſehen, daß ich frei ſei." Er ſandte mit dem liebenswürdigſten Brief zwanzig Gulden C. M., ſich mit ſeiner Armuth wegen der Geringfügigkeit der Summe entſchuldigend. Ich dankte und acceptirte und dazu aufgefordert, ſandte ich dem wackern Manne einige Federzeichnungen, die er verkaufte, mir für diejenige dankend, die ich ihm als ein Andenken ſchenkte. Dieſe Liebesgabe aus Ungarn hatte um ſo höheren Werth, als die Leute dort ſelbſt der Hülfe bedurften, Herr von Z.— ſchreibt: „— — wir ſind hier Alle arm, und was noch ſchlimmer iſt, erwerbsunfähig, denn man hat den meiſten unſerer Geſinnungsgenoſſen die Advokatur-Befugniß entzogen und uns ſo indirekt an's Hungertuch verwieſen." — Ich nenne den Namen dieſes edeln Ungarn nicht, aus Furcht ihm zu ſchaden, aber ich werde ihn nicht vergeſſen.

Es gelang mir endlich das Verfahren der Glyphographie an Jemand für zweihundert Gulden zu verkaufen und zu gleicher Zeit übertrug mir mein Freund W. R. ein Geſchäft in Amſterdam, welches mich dort ſechs Wochen feſthalten mußte. Sobald dieſes Geſchäft abgemacht ſein würde, beſchloß ich Kinkel's Rath zu folgen und nach London zu gehen.

Im März 1856 reiſten wir alſo nach Amſterdam, wo ich mich auf die Bekanntſchaft des Buchhändlers Herrn M. H. Binger, des Verlegers meines niederländiſchen Freiheitskrieges ganz außerordentlich freute; denn dieſer Mann hatte mir ſeit Jahren Zeichen herzlicher Theilnahme gegeben und

war beſtändig mit mir in freundſchaftlicher Verbindung geblieben.

Da mein Buch ſchon ſo viel länger geworden iſt, als ich es eigentlich beabſichtigte, muß ich leider darauf verzichten, von dieſem höchſt angenehmen Aufenthalte in Amſterdam ſo weitläuftig zu reden, als es nicht allein die Stadt, ſondern vor allen Dingen die Freundlichkeit und Herzlichkeit verdient, die mir dort nicht nur von der Familie Binger, ſondern auch von allen Perſonen erwieſen wurde, mit welchen dieſelbe mich bekannt machte. Da die beiden älteſten Söhne dieſer Familie, die Verleger dieſes Buches ſind, ſo darf ich nichts weiter ſagen, als daß dieſes gegenſeitige Verhältniß der Freundſchaft und Hochachtung ſeitdem fortbeſteht und hoffentlich immer fortbeſtehen wird.

Mein „Fritzchen“ war ſchon in Frankfurt geſtorben und in Amſterdam ſtarb „Hänschen.“ Ich begrub meinen treuen Mitgefangenen in einem rothen, feinen Blumentopf, in welchem ich ein Lorbeerbäumchen pflanzte und worauf ich mit weißer Oelfarbe eine Grabſchrift ſchrieb. Dieſen Topf ſtellte ich in einen andern von durchbrochenem, verſilbertem Laubwerk und ſetzte meinen Freund H. Binger, der ein in Holland wohlbekannter Dichter iſt, als Hüter dieſes Grabes ein. Der Lorbeerbaum gedieh nicht, aber abgeſtorben wie er iſt ſteht er noch auf dem Schreibtiſch meines Freundes.

Fünftes Capitel.

Die erſte Seereiſe. — Ankunft in London. — Anblau. — Kinkel. — Ein Brief von ihm. — Kinkels Freundin. — Mein erſter Schüler. — Ein engliſcher Gentleman. — Gothic-House. — Der Lord Biſchof von C. — Household Words.. — Flucht von London. — Rückkehr nach Soden. — Ein Schoppenhauerianer. — Verbindungen mit Hamburg. — Ein Brief von Ludwig Storch. — Hamburg. — Campe. — Vor dem Hamburger Polizeiherrn. — Schriftſtellerekel. — Die ſchlechteſte Adreſſe in Hambnrg. — Caution. — Dr. Volkhauſen. — Die liberale Partei. — Frau X. — Mutter Y. — Krankheit. — Polizei-Ueberfall. — Berliner Inſpirationen. — Der Froſt. — Meine alte Ordonnanz. — Wie man die Polizei anführt. — Mein alter Schwiegervater und die preußiſche Polizei. — Pinneberg. — Struenſees Haus. — Zweite Reiſe nach London. — Ausweiſung meiner Frau aus Berlin. — Meine Frau in Hamburg im Gefängniß. — Von den Dänen erlöſt. — Verbannung. — Kämpfe. — Abſchied vom Leſer.

Im April reiſten wir nach Rotterdam ab, um von dort nach London zu gehen. Unterwegs blieben wir einige Stunden im Haag, gingen nach Scheveningen und ſahen, Beide zum erſten Mal, die See. Obwohl das Meer ganz ruhig war, fühlte ſich doch meine Frau unwohl von dem bloßen Anblick, oder wohl vielmehr von der daher wehenden Luft. Die Ueberfahrt nach London war denn auch für ſie eine entſetzliche Qual. Sie getraute ſich nicht in die Cajüte zum Diner. Da es aber als gut betrachtet wird, dem Magen etwas zu bieten, ſo ſandte ich ihr einen Teller mit Hammelbraten auf das Verdeck. Der bloße Anblick war

genügend, ihr Innerſtes bis in die tiefſten Tiefen zu erſchüttern; die Wellen der Seekrankheit ſchlugen über ihrem Haupte zuſammen und ſie verſchwand in der Verſenkung, um unter der Sorge der Stewardeſſ mit dem unbarmherzigen Schickſal zu ringen. — Ich wurde nicht ſeekrank und genoß in vollen Zügen meine erſte Seereiſe.

Es war an einem Sonntag Morgen ſehr früh, als wir in London, nicht fern von der Londonbrücke, landeten. Ein Commiſſionär mit einem Brief von meinem Freunde Andlau fand mich noch an Bord. Der Brief enthielt ganz genaue Angaben, die ich ſehr nützlich und praktiſch fand, die Adreſſe der für mich gemietheten Wohnung und das Verſprechen des Schreibers, frühzeitig bei uns ſein zu wollen.

Es war ein wunderſchöner Frühlingsmorgen, aber es war erſt gegen ſechs Uhr und Sonntag; die Straßen waren leer und noch überall die Fenſter blind. Nach einer Fahrt von mehr als einer Stunde kamen wir in Hannoverſtreet, Iſlington an, wo Andlau uns ein Parlor und Backparlor — Vorder- und Hinterzimmer ebener Erde — für zwölf Schilling (vier Thaler) die Woche gemiethet hatte.

Schon um acht Uhr hielt Andlau's Gig vor der Thür. Er begrüßte uns mit wahrhaft wohlthuender Herzlichkeit. Er und ſeine Frau hatten daran gedacht, daß es Sonntag ſei und wir nicht das Geringſte kaufen könnten; deshalb hatten ſie in freundlicher Vorſorge alles Mögliche eingepackt, was man hier in London zum Frühſtück nöthig hält, und in ſolcher Menge, daß es für eine Woche reichte. Da waren Thee, Kaffee, Zucker, Butter, Brot, Schinken, Wurſt, Speck, Eier, Jam, — ja ich glaube ſogar auch ein Fläſchchen Rahm. — Clapham, wo Andlau wohnt, iſt etwa acht engliſche Meilen von Iſlington, obwohl beide Stadttheile des ungeheuren Londons ſind, und daß er ſchon ſo frühzeitig bei mir

erſchien, war eine Freundlichkeit, welche ich erſt ſpäter recht ſchätzen lernte, als ich mit London bekannt wurde. Als Andlau uns verlaſſen hatte, ſandte er uns ſeinen Neffen, einen jungen Mann, der in der City beſchäftigt war, aber nicht ſehr weit von uns wohnte, das heißt nicht weiter als eine kleine Stunde, welcher ſich zu unſerer Dispoſition ſtellte, ſobald wir nur ſeiner Hülfe bedürfen würden.

Am Nachmittage wollten wir Kinkel beſuchen. Wir folgten genau der gegebenen Anweiſung und warteten am „Engel" auf den Paddington-Omnibus. Dieſer Engel iſt ein großes Wirthshaus (inn), oder Publichouſe an der City Road und wichtiger Knotenpunkt für die Omnibuſſe, deren es hier in London gegen eintauſendzweihundert giebt. Nachdem wir vorſichtig nach dem Paddington-Omnibus gefragt hatten, ſtiegen wir in denſelben ein, und als wir am Endziel von deſſen Reiſe anlangten, entdeckten wir zu unſerem Erſtaunen, daß wir glücklich nach der entgegengeſetzten Richtung gefahren und an London Bridge, etwa ſechs Meilen von Paddington waren. Wir machten alſo denſelben Weg noch einmal, und als wir an Kinkels Wohnung ankamen, war Niemand zu Hauſe.

Um uns ein wenig in London umzuſehen, beſchloſſen wir zu Fuß zu gehen. Es war wie bemerkt Sonntag und an einem ſolchen iſt London eine ganz andere Stadt als an anderen Tagen. Alle Läden ſind geſchloſſen und die ungeheuer breiten und endloſen Straßen erſcheinen todt und leer wie die von Potsdam, obwohl die einzige Oxfordſtreet mit Hyde Park trotzdem ſo viel Spaziergänger als Potsdam Einwohner zählen mochten.

Ich hatte mich noch keineswegs von den Folgen meiner Gefangenſchaft erholt und meine Nerven waren noch immer ganz außerordentlich reizbar; ich war in einem beſtändigen

Fieber. Die Aufregung, mit der ich Kinkel erwartete, machte mich faſt krank. Ich freute mich außerordentlich darauf, ihn zu ſehen, wie das wohl natürlich war, da wir uns unter ſo außerordentlichen Umſtänden kennen gelernt und zuletzt als Todescandidaten von einander Abſchied genommen hatten. Außerdem gefiel mir Kinkels Perſönlichkeit und vor Allem ſein natürliches, anſpruchsloſes Weſen.

Als am Dienſtag Morgen ein Cab vor meiner Thür hielt und Kinkel ausſtieg, ging ich ihm mit einem ſo warmen Herzen und mit einer ſolchen Freude entgegen, wie ich ſie ſelten beim Anblicke eines Menſchen empfunden habe und meine Frau theilte mein Gefühl. — Kinkels Art und Weiſe kühlte unſere deutſche Herzensgluth indeſſen ſchnell und gründlich. Nach einigen flüchtigen Begrüßungen und Worten und nachdem Kinkel mich um mein Haar beneidet hatte — das ſeinige war von einem Jahr Zuchthaus grau geworden — drängte er von „business“ zu reden und business — Geſchäft — war ſein drittes Wort. Er brauchte Zeichnungen für ſeine Vorleſungen und beſtellte eine derſelben bei mir. Ich ſollte ein ſehr beſchädigtes, altgriechiſches Basrelief im britiſchen Muſeum abzeichnen, wozu er mir die Erlaubniß verſchaffen wollte. Nach einer halben Stunde ging er.

Als Kinkel weg war, ſahen meine Frau und ich uns verwundert an und ich brach über ihr Erſtaunen endlich in ein lautes Lachen aus. Sein Benehmen bildete in der That mit unſern herzlichen Erwartungen einen zu lächerlichen Contraſt. — Dies war das einzige Mal, daß Kinkel bei mir war; ich war nie in ſeinem Hauſe, da er uns nach dem erſten Beſuch nicht einlud und ſeine Frau den der meinigen gar nicht erwiederte.

Obwohl ich Kinkel vorherſagte, daß ich nicht Künſtler genug ſei, um die mir von ihm übertragene Arbeit zu machen, ſo fand ich mich doch im Muſeum ein und verſuchte es. Der Verſuch mißlang vollſtändig; ich ſchrieb es Kinkel und erhielt von ihm folgenden Brief:

„Lieber Freund!

Ihr Brief von heute thut mir leid, um Ihretwillen. Wer in London ſagt: Ich kann nicht, verliert Einen Schritt. Doch grämen Sie ſich nicht. Ihren vorgeſchlagenen Künſtler werde ich nicht engagiren: ich brauche die Zeichnung überhaupt für den Curſus dieſes Jahres nicht mehr.

An Herrn F. hatte ich Sie empfohlen. Fordern Sie fünf Schilling für die Stunde; ſagen Sie ihm aber, daß wenn er drei Stunden regelmäßig nehmen will, Sie vier Schilling nehmen wollen.

Thimm, wie jeder Londoner Buchhändler, empfiehlt die Bücher, deren Verkauf ihm Vortheil bringt. Ahn iſt, um Männer zu unterrichten, ganz unbrauchbar. Nehmen Sie Dr. Aue's (größere) Grammatik zu drei Sch. ſechs, die Thimm ebenfalls, für meine Schüler, immer vorräthig hat: ſie iſt wiſſenſchaftlich genau.

Ich bitte dringend, gehen Sie nie unvorbereitet zu F. nach Ihrer erſten Lection. Eine Gelegenheit wie dieſe, einen reſpektabeln engliſchen Schüler zu gewinnen, habe ich im Anfange wie lange vergebens geſucht!

Wollen Sie mich einmal unterrichten hören, ſo kommen Sie nächſten Mittwoch um ſieben Uhr nach Crosby Hall Bishopgate Street, City, und fragen nach meinen deutſchen Klaſſen (beifügend, daß ich Sie hinbeſtellt habe). Ich unterrichte dort drei Klaſſen, und Sie können bleiben, ſo lange Sie wollen.

Ich werde ſorgen, Sie um etwas anderes zu bitten, das Sie für mich zeichnen. Daß Ihre Frau, der ich mich verbindlich empfehle, ſchon einen Abſatzweg findet, freut mich unendlich.

Meine Frau iſt krank und muß zu Bette liegen.

Herzlich grüßt

Kinkel."

Kinkel hatte auch meine Frau an eine Freundin in der City empfohlen, von der er vorausſetzte, daß ſie ihr behülflich ſein könne, eins ihrer mannigfachen Talente zu Geld zu machen. Entſchloſſen nichts unverſucht zu laſſen, wie ſehr es auch widerſtreben mochte, gingen wir alſo nach der City, Kinkels Freundin aufzuſuchen. Wir fanden in einem Lädchen mit Stickereien u. ſ. w. eine noch junge, ziemlich hübſche und ſchmutzige Judenfrau, die, nachdem ſie Kinkels Brief geleſen, meine Frau von oben bis unten mit einer Frechheit anſah, die mich in Erſtaunen ſetzte, aber höchlich amüſirte. Ein kleines, ruppiges, männliches Individuum, um einige Oktaven tiefer dreckig als ſeine Dame, mit ſchöner Hakennaſe, einem zu weiten, ſchwarzen, von Schmutz glänzenden Frack, begann ein grauſam Gedibber mit Kinkels nicht zu reinlicher Freundin, und als das Geſchmuhs im beſten Gange war, retteten wir uns auf die Straße, meine Frau ganz verblüfft und ich lachend, daß mir die Thränen herunterliefen.

Obwohl mich Kinkels Art und Weiſe verdroß, ſo war ich mir doch zu gut meines gereizten Zuſtandes bewußt, und meine übertriebene Empfindlichkeit unterdrückend beſchloß ich nach Crosby Hall zu gehen, um Kinkel unterrichten zu hören, da ich allerdings von ihm lernen konnte.

Schon in dem Briefe, den Kinkel mir nach Deutſchland ſchrieb, hatte er ſich erboten, mir die Miethe für ſechs Wochen

à zehn Schilling die Woche, alſo drei Pfund vorzuſchießen, was ich jedoch nicht annahm, da ich noch Geld hatte. Vor Beginn des Unterrichts nahm er mich bei Seite und fragte: „Corvin, wie ſteht es mit Ihrer Kaſſe? — Ich habe Ihnen ein Pfund mitgebracht,“ und in einem ſpäteren Briefe wiederholte er, daß ein Vorſchuß „bis zu dem fixirten Betrage“ zu meiner Dispoſition ſtehe. Ich lehnte jedoch ſein freundliches Anerbieten ab, da Alles was ich von irgend Jemand an Hülfe erwartete, nur darin beſtand, mich auf den Weg zu bringen, etwas zu verdienen. Für den Schüler, den mir Kinkel zugewieſen hatte, war ich ihm ſehr dankbar; das war die Art der Unterſtützung, die ich wünſchte. Ich beanſpruchte von ihm keine Opfer, ſondern nur die Zuweiſung von Schülern, die er nicht annehmen konnte. Herr F. war ein ſolcher, da derſelbe nur die Zeit zwiſchen acht und neun Uhr Morgens frei hatte, die Kinkel nicht paßte.

Der Herr hatte mir geſchrieben und den Tag für meine erſte Stunde feſtgeſetzt. Am Abend vorher erhielt ich von Freund Andlau ein Billet, in welchem er mich darauf aufmerkſam machte, daß ich auf meinem Wege nicht rauchen möge, da Engländer, die noch nicht gefrühſtückt hätten, nicht ſo vertraut mit Tabaksgeruch ſeien als unſere Landsleute.

An dem feſtgeſetzten Morgen regnete es, wie es nur in London regnet. Da die Omnibuſſe nicht vor acht Uhr fahren und ein Cab etwa fünfundzwanzig Silbergroſchen gekoſtet haben würde, mußte ich zu Fuße gehen und zu dem Ende ſchon um halb ſieben Uhr aufbrechen, da die Wohnung des Herrn F. grad im Centrum der Faſhion lag und von meiner Wohnung in Iſlington über eine deutſche Meile oder mehr entfernt war; wenigſtens brauchte ich, wenn ich raſch ging, anderthalb Stunden. Einige Minuten vor dem Glockenſchlage war ich an Herrn F.'s Thür. Ein ſehr

wohlgenährter, ſtattlicher Bediente in Morgenlivree öffnete und ich trat in die Vorhalle, ein Zimmer, welches mit einem Kamin verſehen war, in deſſen Mitte ein Tiſch mit Schreibzeug und verſchiedenen Viſitenkarten ſtand und worin mir ein ungeheurer Regenſchirm und ein überdachter, eigenthümlicher Lehnſtuhl auffiel, der für den Bedienten beſtimmt iſt, wenn er ſeine Herrſchaft aus einer Abendgeſellſchaft oder der Oper erwartet. Ueber dem Kamin in der Halle hing ein Marmormedaillon mit dem Portrait des Lords ***, eines berühmten Lordkanzlers von England, deſſen unmündigem Enkel nun das ſtattliche Haus gehörte. Herr F. war der Onkel und Vormund des jungen Lords und ſeiner Geſchwiſter.

Aus der Vorhalle trat ich in ein geräumiges Treppenhaus, aus welchem ſehr breite, mit ſchönen Teppichen belegte Treppen in die obern Stockwerke führten und dann in die »library«, das Bibliotheks-, oder wie wir es nennen würden, das Studirzimmer des Herrn. Bei meinem Eintritt verließen es zwei junge, ſchöne Mädchen, die Schweſtern des jungen Lords, denen Herr F. bereits eine Stunde Religionsunterricht gegeben hatte.

Das Zimmer hatte zwei ſehr große Fenſter mit der Ausſicht nach dem Park und war hoch und geräumig. An den Wänden hingen claſſiſche Kupferſtiche und ſtanden Bücherſchränke. Auf verſchiedenen Seſſeln und Staffeleien lagen und ſtanden große Mappen. Bequeme Sophas und noch bequemere Seſſel waren reichlich vorhanden. In der Mitte des Zimmers ſtand ein ſehr großer Schreibtiſch, ohne Aufſatz; Alles gediegen, aber nicht in die Augen fallend.

Herr F. war ein noch jung ausſehender Mann, der in der Mitte der Dreißiger ſein mochte. Er ſah durchaus engliſch aus, trug aufſtehende „Vatermörder“, wurde oft roth und hatte ein ſehr gutes Geſicht, aber nicht von dem Johu-

Bull-Schnitt, ſondern mager und mehr länglich als breit. Er empfing mich artig aber etwas zurückhaltend; wir ſetzten uns nebeneinander an den Schreibtiſch, den Rücken dem Kamin zugewendet, und meine erſte Stunde begann.

Die Sache hatte ihre Schwierigkeit, denn mein Engliſch ließ ſehr viel zu wünſchen übrig. Ich hatte es für mich allein im Gefängniß gelernt und wenn ich auch jedes Buch vollſtändig verſtand und wie ich ſpäter entdeckte, es ganz gut ſchreiben konnte, ſo waren die Anweiſungen in Ollendorfs Grammatik doch nicht hinreichend geweſen, mich die Ausſprache zu lehren. Es verſtand mich in der That Niemand und ich verſtand Niemand. Die Engländer haben überhaupt nicht die Leichtigkeit der Franzoſen im Verſtehen der Fremden, die das oft für Böswilligkeit halten, aber mit Unrecht, wovon man ſich überzeugt, wenn man lange in England gelebt hat und es Einem mit friſch herüberkommenden engliſch redenden Landsleuten wie den Engländern geht. Ich fragte einſt nach Warf Road, was ich Warf Road ausſprach; der Mann kannte die Straße nicht und endlich nach langem Beſinnen und Wiederholen rief er ganz erſtaunt: „Ach, Sie meinen Uarf Road!“

Herr F. verſtand etwas Deutſch, ſprach es aber nicht und es kam ihm auch darauf nicht an, er wollte es jedoch gründlich grammatikaliſch lernen, um deutſche Werke verſtehen zu können, wie er griechiſche, lateiniſche, italieniſche und franzöſiſche verſtand. Ich hatte da einen Schüler, der mir ordentlich „auf den Zahn fühlte“ und deſſen Fragen mich manchmal in Verlegenheit ſetzten, denn unſere Grammatik iſt gar nicht ſo einfach und will, um ſie zu lehren, ganz außerordentlich ſorgfältig ſtudirt ſein, wenn man auch ſelbſt grammatikaliſch richtig zu ſchreiben verſteht. Kinkels Rath, mich ſtets vorzubereiten, war ein ſehr zweckmäßiger.

Es exiſtirt eine Art Freimaurerei unter Gentlemen und durch die geheimen Zeichen derſelben entdeckte Herr F. bald, daß ich zu ſeinem Orden gehöre und damit änderte ſich ſein Benehmen. Es zeigte ſich das in einer Menge kleiner Dinge, die ſich nicht aufzählen, ſondern nur fühlen laſſen und deren Werth ich erſt recht verſtand, als ich mehr mit engliſchen Sitten bekannt wurde. Ein Sprachlehrer, als ſolcher, ſteht auf einer ſehr niedrigen Sproße der ſocialen Leiter und ein Bewegen in Geſellſchaftskreiſen, zu welchen Herr F. gehörte, iſt für Jeden, der irgend welche Stunden für Geld giebt ein Ding der Unmöglichkeit; wer ſeinen Sprachlehrer darin einführen wollte, und wäre derſelbe in ſeiner Heimath ein Graf, würde geradezu für verrückt gehalten werden.

Da ich einen ſo langen Weg zu machen hatte, beſtand Herr F. darauf, daß ich während der Stunde ſtets frühſtücken ſolle und jedes Mal ſtellte der Bediente auf ein neben meinem Stuhl ſtehendes Tiſchchen, ein maſſiv ſilbernes Kaffeeſervice und feinſte Severstaſſen, denn auch Herr F. ſchenkte ſich manchmal eine Taſſe ein, damit mein Frühſtück nicht den Anſchein einer Abfütterung habe. — Einige Minuten vor neun erſchien der Butler — der als das Haupt der Dienerſchaft betrachtet wird — und holte die große Familienbibel, um ſie in das Speiſezimmer zu bringen, wo der Haushalt und die Familie zum Morgengebet bereits verſammelt waren. Mit dem Schlage neun läutete die Glocke, und Mr. F., der nach engliſcher Sitte das Gebet zu ſprechen hatte, ging hinweg, mich bei meinem Kaffee laſſend. Bevor er zurückkam hatte ich das Haus verlaſſen.

Es war für mich höchſt amüſant und dabei rührend zu ſehn, mit welcher Delicateſſe Herr F. gegen mich verfuhr und den Wechſel ſeiner Gedanken zu beobachten, was mir bei ſeinem offnen Geſicht ſehr leicht wurde. Er intereſſirte ſich

lebhaft für mich und ſchon nach der zweiten Stunde ſah ich, daß ihn etwas beunruhige. Endlich konnte er es nicht länger aushalten und nach einer Stunde ſagte er in großer Verlegenheit, indem er mir eine Fünfpfundnote reichen wollte: „Sie werden Geld brauchen, — ich möchte gern meine Lectionen bezahlen.“ — Ich lehnte aber ab, indem ich ſagte, daß ich nicht genug Geld bei mir habe, um ihm herauszugeben. —

Als ich zur nächſten Stunde erſchien, fragte er mich, ob ich etwas dagegen habe, ihn durch den Park zu begleiten, da er ſich nach der Geſundheit ſeiner Schwägerin erkundigen wolle, deren Niederkunft erwartet wurde. Als wir auf der Straße waren ſagte er eilig und etwas verlegen: „Wir Engländer gehen nicht ſo allein ſpazieren“ und faßte mich unter den Arm. Er behielt denſelben als wir zurückkamen und ging mit mir ſo in das Haus, damit die Dienerſchaft ſehen ſolle, daß er mich als ſeinen Freund betrachte. Ich wiederhole es, nur wer engliſche geſellſchaftliche Verhältniſſe ganz genau kennt, kann die Bedeutung und den Werth dieſer anſcheinend unbedeutenden Freundlichkeit vollkommen würdigen.

Von da an ging ich alle Morgen zu Herrn F. Ich wurde ſein Freund, und wem es einmal gelungen iſt, das Zutrauen und die Freundſchaft eines anſtändigen Engländers zu gewinnen, der kann auf dieſelbe unter allen Umſtänden zählen.

Der Ertrag dieſer einen Stunde reichte für unſere Bedürfniſſe nicht hin und ich war darauf bedacht, mir andere Erwerbsquellen zu öffnen. Freund Andlau gab ſich die äußerſte Mühe, mir in dieſer Beziehung behülflich zu ſein. Da ich ein ſehr geſchickter Federzeichner bin, ſo begleitete er mich zu mehreren großen Lithographen; allein Niemand hatte etwas für mich zu thun. Durch ſeine Bemühungen verkaufte ich einige Federzeichnungen und meine Frau einige ihrer herrlichen Blumenmalereien.

Andlau hatte, wie ſchon früher erwähnt, ein Erziehungsinſtitut eingerichtet und mit Hülfe ſeiner trefflichen Frau kam das Unternehmen nach einigen Jahren unſäglicher Arbeit zu einer ſehr erfreulichen Blüthe. Er hatte nun gegen fünfzig Knaben, die zwiſchen achtzig bis hundert Pfund jährlich bezahlten und bewohnte ein reizendes, mitten in einer herrlichen Parkanlage ſtehendes Gothic-Hauſe genanntes Haus in Clapham. Wir wurden dort auf das Allerherzlichſte aufgenommen, was um ſo anerkennenswerther war, als ich ſehr geringe Anſprüche auf ſolche Freundlichkeit hatte, und in keiner Weiſe ihm nützen, oder ſein Intereſſe fördern konnte; ja was mehr iſt, ſein und ſeiner Familie Freundlichkeit blieb ſich gleich bis auf den heutigen Tag. Andlau lieferte mir den beſten Beweis, daß man ſein warmes Herz, wenn daſſelbe nur auf der richtigen Stelle ſitzt, auch nach zwanzigjährigem Aufenthalt in England bewahren und ein Deutſcher bleiben kann. —

Auch nach einer andern Seite hin hatten wir Glück. Ehe wir noch verheirathet waren, hatten wir ein Mädchen kennen gelernt, welche Lehrerin in dem Erziehungsinſtitut der Freundinnen meiner Frau in Frankfurt geweſen war. Dies Mädchen war nun ſeit acht Jahren Gouvernante in dem Hauſe des Lord Biſchofs von *** und ſtand mit Recht in ſehr hoher Achtung bei der Familie. Ich weiß nicht, wie Manche ſagen mögen, daß man ſo wenig gute und brave Menſchen in der Welt findet; ich kann in dieſe Klagen nicht einſtimmen. Mag ſein, daß ich glücklicher in dieſer Beziehung war als Andere, allein ich fand überall gute und brave Menſchen; eine der bravſten, achtungswertheſten und zuverläſſigſten war Fräulein Amalie D. Sie war im Elſaß geboren und ihr Charakter durch und durch deutſch im beſten Sinne des Wortes.

Fräulein D. veranlaßte, daß zwei Töchter des Biſchofs bei meiner Frau Unterricht im Malen nahmen und dieſe zu dem Ende einen Nachmittag der Woche im Hauſe deſſelben zubrachte. Daraus entſpann ſich ein ſehr angenehmes Verhältniß, denn ſowohl der Biſchof als ſeine Gemahlin und Kinder intereſſirten ſich lebhaft für uns.

Man konnte nichts Achtungswertheres und Erfreulicheres ſehen als dieſe Familie. Der Lord Biſchof war ein ſehr kluger, ehrwürdiger und äußerſt gütiger Herr und ſeine noch hübſche, ſtattliche Gemahlin ſtand ihm an Güte nicht nach. Sechs blühende Töchter, eine ſchöner als die andere, und aufgewachſen unter der Sorgfalt einer deutſchen, ſehr verſtändigen Goverueß, zierten ſein Haus. Eine dieſer Töchter war blind geboren. Sie war ein Engel an Güte und in jeder Beziehung eine höchſt intereſſante Erſcheinung. —

In Deutſchland war ich mit meiner ſtriftſtelleriſchen Thätigkeit übel angekommen und wollte nun verſuchen, was ſich vielleicht in England thun laſſe. Da ich allerlei Erzählungen aus der Revolution in Household Words geleſen hatte, ſo dachte ich, daß meine Erlebniſſe intereſſiren möchten. Ich ſchrieb dieſelben deutſch nieder und ſandte ſie ein, vollkommen davon überzeugt, daß Herr Dickens oder einer ſeiner Unterredacteure Deutſch verſtünde. Das war jedoch nicht der Fall und als ich perſönlich auf der Redaction nachfragte, ſagte mir der Herr, welcher die Redacteurgeſchäfte für Dickens beſorgt, daß der deutſchverſtehende Mitarbeiter plötzlich nach der Krim abgereiſt, — und mein Manuſcript nirgends zu finden ſei. Als ich zu Hauſe kam, war es zu meinem Erſtaunen bereits in meiner Wohnung; es hatte ſich vorgefunden, grad als ich das Büreau verlaſſen. Ich wurde gebeten, den Inhalt ſo gut ich könne in engliſcher Sprache niederzuſchreiben. Kinkels „Wer in London ſagt: Ich kann nicht, ver-

liert einen Schritt“ noch in den Ohren, machte ich mich frisch an die Arbeit. Dickens Stellvertreter lehnte das Manuscript zuerst ab; allein glücklicherweise sah es Dickens selbst durch und ich wurde höchst angenehm durch einen Brief überrascht, welcher nicht nur die Annahme des Manuscripts, sondern auch die Aufforderung erhielt, fernerhin Beiträge für Household Words zu liefern. Das war um so schmeichelhafter für mich, als Dickens Journal in dem Ruf stand, nur sehr schwer fremde Artikel aufzunehmen und in Bezug auf den Styl eine sehr strenge Censur zu üben. Außerdem war die Sache auch in pecuniärer Hinsicht wichtig, denn ich erhielt und erhalte stets ein hundert und zwölf preußische Thaler für den Bogen von sechszehn Seiten. Seit jener Zeit bin ich Mitarbeiter an Household Words und All the Year Round geblieben. Dickens lernte ich damals nicht kennen.

Unsere Aussichten waren also ganz vortrefflich und weit mehr, als wir es damals verstanden; allein die Saison ging im Juli zu Ende und sowohl der Bischof, als Herr F. verließen London, wo sie nur drei Monat im Jahr zubringen, und die Stunden hatten ein Ende. Selbst Andlau's vereisten, da alle Schulen und Pensionsanstalten um diese Zeit ihre langen Ferien haben, und vor drei oder vier Monaten war nicht wohl daran zu denken, neue Stunden zu bekommen. Wir überzählten also unsere Kasse, was nicht viele Secunden hinwegnahm und sahen, daß wir „dieweil das Gras wuchs“ mit aller Bequemlichkeit in dieser großen Häuserwildniß verhungern könnten. Um dieser Unannehmlichkeit vorzubeugen, beschlossen wir schleunigst wieder nach Soden zu gehen, um dort die Rückkehr besserer Conjuncturen in London abzuwarten.

Als ich Herrn F. diesen Entschluß mittheilte, schrieb er mir sehr liebenswürdig: „daß er gern eine laufende Rech-

nung habe und mich bitte, einliegende Anweiſung auf zehn Pfund à conto anzunehmen, da er dadurch gezwungen ſein werde, bei ſeiner Rückkehr nach London recht fleißig Stunden zu nehmen.“ — Dieſe ſo delicat und freundlich gebotene Hülfe kam um ſo gelegener, als ich das Honorar für meine, vier Nummern von Household Words hindurch gehenden Artikel erſt nach deren Abdruck beanſpruchen konnte.

Als ich einige Tage in Soden war, erhielt ich durch Kinkels Bemühung einige Anerbietungen, die mich in London zurückgehalten haben würden, wenn ſie einen Tag früher gekommen wären. — Damals war ich ziemlich ärgerlich über Kinkel und meinte, daß er ſich nicht genug Mühe gebe, mir Stunden zu verſchaffen, nachdem ich auf ſeine Veranlaſſung mit meiner Frau nach England gekommen war; allein nachdem ich London und den Geſchäftsweg beſſer kannte, ſah ich ein, daß ich ihm Unrecht that, — wenigſtens in dieſer Beziehung.

Der Aufenthalt in Soden war ein ſehr angenehmer. Wir waren nicht mehr von ſo dringenden Sorgen gequält, lebten mit lieben Freunden, machten Ausflüge in die herrliche Umgegend und ich fing an, mich von den Folgen meiner Gefangenſchaft zu erholen.

Wir lernten unter den Badegäſten angenehme Leute kennen und auch mein Freund Binger aus Amſterdam beſuchte mich. Unter den Badegäſten unſerer Bekanntſchaft war ein Herr aus Berlin, welcher für einen Philoſophen ſchwärmte, deſſen Namen ich noch nie gehört hatte, obwohl er in Frankfurt lebte, wo ich Jahre lang gewohnt hatte. Dieſer Berliner Philoſophen-Geſell hatte beſtändig Ausſprüche ſeines Meiſters im Munde, für deſſen Potrait in Oel er eine ſehr große Summe bezahlte. Wir amüſirten uns höchlich über den Enthuſiasmus des Berliners, den wir beinahe als eine

Narrheit betrachteten. Als derselbe den Domthurm in Frankfurt bestieg, fragte er den Thürmer: „Wo liegt das Haus des großen Mannes?“ — Der Thürmer sah ihn erstaunt und verwirrt an, und sich endlich besinnend sagte er: „Rothschild wohnt dort.“ — Der Berliner war indignirt und rief: „Wie, Ihr kennt nicht einmal Arthur Schoppenhauer?“ — Er möchte denselben Vorwurf an tausend Frankfurter gerichtet haben, die sich gebildet nennen. Erst viel später wurde ich mit den Schriften Schoppenhauers bekannt und begriff den Enthusiasmus des Berliners.

Ich blieb während des Herbstes und Winters in Soden. Unsere Freundin Amalie D. aus London kam dorthin, bevor sie nach Canada ging, wo sie im Hause des Gouverneurs Governeß wurde. —

W. R., mein alter Freund hatte Jagden in der Nähe von Soden und indem ich fleißig in Wald und Flur umherstreifte, wurde mein Körper wieder kräftig.

Unsere theuerste Freundin, die ein Haus in Soden hatte und bei der wir wohnten, als die Badegäste abreisten, wurde krank an der Wassersucht. Sie verließ Soden und starb nach einiger Zeit. Es war das ein großer Verlust, denn sie war das trefflichste weibliche Wesen, welches mir auf meinem Lebenswege begegnet ist.

Ich war damit beschäftigt die „Erinnerungen aus meinem Leben“ druckfertig zu machen und wegen der Herausgabe in Unterhandlungen. Diese kamen erst im December zu einem Abschluß. Herr Campe in Hamburg erklärte sich bereit, das Buch — welches die beiden letzten Bände des gegenwärtigen Werkes umfaßte — in Verlag zu nehmen und sandte mir sogleich eine bedeutende Abschlagszahlung auf das Honorar. Außerdem hatte ich für Household Words und die „Hausblätter“ geschrieben und war glücklich und

etwas ſtolz darauf, daß ſich nach ſo kurzer Zeit und trotz aller Hinderniſſe meine Ausſichten ſo günſtig geſtalteten. Es hatte mich Niemand unterſtützt und was wir hatten, verdankten wir uns ſelbſt.

Mit Gerſtäcker hatte ich beſtändig in Verbindung geſtanden und er ſuchte mir zu nützen, wo er konnte; auch an Storch ſchrieb ich, von dem ich in dieſer Zeit einen Brief erhielt, den ich abdrucke trotz der darin über mich geäußerten, übertrieben günſtigen Meinung, weil er an und für ſich intereſſant iſt. Storch war einſt einer unſer beliebteſten Schriftſteller; hätte er in England gelebt anſtatt in Deutſchland, ſo würde er ein reicher Mann geworden ſein und ein glückliches Alter erlebt haben; ſein Roman, der Freikuecht, würde ihm allein ſchon ein ſchönes Vermögen erworben haben. Dickens erhielt für David Kopperfield zweihundertundvierzigtauſend Gulden Honorar und jeder nur einigermaßen bekännte Schriftſteller wird ſehr hoch honorirt. Der Grund dieſer großen Verſchiedenheit der Honorare in Deutſchland und England liegt nicht in dem größeren Geiz unſerer Buchhändler, ſondern hauptſächlich an den Beſchränkungen der Preſſe und zum Theil wohl auch an der mangelhaften Einrichtung unſeres Buchhandels, der an zu langem Creditgeben krankt. In England zahlt man die Bücher gleich baar und dann kauft eine einzige Leihbibliothek in London oft mehr Exemplare von einem Werke, als in Deutſchland in Jahren abgeſetzt werden. Von Macaulys Geſchichte von England nahm Muddie's Leihbibliothek in London — fünftauſend Exemplare!!

Der arme Storch liefert ein betrübendes Beiſpiel von dem harten Looſe eines deutſchen Schriftſtellers, welches ſich gemeinlich mit dem einen Worte „Verkümmerung“ charakteriſiren läßt. — In England führte Schriftſtellerruhm zu

Reichthum und hohen Ehren, — seit England frei ist, und ich erwähne nur als Beispiele aus der Gegenwart, Lord Macauly, Sir Bulwer Lytton und Disraeli; in Deutschland führt er zu Noth, Elend und Verfolgung, die Schriftsteller sind permanente Artikel in den Listen der Gefängnisse und nicht wenige sterben im Armenhause, und das Volk — errichtet ihnen Statuen, wenn sie verhungert sind. —

Storch schreibt an mich:

Bayreuth, den 14. October 1856.

„Mein lieber Freund Corvin!

Ihr Brief hat mich in mehr als einer Hinsicht sehr angenehm überrascht, Ihretwegen und meinetwegen, und ich würde ihn auf der Stelle beantwortet haben, wenn ich nicht eben in einer kleinen Arbeit gesteckt, die ich gern erst fertig haben wollte, um Ihnen mit der ganzen vollen Seele zu schreiben und zu danken. Ihretwegen, daß Sie nach solchem Schicksal solche Schnellkraft des Geistes, ja sich gleichsam neue Jugend und Lebens- und Schaffenslust ertrotzt haben. Wahrlich Sie sind ein Mann in der ganzen weitgreifenden Bedeutung des Wortes, gleich entschlossen vom Leder wie von der Feder und ebenso tüchtig in der Schlacht als Feldherr, auf dem Weltmarkt als Weltmann, im Hörsaal als Lehrer, in der Studirstube als Schriftsteller. Das nenn' ich selbst seine Feinde zu Achtung und Anerkennung zwingen.

Mir fiel bei Lesung Ihres Briefes eine Stanze von Goethe ein, die, weil er sie in hohem Greisenalter dichtete, wenig bekannt ist und die doch verdient, daß jeder Deutsche, der Kopf und Herz auf der rechten Stelle hat, sie eben im Kopf und im Herzen habe zu aller Zeit und an allen Orten. Dieser paar Zeilen wegen ist mir Goethe lieber als wegen der meisten seiner größeren Werke; denn sie beweisen, daß

er in den rechten Weiheſtunden doch den Miniſter vergaß und ein ganzer Menſch ſelbſt im Alter noch war. Da ich vermuthe, daß auch Sie dieſes kleine köſtliche Gedicht nicht kennen, das doch ganz in Ihrem Geiſt gedichtet und gleichſam ihr Lebensmotto iſt, ſo ſchreibe ich es Ihnen ab:

„Feiger Gedanken,
Bängliches Schwanken,
Weibiſches Klagen,
Aengſtliches Zagen,
Wendet kein Unglück,
Macht dich nicht frei.

Allen Gewalten
Zum Trotz ſich erhalten,
Nimmer ſich beugen,
Kräftig ſich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei.“

So haben Sie denn nach ſechsjähriger gräßlicher Haft, die tauſend Andere aufgerieben hätte, gleich im erſten Jahre die Arme der Götter durch trotzige Kraft gerufen, daß ſie Ihnen 1648 fl. gewährt. Es giebt keinen ſchönern Beweis für die Tüchtigkeit eines Mannes. Zweierlei ſehr wichtige Dinge ſind Ihnen freilich dabei beſonders hülfreich geweſen, gleichſam Nahrung und Stärkung für die Schwungfedern Ihres Geiſtes, nämlich Ihre treffliche, charaktertüchtige, Ihrer in jeder Beziehung würdige Frau, die gleich ſtark von Geiſt wie Gemüth, weit über die Gewöhnlichkeit der meiſten Weiber erhaben, ſich ebenſo wenig wie Sie ſelbſt durch ein hartes Mißgeſchick niederwerfen ließ, ja ſich ihrer Ihnen geweihten Liebe und Treue erſt recht bewußt wurde und zu thatkräftlicher Ausübung brachte, als Sie in der ſcheußlichen Haft waren. Mit einem ſolchen Weibe im innigſten Vereine läßt ſich dem Teufel trotzen. — Die zweite Schwung- und Stärkungskraft, die Ihnen zu gut kam, iſt Ihr geſunder Körper, namentlich iſt Ihr Unterleib in Ordnung. Sie ahnen kaum, was das für ein Segen für einen ſtrebſamen Mann iſt. Beide Hülfscorps haben mir in meinem Kampfe mit den Dämonen des Lebens gefehlt.

Nicht nur, daß mich Frau und Gesundheit im Stich ließen, wenn es galt; sie kehrten sich sogar feindlich gegen mich, und so war ich im eigenen Hause und im eigenen Körper verrathen und verkauft. Das ist bitter! Und auch diesen Gewalten zum Trotz sich erhalten, wie allen andern, dazu gehört auch eine ungewöhnliche Kraft. Hätte ich eine Frau gehabt wie die Ihrige und hätten meine Unterleibsleiden mich nicht Jahre lang taub und fast toll gemacht, ich hätte es auch zu schöneren Resultaten gebracht.

Ich las diesen Sommer in einer Zeitschrift, daß Sie in London seien. Ich freute mich herzlich und wenn ich Ihre Adresse gewußt hätte, würde ich Ihnen unverzüglich geschrieben und Sie beglückwünscht haben; denn ich war Ihnen einen Brief schuldig.

Sie können kaum glauben, welche trübselige Jahre ich seit 1849 verlebt habe! Das Leben in diesem Neste Waltershausen wurde mir ganz zur Last. Die schöne Natur reicht nicht aus. Der Geist bedarf auch der Anregung durch den Menschengeist, und ein schwerhöriger Mann von Herz und Geist noch viel mehr. Und nun diese Menschen um mich! O barmherziger Gott! Wie Kassandra flüchtete ich tagelang „in des Waldes tiefste Gründe."

„Einsam in die Wüste tragen,
Muß ich mein gequältes Herz,
Von den Glücklichen gemieden
Und den Fröhlichen ein Spott. — —
Dein Orakel zu verkünden
Warum warfest du mich hin
In die Stadt der ewig Blinden
Mit dem aufgeschlossenen Sinn?"

Meine körperlichen und geistigen Leiden mehrten sich so, daß — da die ungeschwächte Körperkraft widerstand — ich immer fürchtete wahnsinnig zu werden. Die wunderlichen

Erſcheinungen, die ich an mir erlebte, grenzen an's Fabelhafte. Kein Arzt, ſelbſt die erfahrenſten nicht, hatte je von dergleichen gehört oder geleſen. Natürlich konnte ich nichts verdienen und kam in die drückendſte Lage. Nur eine einzige Menſchenſeele ſtand mir bei in dieſer Noth, eine ebenfalls kranke und nicht mehr jugendliche Frau. Ohne ſie hätt' ich verhungern oder betteln müſſen. Das geſchah im Lande des freiſinnigen, geprieſenen unvergleichlichen Herzogs von Coburg, eine halbe Stunde von ſeiner Sommerreſidenz Reinhardsbrunn. Und die Leute wußten's wie mir's ging. Voriges Jahr in der Mitte des Septembers kam ich hierher auf ein kleines hübſches Grundſtück, das für mich erworben worden war; denn von körperlicher Arbeit in freier Luft war allein Linderung meiner Pein zu erwarten. Die Kur ſchlug wunderbar ſchnell an; ſchon bis zum Winter befand ich mich weit beſſer. Aber als ich drei Tage von Waltershauſen fort war, legte ſich meine Frau an einer Rückenmarksentzündung und brachte ein halbes Jahr auf dem Siechbette zu, und als ſie endlich ſo weit war, um zu mir zu kommen, verweigerte ſie es, weil mir die Hülfe von einer Frau geworden war, die ſie nicht leiden kann, wie ſie ſagt. Die Krankheit meiner Frau in Waltershauſen hat mich viel Geld gekoſtet und da ich mich endlich an einem kleinen beſcheidenen Ziel ſehe, um für die letzten Lebensjahre ein warmes Neſtchen zu bauen, bin ich ferner davon als je. Die unerwartete Weigerung meiner Frau zu mir zu gehen, macht meine Pläne zu nichte. Ich kann nun das Grundſtück nicht behaupten und habe es vor vierzehn Tagen wieder verkauft. Da ich eher in die Hölle gehen würde, als wieder nach Gotha oder Waltershauſen, ſo habe ich mich entſchloſſen zu meinem jüngſten Sohne zu gehen, der als Architekt bei einem großartigen Zuchthausbaue (!) in Ungarn in der kleinen Feſtung Leopoldsſtadt

bei Freistädtl an der Waag, zehn Meilen von Preßburg nördlich *), angestellt ist. Die deutsche Cultur steht da noch auf dem Gefrierpunkte; im ganzen Waagthale wohnen nur Slowaken. Was meiner da für ein Leben harrt, läßt sich denken; aber ich bin doch bei Jemand, der mir angehört; es ist doch ein Herz, das mich liebt. Einsam leb' ich hier auch. Ich bin es nicht gewohnt, daß sich Freunde von sonst um mich bekümmern. Ich bin ja ein alter Demokrat. Die werden jetzt ausgelacht und vergessen. Deßhalb war mir Ihr Brief auch meinetwegen so angenehm. Es war mir doch ein Beweis, daß ein edles Herz meiner denkt — nein zwei, denn das Ihrer lieben Helene hat auch mit an dem Briefe gearbeitet. In vierzehn Tagen schwimme ich die Donau hinab. Wenn Sie mir erst nach Ungarn wieder schreiben, so haben Sie oben meine Adresse. — Mit dem herzlichsten Gruß an beide Freundesherzen Ihr

Ludwig Storch."

Der Zufall wollte, daß ich in Waagthal, in der Nähe von Storchs künftigem Aufenthalt, einen Correspondenten hatte, an den ich ihn empfehlen konnte. Er wurde darauf hin sehr freundlich aufgenommen, wie er mir später schrieb. Seitdem habe ich keine weitere Nachricht von meinem armen Freunde gehabt. —

Im Dezember reiste ich allein nach Hamburg ab, um den Druck meines Buches bei Campe zu betreiben. Meine Frau kam einige Wochen später nach. Ich ging sogleich zu Campe, der dort ein Haus in der Schaeuburger Straße be-

*) Diese Adresse, wie auch die Stelle: „Ich bin ja ein alter Demokrat" war von den Literaturfreunden, welche die ihnen von der Hamburger Polizei überlieferten und mir geraubten Papiere durchschnüffelten, notirt und angestrichen worden.

ſitzt, in welchem auch ſein Geſchäft iſt. Ich hatte ihn bereits in Leipzig bei einem Buchhändlereſſen im Hotel de Pruſſe kennen gelernt, bei dem er mir gegenüber ſaß. Der wohlbekannte Verleger H. Heine's, Vehſe's und anderer den Regierungen nicht beſonders wohlgefälligen Schriftſteller, war von mittler Größe, gedrungener Geſtalt und im Ganzen ein kräftig und geſund ausſehender, lebhafter alter Mann, dem man nicht anſah, daß er die Sechzig überſchritten hatte, trotz ſeiner weißen Haare. Sein aufgewecktes Geſicht trug den Stempel der Energie und der Pfiffigkeit, und wenn man es wußte, konnte man leicht den ehemaligen Huſaren in ihm erkennen.

Wir hatten bereits mehrere Briefe gewechſelt und er empfing mich ſehr freundlich. Er hat viel gehört, geſehen und ſelbſt erfahren und iſt voll von Erinnerungen, Anekdoten und Schnurren, die er gern und mit vielem Humor erzählt. Wenn er wollte, könnte er ſehr intereſſante Memoiren ſchreiben, da er mit ſo vielen ausgezeichneten und berühmten Leuten in Berührung gekommen iſt.

Nahe ſeinem Fenſter hing ein ſehr ſchönes Portrait von Heine, von dem er natürlich Mancherlei zu erzählen wußte. „Einſt," ſagte Campe, „kam ein ſchmächtiger, noch ſehr jugendlich ausſehender Mann in mein Geſchäft und fragte mit etwas piepiger Stimme, ob ich die Gedichte von einem gewiſſen Heine habe? — Als ich ihm das Bändchen gab, ſagte er: Das iſt wohl alles ſchlechtes Zeug? — Herr, erwiderte ich, in der That ſo übel nicht, es iſt ſehr viel Schönes darin. — Herr, meinte der junge Mann, iſt dies Ihr Ernſt? — Gewiß, das iſt meine Ueberzeugung. — Na, ſolch Zeug kann ich Ihnen mehr ſchreiben, wenn Sie wollen; ich bin Heine." — Das Buch der Lieder erſchien, wollte aber nicht recht ziehen. Als daher Campe bei einem Buchhändler-

essen während der Messe in Leipzig war, und die üblichen Toaste vorüber waren, stand er auf und fragte die anwesenden Buchhändler, ihm zu erlauben, einige kurze Gedichte vorzutragen, was ihm mit lauter Acclamation gestattet wurde. Es las; die Gedichte wurden mit Jubel aufgenommen und allgemein bestürmte man ihn um den Namen des Verfassers. Er nannte Heine und machte die Buchhändler auf das bei ihm erschienene Buch der Lieder aufmerksam, welches er ihrer besondern Berücksichtigung empfahl. Das half und das Buch ging reißend ab, so daß eine Auflage nach der andern gedruckt werden mußte.

Herr Campe lud mich eines Abends zu sich zum Thee ein, was mir Niemand in Hamburg glauben wollte! Warum weiß ich nicht. Ich war häufig bei ihm und wir wurden nicht fertig mit Erzählen, so daß wir noch oft nach zehn Uhr Abends in seinem Geschäft beisammen saßen, wo ich ihm auch manchmal eingelaufene Manuscripte vorlas. Kurz, wir gefielen einander und wurden sehr gut miteinander fertig. —

Campe hatte mein Manuscript dem Doctor Volkhausen gezeigt, der mir darauf nach Soden schrieb und mich um Beiträge zu einer Zeitschrift bat, welche er in Hamburg mit Walesrode herausgeben wollte. Ich lernte in Volkhausen einen sehr angenehmen tüchtigen Mann kennen, der mir viel Freundlichkeit erwies. Walesrode hatte ich schon im Literatenverein in Leipzig kennen gelernt, wohin er von Königsberg kam. Er und Volkhausen lebten in gespannten Verhältnissen mit der Hamburger Polizei, die von allen deutschen Polizeien in Deutschland die allerdeutscheste und eine Art Commandite des Berliner Hauses Hinkeldey und Comp. zu sein schien, dessen Erben jetzt, wie ich zu meiner Freude höre, bankerott gemacht haben.

Auch ich ſollte mit dieſer fern und nah berühmten Polizei bekannt werden, ja zu ihr in vertrautere Beziehung treten, ein Vorzug, deſſen ſich in Deutſchland bekanntlich alle Schriftſteller von einiger Bedeutung zu erfreuen haben. Ich empfing eines Morgens die ſchmeichelhafte Einladung, ebenfalls vor dem Polizeiherrn der Republik Hamburg zu erſcheinen. Wie mein Herz ſchlug, den großen Mann von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, deſſen Ruf mich bereits lange vorher mit Ehrfurcht erfüllt hatte! Auf einer ſchmutzigen Bank in einem ſchmutzigen Vorzimmer zwiſchen zwei ſchmutzigen Bergprieſterinnen ſitzend, erwartete ich beinahe zwei Stunden lang dieſes Glück. Endlich, endlich wurde mein Name aufgerufen und ich in die erhabene Gegenwart dieſes mächtigen Mannes geführt, den ein Freund den Alten vom Berge zu nennen pflegte, was in Hamburg ein etwas fragliches Compliment iſt.

Friedrich der Große war ein kleiner Mann, Prinz Eugen ebenfalls, Napoleon auch und Alexander von Humboldt auch; keinem von ihnen ſah man ſeine Größe an und dem Senator von Blumenthal, dem Polizeiherrn von Hamburg, ſah man ſie auch nicht an, obwohl er größer war als alle die genannten großen Männer, — um wenigſtens zwölf Zoll. Der große Mann ſtand hinter einer Art von Katheder und rechts und links von ihm ſtanden zwei Großwürdenträger der Polizei, wie ich glaubte, um ihn zu unterſtützen, wenn er einen Krampfanfall haben ſollte, wozu er ſich grade anzuſchicken ſchien, als ich ihm angemeldet wurde und er ſeine Blicke auf mich richtete. Seine Züge arbeiteten, als habe er heftige Leibſchmerzen und ſeine Arme bewegten ſich auf und nieder wie die Flügel einer verſcheidenden Fledermaus; ja ſelbſt ſeine ehrwürdigen aber ſpärlichen Haare ſchauderten und ſchlugen entſetzt die Hände zuſammen: „Was wollen Sie hier,

was wollen Sie hier? — Wir haben genug Schriftsteller in Hamburg, wir brauchen keine mehr!“ rief der gequälte Mann mit weinender Stimme und ich dachte im Augenblick ich habe meinen zur Mumie zusammen gehutzelten Hauptmann Toll vor mir. — Mit mühsam verbissenem Lachen beantwortete ich die klagenden Fragen des Polizeiherrn, der aber fortfuhr zu jammern und anfing mir Leid zu thun. „Man hat nichts als Unannehmlichkeiten von diesen Schriftstellern. — Wen kennen Sie denn hier — was wollen Sie denn hier? — Warum gehen Sie denn nicht gleich nach England?“ — Ich nannte ihm die Namen einiger geachteten Männer, die ich in Hamburg kannte und er fragte mit erweitertem Mißvergnügen: „Ja, will denn einer von den Herren, die Sie nennen, Caution für Sie leisten?“ — Ich berief mich auf meinen guten sächsischen Paß und sagte, „daß es mir in der That nicht eingefallen sei, irgend einen Bekannten um eine derartige Gefälligkeit zu bitten, daß ich aber nicht zweifle, daß mein Verleger, Herr Campe, sie leisten werde.“

Bei dem Namen Campe geriethen die geistreichen Züge des Herrn Senators in eine bedauerliche Confusion; der Mund öffnete sich, die Augen irrten aus der ihnen von der Natur angewiesenen Bahn, die Schultern zogen sich bis über die Ohren, was etwas sagen will, die Arme breiteten sich mit erhobenen Ellbogen aus, die Finger spreizten und krümmten sich wie Adlerklauen und dem weisen Mund entsprudelte jammernd das rasche Wort: „Campe! das ist die allerschlechteste Adresse in ganz Hamburg!“

Ich lachte innerlich und genoß den Polizeiherrn mit dem Behagen eines Thiermalers, der seinen Favoritaffen bei einer selten gesehenen Fratze erwischt. Die Großwürdenträger wurden verlegen und hmhmten; der Polizeigroßherr hmhmte auch

und blies aus den Naſenlöchern, als wolle er den Begriff Campe wegpuſten, der ihm in die Polizeinaſe ſtank und als er endlich ſeiner Sinne wieder mächtig war meinte er: „Nun freilich, — wenn Sie keine andere Bürgſchaft bringen können, ſo muß ich dieſe wohl annehmen.“ — Als ich das Polizeigebäude verließ legte ich das mir noch vorſchwebende Portrait des Polizeiherrn in mein Menſchenherbarium, Abtheilung „kurioſe Kerls“ und ging lächelnd zum alten Campe, der ſich ungeheuer über das Lob freute, welches ihm der Senator ertheilt und mit großer Genugthuung einen Zettel ſchrieb, durch welchem er zu jedem beliebigen Betrage und auf jede beliebige Zeit für mich Bürgſchaft leiſtete, worauf ich denn eine Aufenhaltskarte auf drei Monate erhielt.

Der Grund, weshalb der Senator von dem alten Campe eine ſo beſonders günſtige Meinung hatte, war nicht nur Hamburg, ſondern ganz Deutſchland bekannt. Campe verlegte alle Bücher, die Verleger in andern Staaten ſich nicht herauszugeben getrauten, weil er ſich genugſam durch die Verfaſſung ſeiner Stadt geſchützt glaubte und der Willkür der Polizei geſetzlich Schranken geſetzt waren, was in Oeſterreich, Preußen und anderen deutſchen Staaten damals nicht der Fall war. Dieſen verwahrloſten Zuſtand der Polizei wollten aber beſagte Staaten nicht anerkennen, und wenn ihren Regierungen ein bei Campe erſchienenes Buch nicht gefiel, ſo drängten ſie die Hamburger Polizei zu Maßregeln, welche ſich mit den hamburger Geſetzen nicht vertrugen. Dadurch gerieth der Polizeiherr in grauſame Verlegenheit, denn entweder mußte er dieſe Geſetze verletzen, oder was noch bei Weitem ſchlimmer war, die Ungnade der mächtigeren Polizeiſultane fürchten.

Vehſe's Geſchichte der deutſchen Höfe iſt ein Werk, welches noch polizeiwidriger als irgend eines, das jemals in Deutſch-

land gedruckt wurde und äußerſt gefährlich geachtet war — nicht für das Wohl Deutſchlands, ſondern was als weit ſchlimmer betrachtet wurde, für das Wohl gewiſſer Fürſtenhäuſer; denn es enthielt, was von ſchlechten Fürſten aller Zeiten am meiſten gehaßt wurde — Wahrheit, kühle hiſtoriſche Wahrheit! Gegen dieſe vermag nun freilich ſelbſt die Polizei nichts; allein in dieſem Buch war eine Stelle enthalten, in der von einem notoriſch wenig taugenden damals noch lebenden Duodez-Prinzchen eine Handlung erzählt wird, wie ſie Fürſten zwar manchmal begehen, aber nicht vor die Oeffentlichkeit gebracht haben wollen. Der Verfaſſer wurde zur Rechenſchaft gezogen und gefragt, von wem er das von ihm erzählte Factum habe und nannte, mit deſſen Erlaubniß, Campe, der es jedoch entſchieden ablehnte, ſeine Quelle zu verrathen. Um ihn dazu zu zwingen, ſetzte man ihn ins Gefängniß, und belegte ihn mit einer ungeheuren Geldſtrafe für jeden Tag, den er in ſeinem Schweigen beharrte. Es war dies eine neumodiſche Art der Tortur, auf die Erfahrung gegründet, daß der Geldbeutel der meiſten Hamburger das Herzblatt ihrer Seele iſt. Der alte Campe hielt trotzdem ſtandhaft aus, bis endlich ſeine Mitbürger, die ein ſolches gefährliches Polizeiprinzip nicht aufkommen laſſen wollten, kräftig eingriffen und ſeiner Gefangenſchaft ein Ende machten. Die Polizei erlitt alſo eine eclatante Niederlage; der Polizeiherr hatte unendlichen Aerger und es war kein Wunder, daß er Campe's Adreſſe als die allerſchlechteſte in Hamburg bezeichnete.

Ich durfte alſo in Hamburg bleiben und bezog eine Privatwohnung. Die Stadt iſt ſchön und das Leben in ihr ſehr angenehm, wenn man das Glück hat, in angenehme Kreiſe eingeführt zu werden, und das war bei mir der Fall. Dr. Volkhauſen machte mich mit einer Dame bekannt, in deren Hauſe ſich Alles verſammelte, was ſich zur Partei des

Fortſchritts zählte und von der Polizei mit Mißtrauen betrachtet wurde, obwohl ſich darunter Perſonen befanden, die nicht nur reich waren, ſondern auch allgemein in der höchſten Achtung ſtanden. Nach der Revolution hatte es dieſe Partei möglich gemacht, der Hamburger Polizei manches Opfer zu entreißen, indem ſie ungariſche und andere politiſche Flüchtlinge heimlich nach England ſchaffte, was den Polizeiherren ſehr lange und ſchwere Naſen von allerlei Regierungen zuzog. Von dieſer Fortſchrittspartei wurde denn auch, wie man mir erzählte, die Flucht Kinkels bewerkſtelligt, von deren Geſchichte ich indeſſen die allerverſchiedenſten Verſionen anzuhören bekam.

Die Unruhe in dieſem Fortſchrittsuhrwerk war Frau X. — Sie war eine Frau, der es um keinen Preis in der Welt möglich geweſen wäre, auch nur eine Minute ruhig zu ſein, ſowohl geiſtig wie körperlich. Ihre Zunge war die beweglichſte im ganzen heiligen römiſchen Reich; ſie ſtille zu halten, war die größte Pein, die man ihrer Beſitzerin hätte zufügen können und ſie vermied denn auch ſolchen Zuſtand der Ruhe ſo viel als möglich. Es iſt wahr, Frau X. ſprach ganz angenehm und wußte ſich ſehr gut auszudrücken; allein wer ſelbſt gern redete mußte ſie haſſen, denn freiwillig ließ ſie nicht leicht Jemand zu Worte kommen. Geſchah das dennoch einmal, ſo bewegte ſie wenigſtens die Lippen, während der Andere ſprach, wahrſcheinlich um das geläufige Uhrwerk nicht roſten zu laſſen. Sie war eine Frau von mittleren Jahren, natürlich mager, denn ſie ließ dem Fett keine Zeit ſich anzuſetzen; ihre Züge waren angenehm, die Naſe ſpitz, das Kinn ebenfalls und der nimmer ruhende Mund dünnlippig. Wer ihr ein Geheimniß anvertraute, beging eine ſehr weiſe Handlung.

Frau X. war eine Vollblut-Demokratin mit allen Tugenden und Fehlern dieſer Klaſſe. Sie war fanatiſch,

einseitig und daher intolerant, obgleich sie sich sehr ruhig, vernünftig, vielseitig und besonders sehr tolerant glaubte. Auch hielt sie sich für äußerst praktisch, war aber in der That weit mehr fussy, ein Wort, welches sich mit geschäftig nur unvollkommen übersetzen läßt. Ihre ausgesprochenen Grundsätze waren streng, ja hart und lieblos, und hätte sie immer danach gehandelt, so wäre sie die unliebenswürdigste Person auf Gottes Erdboden gewesen; allein glücklicherweise war sie in der Praxis milder als in der Theorie. Dabei war sie leidenschaftlich und tyrannisch, wie man das häufig bei Demokraten findet.

Die Menschen beurtheilte sie durchaus subjektiv und irrte sich daher beständig in ihnen. Wer ihrer Meinung war oder zu sein vorgab und in ihrer Weise mit ihr in derselben Richtung, aber unter ihrer Leitung, wirkte, für den schwärmte sie und war blind für alle seine Fehler; wer aber einen einzigen Fehler hatte, der ihrer Eigenthümlichkeit besonders zuwider war, den verdammte sie eben so schwärmerisch und war blind für seine Tugenden. Sie irrte sich daher beständig und wurde von Schwindlern aller Art mißbraucht. Warnungen verständiger Freunde halfen nichts; sie machte die Sache des Verkannten zu ihrer eigenen und brachte demselben die größten Opfer. Was alle Welt sah, das sah sie nicht und das Resultat davon war, daß sie nicht allein verlacht wurde, sondern auch schiefe Urtheile über sich selbst hervorrief, die um so kränkender waren, als ihr oft grade solche Handlungen und Grundsätze zugeschrieben wurden, die sie am meisten verabscheute.

Die besondere Specialität des Liberalismus, welche sich Madame X. für ihren Wirkungskreis ausersehen hatte, war der des religiösen Fortschritts und der — Kindergärten. Dafür fanatisirte sich Frau X. und der geschente Mann,

der zu ihrem Eifer lächelte, oder die Sache nicht für so übermäßig wichtig anerkannte, war in ihren Augen ein frivoler, oberflächlicher Mensch, während Nullen die darauf eingingen, sie bewunderten und plünderten, für Sterne erster Größe ausposaunt wurden. Was die Geschichte und die Meinung des Volks in Deutschland schon lange gerichtet hat und dessen Zusammensturz nach den ewigen Gesetzen ganz von selbst und bald erfolgen muß, aber zufällig in dem Hamburger Lalenburg noch ein wenig fester eingewurzelt war wie anderswo, das wurde mit großem Eifer und einem Aufwand von Mitteln angegriffen, die mir Verschwendung schienen und die nach andern Richtungen hin weit zweckmäßiger hätten angewandt werden können. Die Leutchen schossen, wie sich der Jäger ausdrückt, über das Grab; sie feuerten fortwährend auf ein Wild, das bereits verendend am Boden lag. — Einem brüllenden Löwen mit Muth entgegengehen ist achtungswerth, aber einen halbtodten Esel mit Knitteln vollends todtschlagen ist — wenigstens nichts Großes.

Darüber mag man indessen verschiedene Ansichten haben; jedoch jedenfalls waren die Absichten der Frau X. rein und gut und Jeder, der ihr Thun und Treiben beobachtete, mußte die Energie und Aufopferung bewundern, mit welcher sie ihre Zwecke verfolgte. Trotz ihrer Verkehrtheiten leistete sie viel Gutes und man konnte ihr nicht seine Achtung versagen, wenn man sich auch oft über sie ärgerte, oder über sie lachte.

Ihre Rivalin war eine andere, ältere Dame, die nach derselben Richtung hin wirkte und zwischen beiden herrschte stets eine Art von Eifersucht. Mutter Y. war ein in Hamburg wohlbekanntes Original, die selbst beim Senat in hoher Achtung stand und über deren excentrisches Wesen man lächelte. Sie war bei Weitem genialer als ihre Nebenbuh-

lerin; kannte beſſer die Menſchen und die Welt als dieſe und trug nicht ſolche ſchwere Artillerie von moraliſchem Apparat zur Schau, ſondern war im Gegentheil eher ein Renommiſt nach der entgegengeſetzten Richtung hin. Sie war die Tochter eines Engländers und einſt ein ſchönes, munteres Mädchen, deſſen ſich noch manche alte Senatoren mit Schmunzeln erinnerten, und wurde keine grämliche, moraliſche Sprüche ausſchwätzende alte Frau, ſondern ihr Herz blieb heiter und jung. Anſtatt über manche Thorheiten genialer Menſchen die Hände über den Kopf zuſammenzuſchlagen, wie ihre in „Sittlichkeit“ machende Freundin und Nebenbuhlerin, zuckte ſie die Achſeln und fand es natürlich, daß ein Palaſt einen größeren Schatten wirft als eine Zöllnerbude.

Mutter Y. ſtand in offener Feindſchaft mit dem Gott, den die Pfaffen proklamirten und erklärte ſich dreiſt und keck für eine Atheiſtin; da ſie aber ſtets wie eine wahre Chriſtin handelte, ſo glaubte ihr kein Menſch.

Sie war ebenſo entſchloſſen und aufopfernd, wie Frau X., wenn es galt, der Sache der Freiheit oder ihrer Freunde zu dienen; aber ſie that es manchmal ohne zu überlegen und ihre Hülfe brachte oft größere Calamitäten hervor, als diejenigen waren, über welche ſie hinweghelfen wollte. Sie war jedoch eine liebe, alte Seele, über die und mit der man wohl manchmal herzlich lachen, aber ſich niemals ärgern konnte.

Ich lernte in dieſem angenehmen, anregenden Kreiſe manchen tüchtigen Menſchen kennen, Männer und Frauen, aber unſere Bekanntſchaft war zu oberflächlich, als daß ich ihnen volle Gerechtigkeit wiederfahren laſſen könnte. Unter ihnen war Dr. Ree, Lehrer an der jüdiſchen Schule, ein Mann, der in jenen Kreiſen in hoher Achtung ſtand. Ebenſo Herr Martens, der die arbeitenden Klaſſen organiſirte und der in Hamburg eine nicht unbedeutende Rolle

ſpielte; er war ein Mann, der Herz und Kopf auf der richtigen Stelle hatte und oftmals den Philiſtern im Senat und außer demſelben die Hölle heiß machte.

Das Wetter war in jener Zeit in Hamburg ganz entſetzlich rauh und unter dieſen ungünſtigen Einflüſſen kam in mir eine Krankheit zum Ausbruch, die ſchon lange in mir gearbeitet haben mochte; ein nervöſes, gaſtriſches Fieber, welches mich hart anpackte und mich zwang das Bette zu hüten.

Eines Morgens in den erſten Tagen des Januars achtzehnhundert und ſiebenundfünfzig, als kaum der Tag graute, wurde an die Thür meines Schlafzimmers geklopft und der Dienſtbote ſagte, daß zwei Herren mich zu ſprechen wünſchten. Meine Frau ſtand auf und kehrte bald darauf mit zwei Männern in Civilkleidern zurück, die ſich als Polizeibeamte zu erkennen gaben und ſagten, daß ſie den Auftrag hätten, alle meine Papiere in Beſchlag zu nehmen und mich zu arretiren. „Wie," rief ich, „krank wie ich bin, wollen Sie mich in dieſem rauhen Wetter in's Gefängniß ſchleppen?" — „O wir packen Sie in Kiſſen," hieß es, „und bringen Sie in einem Wagen fort." Während die Männer, die ſich mit einer Art von Schinderknechts-Höflichkeit benahmen, mit meinen Papieren beſchäftigt waren, ſchickte meine Frau den Dienſtboten ab, um meine Freunde von dem, was mich bedrohte in Kenntniß zu ſetzen. Die Polizeibeamten ſagten, daß am Tage vorher ein Brief mit einem großen Siegel von Berlin angekommen ſei, in welchem die Hamburger Polizei den Befehl erhalten habe, ſich meiner Papiere zu bemächtigen und mich zu arretiren. Wie die preußiſche Polizei dazu kam, ſich das Recht anzumaßen, einen mit einem guten Paß verſehenen ſächſiſchen Unterthan auf fremdem Gebiet zu reklamiren, verſtehe ich nicht. Die beiden Polizeimenſchen, welche

den Befehl ausführten, erzählten mit großer Selbstgefälligkeit, daß sie schon seit einigen Stunden vor der Hausthür auf- und abspaziert wären, damit ich nicht etwa zufällig das Haus verlassen möchte.

Obwohl es noch sehr früh war, so erschienen doch bald meine Freunde; sie und der Arzt protestirten gegen meine Arretirung, und als sich selbst die Polizeidiener durch den Anblick davon überzeugt hatten, daß ich sehr krank sei, begnügten sie sich damit, meine Papiere davonzuschleppen, worüber sie mir nicht einmal eine Quittung zurückließen.

Da ich verschiedene Besuche erwartete, so ließ ich mein Bett in mein großes, dreifenstriges Wohnzimmer stellen. Am Abend erschien abermals einer der beiden Polizeidiener. Er flüsterte mit meiner Frau und es gelang ihm vermittelst einer geschickt angebrachten Lüge, diese zu bewegen, ihm meine Aufenthaltskarte auszuliefern. Der Kerl hatte wahrscheinlich nicht gehofft, seinen Auftrag so leicht zu erfüllen; er war daher sehr vergnügt und rief, als er das Zimmer verließ, sehr artig: „Ich empfehle mich Ihnen Herr von Wiersbitzki.“ — „Hol' Sie der Teufel mit Ihrem verfluchten preußischen Namen!“ brüllte ich wüthend und machte Miene aus dem Bette zu springen, worüber sich der Polizeimensch so entsetzte, daß er bei meiner lachenden Frau vorbei, die Treppe hinunter und zur Hausthür hinausstürzte, ohne sich auch nur umzusehen. — Der Name „Wiersbitzki“ ärgerte mich aber deshalb so, weil er mir den Beweis gab, daß der Befehl zu dem gewaltsamen Verfahren gegen mich wirklich von Berlin kam.

Am andern Morgen wurde meine Frau vor den Polizei-Großherrn citirt und damit sie nicht, wie ich, zwei Stunden zwischen Hamburger Bergpriesterinnen zu sitzen haben möchte, begleitete sie Frau X. dorthin, die das Privilegium hatte, in jedem Augenblick vor dem Polizeigroßherrn zu erscheinen.

Während ihrer Abwesenheit erschien vor meinem Bette ein höherer Polizeibeamter, Dr. G., der mir ankündigte, „daß mir der Aufenthalt nicht länger gestattet werden könne, und daß ich, sobald ich im Stande sei zu reisen, meinen nach Leipzig visirten Paß erhalten solle.“ — „Nach Leipzig?“ fragte ich erstaunt, „aber ich habe nicht das Allergeringste in Leipzig zu thun und beabsichtige nach England zu gehen.“ — Dr. G., der sich offenbar seiner Rolle schämte, zuckte verlegen die Achseln und sagte, „daß ich nach Leipzig reisen müsse.“ — „Denken Sie denn,“ fuhr ich auf, „daß ich die Absicht dieses Verlangens nicht errathe? — Um von hier nach Leipzig zu gehen muß ich durch Preußen, und an der Grenze nehmen mich preußische Gensd'armen in Empfang; da spart die Hamburger Polizei die Mühe und die Verantwortlichkeit. Das ist ein kaum zu rechtfertigendes Verfahren.“ — „Mein Gott,“ erwiederte Dr. G., „warum sagen Sie das mir, Herr von Corvin?“ — „Warum? — weil ich den hundsföttischen Senator nicht vor mir habe!“ rief ich, — oder rief vielmehr der Geist des nervösen Fiebers aus mir, was mir ganz ungeheure Gewissensbisse verursachte, als ich wieder gesund wurde und um so mehr, als der Senator allgemein als einer der ausgezeichnetsten, weisesten, ehrenhaftesten, großherzigsten, gefälligsten, liebenswürdigsten, tugendhaftesten, unbestechlichsten, unabhängigsten, bürgerfreundlichsten, liberalsten, frömmsten aller Hamburger Polizeiherren anerkannt wurde, anerkannt wird und in der Geschichte anerkannt werden wird. —

Man zeigte mir in Hamburg viel Theilnahme und ich erholte mich sehr schnell. Besonders eifrig und aufopfernd zeigten sich die beiden früher geschilderten Damen. Frau X. sandte mir, da mir sehr kräftige Speisen verordnet waren, die köstlichsten in ihrer Küche sorgfältig bereiteten

Gerichte und was immer ſonſt einem Kranken heilſam ſein konnte. Vor meinem Bette ſaßen faſt beſtändig theilnehmende Beſucher und oft bis zwölf Uhr in der Nacht. Auch Freund Campe kam eines Abends elf Uhr mit ſeiner Frau.

Man theilte mir mit, daß von dem Fenſter einer benachbarten Weinſtube ein verkleideter Poliziſt beſtändig den einzigen Eingang zu meinem Hauſe bewache, und wir überlegten Mittel, wie es möglich zu machen ſei, trotz der Polizei das Haus zu verlaſſen und an Bord eines gewiſſen Schiffes zu kommen, deſſen Befehlshaber ſich mit ſeinem Ehrenwort verbindlich gemacht hatte, mich ſicher nach England zu bringen.

Der Tag zu dieſer Abreiſe war bereits feſtgeſetzt, als plötzlich heftiger Froſt eintrat, die Elbe feſt zufror und alle Schiffahrt für einige Wochen ein Ende hatte. Das war eine um ſo größere Verlegenheit, als ich jeden Augenblick befürchten mußte, von der Polizei zur Abreiſe „nach Leipzig" gezwungen zu werden; ja man hatte bereits von Berlin ungeduldige Anfragen nach Hamburg geſchickt, ſich wundernd, daß der Befehl mich zu arretiren noch nicht ausgeführt ſei.

Als ich noch darüber unſchlüſſig war, was am Beſten zu thun ſein möchte, beſuchte mich eines Morgens ein Mann, welcher während des närriſchen Zuges nach Baden im Frühjahr 1848 meine Ordonnanz, dann mit mir in Straßburg geweſen war und den ich ſpäter in Berlin wieder angetroffen hatte. Er hatte eine Hamburgerin geheirathet und beſaß nun einen an der Eiſenbahn liegenden Gaſthof in dem Holſteiniſchen Städtchen Pinneberg. Durch die Zeitungen hatte er meine Anweſenheit in Hamburg und meine Lage erfahren und kam, mir ſein Haus und ſeine Dienſte anzubieten.

Ich beſchloß dieſes freundliche Anerbieten anzunehmen und gegen Abend den ſchwärzeſten Undank gegen die Ham-

burger Polizei zu begehen und mich ihren Aufmerksamkeiten ohne Abschied zu entziehen. Meine Freunde trafen mit großer Zweckmäßigkeit und Schnelle alle nöthigen Maßregeln und versammelten sich gegen Abend bei mir.

Vor meinem Bette stand eine spanische Wand, die dasselbe dem ab- und zugehenden Dienstmädchen sowohl wie der Wirthin verbarg, die Beide durch Drohungen von der Polizei als Spione gepreßt worden waren. Ich stand auf und kleidete mich mit Hülfe meiner Frau hinter dieser spanischen Wand in ihre Kleider. Da man meinen Schnurrbart durch den Schleier sehen konnte so wurde im Conseil beschlossen, daß derselbe geopfert werden müsse und er wurde unter vielem Bedauern von meiner Seite und vielem Gelächter von der der Damen abgeschnitten.

Wagen hielten vor der Thür und die Polizei war absichtlich daran gewöhnt worden. Das Mädchen wurde ausgeschickt und die Wirthin durch einen Besuch, den ihr eine meiner Freundinnen machte, in ihrem Zimmer festgehalten. Dann faßte ich Frau ***, eine ziemlich große Dame, unter den Arm, ging mit ihr die erleuchtete Treppe hinunter, zur Hausthür hinaus und stieg ganz unbefangen vor den Augen der Polizei in den Wagen, der ungehindert davon rollte. Da es ein Fiaker war und derselbe uns verrathen konnte, so ließen wir ihn mitten in einer belebten Straße an einem Durchgange halten und gingen zu Fuß in die Wohnung anderer Freunde, wo ich mich schnell wieder in einen Mann verwandelte.

Bald erschien ein anderer Wagen und zwei handfeste Freunde; diese, die erwähnte Dame und ich stiegen hinein und fuhren unangehalten über die Holsteinische Grenze. Hier verließ uns Frau ***, um, allein durch den Schnee mitten in der Nacht nach Hamburg watend, die Nachricht von meiner

glücklichen Flucht dorthin zu bringen. Es war zwölf Uhr Nachts als ich in dem Gasthof meines Freundes in Pinneberg anlangte.

Die Polizei in Hamburg und meine Wirthin glaubten mich ganz sicher in meinem Bette und um die Täuschung zu erhalten, saß Frau *** hinter dem Schirm und sprach und lachte wie sie mit mir zu thun pflegte, sobald das spionirende Dienstmädchen im Zimmer war. Erst spät am andern Morgen theilte meine Frau der Wirthin die Nachricht mit, daß ich abgereist sei. Die Frau war sehr aufgebracht, denn sie fürchtete die Rache der Polizei, und machte sogleich ihre Meldung.

Daß sich ganz Hamburg unbändig freute, daß die Polizei sich furchtbar ärgerte, der große Senator einen Zornwalzer tanzte und alle Absichten auf meine Freiheit in einem preußischen Hamburger Blatte abgeleugnet wurden, — das versteht sich von selbst.

Zu jener Zeit hielt sich mein mehr als achtzigjähriger Schwiegervater in Geschäften in der preußischen Stadt Nordhausen auf. Er wurde eines Tages von Polizeidienern heimgesucht, die mit dem größten Eifer seine Papiere durchstöberten und alle Briefe von meiner Frau und mir hinwegnahmen. Sie durchsuchten den alten Mann ganz genau am Körper und sogar gewisse Compressen, die er wegen Schwächen, wie sie hohes Alter bei Hämorrhoidarien mit sich bringt, tragen mußte. Der etwas cynische alte Italiener amüsirte sich königlich und rief den schnüffelnden Polizisten ein lachendes: „Wohl bekomm's“ zu.

Ich machte mir das Vergnügen sogleich an die englische Times zu schreiben, die den Brief, in welchem meine Erlebnisse in Hamburg enthalten waren, unter der Ueberschrift: „Preußische Polizei“ abdruckte.

Meine Frau folgte mir bald nach Pinneberg, wo mich meine Hamburger Freunde recht häufig beſuchten und wo ich ein ganz angenehmes Philiſterleben führte. Pinneberg iſt ein hübſches Städtchen von etwa zweitauſend Einwohnern, welches damals gegen achtzig Wirthshäuſer aber nicht eine einzige Kirche hatte. Ich hatte ſelten ein herzlicheres, gemüthlicheres und kneiplуſtigeres Völkchen geſehen als dieſe Pinneberger. Da Pinneberg der Sitz eines Gerichtes oder Amtes iſt, ſo lebten dort eine Menge Beamte. Dieſe und die Angeſtellten in den mancherlei Fabriken verſammelten ſich Abends in dem Gaſthofe meines Freundes und wir ſpielten Billard, tranken ſehr viel Bier, rauchten entſetzlich und trieben allerlei närriſches Zeug.

Hier in Pinneberg wurde mir ein intereſſantes altes Haus als dasjenige bezeichnet, in welchem Struenſee gewohnt habe. Wir gingen hinein und die artige Eigenthümerin zeigte uns das von dem unglücklichen Miniſter bewohnte Zimmer, zu dem wir eine Art von Hühnerſtiege hinaufkletterten. Die Wände waren Bretter und nach allen Richtungen hin verzogen. Ich glaube, man kann kaum in einem Urwalde ein primitiveres Zimmer ſehen. Es enthielt außer ſeiner äußerſten Einfachheit und Erbärmlichkeit nichts Merkwürdiges und die Wirthsleute wußten auch keine intereſſanten Details. Noch während meiner Anweſenheit in Pinneberg wurde das Haus abgebrochen.

Campe wurde durch den Eifer ängſtlich gemacht, mit welchem die preußiſche Polizei das Erſcheinen meines Buches zu verhindern ſuchte. Daſſelbe blieb ungedruckt und erſt vier Jahre ſpäter gelang es mir, daſſelbe wieder in meine Hände zu bekommen, indem ich es zurückkaufte.

Als der Frühling kam und meine Geſundheit hergeſtellt war, beſchloß ich abermals mein Glück in London zu ver-

ſuchen, aber, durch die Erfahrung ängſtlich gemacht, meine Frau nicht gleich mitzunehmen, die nach Berlin gehen wollte, um bei Profeſſor Schmidt Unterricht im Landſchaftsmalen zu nehmen, was ihr in London mehr nützte als die Blumenmalerei.

Da ſich auf dem Bahnhof in Altona ſtets Hamburger Polizeibeamte befanden, ſo fuhr ich mit Extrapoſt von Pinneberg dorthin und Abends nach Hamburg, wo ich bis gegen Mitternacht bei meinen Freunden blieb. Dann fuhr ich mit meiner Frau und Madame *** nach Altona, wo wir die Ankunft des Hamburger Dampfſchiffes erwarteten. Daſſelbe kam gegen zwei Uhr und hielt an, um mich aufzunehmen; ich ſtieg an Bord und fühlte mich ſicher auf dem engliſchen Boden. Es war ein Glück, daß ich vorſichtig handelte und nicht in Hamburg an Bord ging; denn als das Schiff eben von dort abfahren wollte, erſchienen Polizeibeamte — nach der Beſchreibung diejenigen, deren Bekanntſchaft ich bereits gemacht hatte — holten alle Paſſagiere aus den Betten und unterſuchten ſehr ſorgfältig ihre Päſſe und noch ſorgfältiger ihre Geſichter. —

Nachdem meine Frau einige Monate in Berlin geweſen war, fing die Polizei an, ihr beſondere Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Sie wurde gefragt, „ob ſie noch immer mit mir in Verbindung ſtehe“, und als ſie dieſes Verbrechen eingeſtand, wurde ſie ausgewieſen. Sie proteſtirte gegen dieſe Maßregel bei dem Miniſterium des Innern; allein der Miniſter Herr von Weſtphalen verfügte, daß es bei der Beſtimmung der Polizei ſein Bewenden haben müſſe. Meine Frau flüchtete alſo wieder auf däniſches Gebiet, nämlich auf die Inſel Föhr und beſuchte dann eine Freundin in ihrem Landſitz auf Hamburger Gebiet.

Als sie eines Tages in der Nähe des Hauses skizzirte, suchte sie ein Dienstbote auf und sagte, daß zwei Herren sie zu sprechen wünschten. Die beiden Herren waren abermals die beiden in Civil verkleideten Polizeidiener, welche sich ihrer Papiere und ihrer Person bemächtigten, sie nach Hamburg auf die Polizei und von dort in ein gemeines Gefängniß — den Winzerbaum — brachten, wo man sie acht Tage gefangen hielt, unter dem Vorgeben, daß ihr das Betreten des Hamburger Gebietes verboten worden sei, was indessen der Polizeiherr geträumt und im Wachen auszuführen vergessen haben muß. Die Freundin meiner Frau wurde um zwanzig Thaler gestraft, weil sie ihren Gast nicht angemeldet hatte.

Meine Frau würde wahrscheinlich noch länger die Gastfreundschaft der Republik Hamburg — im Winzerbaum — haben genießen müssen, wenn der Landdrost von Pinneberg, Herr von Scheele sie nicht, weil sie eine Holsteinische Aufenthaltskarte hatte, ernstlich reklamirt hätte. — Ich theilte diese Vorfälle abermals der Times mit, die meine beiden Briefe wieder unter der Ueberschrift „Preußische Polizei" abdruckte. Nun kam meine Frau zu mir nach London, um die Leiden des Exils mit mir zu theilen. —

Das Leben eines Verbannten in London in meiner Lage ist ein die Kräfte verzehrender Kampf um die bloße Existenz; ein fortwährendes Sträuben gegen den grimmen Mangel, gegen das Verhungern. Die Eigenschaften, welche mich fähig machten, eine sechsjährige Zellenhaft in einer Weise zu ertragen, die Viele in Erstaunen setzte, halfen mir auch in diesem Kampfe; allein ich gestehe ein, daß jeder Schneidergesell in dieser Art Krieg gegen mich im Vortheil ist. Ein Schwert enthält Stahl genug, um daraus hunderttausend Nähnadeln zu machen; allein es ist ein sehr ungeschicktes Instrument, damit die Arbeit einer einzigen zu verrichten.

Viele Flüchtlinge errangen hier eine angenehmere Existenz als sie dieselbe in ihrem Vaterlande hatten oder zu erreichen hoffen konnten. Sie kamen fast sämmtlich hier an, als die Sympathie für ihr Schicksal allgemein war; Jedermann bemühte sich ihnen zu helfen, oder sie in eine Bahn zu lenken, wo sie ihre besonderen Fähigkeiten zu Gelde machen konnten. Als ich nach London kam, war diese Sympathie längst abgestorben und außerdem waren alle Plätze, die ich allenfalls hätte annehmen können, ausgefüllt. Für mich blieben nur die Brosamen und selbst in dem Kampf um diese hatten Diejenigen den Vorzug, die durch sechsjährigen Aufenthalt hier die Mittel und Wege besser kannten als ich, und außerdem widerstrebt dieses Haschen und Schnappen nach hingeworfenen Brocken meiner innersten Natur.

Diese Jahre des Exils waren härter für mich als die im Zuchthause, und das Leben in letzterem hatte mich auch für den Kampf um die Existenz unfähiger gemacht, als ich es früher war. Im Gefängniß war es nothwendig, darauf zu studiren, die Zeit zu verschwenden, die man in so lästigem Ueberfluß hatte. Jede weggetändelte Minute war dort ein Schritt näher zur Freiheit, während sie hier ein Schritt zum Hungertode ist. Gewohnheit wird aber leicht zur andern Natur und kein Verständiger wird mich deßhalb hart beurtheilen, daß ich mich nicht sogleich darin finden konnte, von einem Extrem zum andern überzugehen.

Die deutsche Presse war mir damals gänzlich verschlossen, denn was Campe abhielt, mein Buch zu drucken, schreckte auch andere Verleger ab. — Ich war also genöthigt, mich der englischen Presse zuzuwenden; allein es ist für einen Fremden unendlich schwer darin Fuß zu fassen und gelingt allenfalls nach einer langen Reihe von Jahren und dann nur, wenn die Umstände besonders günstig

ſind. Ich wurde Mitarbeiter von Dickens' Wochenſchrift, die hin und wieder Artikel von mir brachte; allein wenn auch die Seite mit einer Guinee — ſieben Thaler — honorirt wird, ſo kann man bei der großen Menge engliſcher Mitarbeiter doch nur auf wenig Raum Anſpruch machen und außerdem reicht eine Guinee hier nicht ſo lange als in manchen Theilen Deutſchlands zwei Thaler.

Viele Flüchtlinge leben hier als Lehrer; allein das iſt eben einer der Gründe, weshalb ich nicht ſo leben konnte, und außerdem hat nicht Jeder die zu einem Lehrer erforderlichen Eigenſchaften, ebenſowenig, wie vortreffliche Lehrer, die vielleicht mehr Verſtand und Kenntniſſe haben, als ich ſie beſitze, dennoch ſchwerlich im Stande ſein würden, Alles zu thun was ich thun kann. Alles ſchickt ſich nicht für Alle!

Ich mußte alſo andere Wege aufſuchen, eine Exiſtenz zu gewinnen. Ich hatte im Gefängniß eine Erfindung gemacht, die von Allen, die davon hörten, mit Enthuſiasmus begrüßt wurde. Die Erfindung hängt mit der Galvanoplaſtik zuſammen und ich habe ſie in der Gartenlaube bekannt gemacht. Alle Männer von Fach in England verſprachen mir goldene Berge; Herr Elkington in Birmingham ſagte, ich müßte ein Vermögen damit machen; allein man überließ es mir die Sache auszuführen.

Es iſt nun in Deutſchland allgemein angenommen, daß England das Land für alle Erfindungen iſt, daß ſie hier am beſten zu verwerthen ſeien. Das iſt ein großer Irrthum. Der arme, fremde Erfinder, der nach England kömmt, ſehr ſeltene glückliche Ausnahmen abgerechnet, wird hier im Elend verkommen, und irgend ein reicher Engländer, der ſich der Erfindung bemächtigt, wird davon noch reicher werden und dem Erfinder nicht nur die materiellen Früchte der Erfindung, ſondern auch ſogar den Ruhm derſelben rauben und ſich

ſelbſt anmaßen. An manchen trefflichen Erfindungen, die jetzt allgemein geprieſen werden, ruinirten ſich viele unternehmende Menſchen, ehe dieſelbe zur Anerkennung kamen. Ich führe nur als Beiſpiel die Maſchine für die Fabrikation des Papiers ohne Ende an, womit hunderttauſende von Pfunden verloren worden ſind.

Ich machte dieſelbe Erfahrung, die Viele vor mir machten: daß die beſten Erfindungen nur mit ſehr vielem Gelde durchzuſetzen, beſonders wenn ſie ganz neu ſind und andern etablirten Geſchäften ſchaden. Ich nahm hier ein Patent auf meine Erfindung, allein nach bedeutenden Verluſten an Zeit und Geld und äußerſter Erſchöpfung aller meiner Hülfsquellen mußte ich die Sache fallen laſſen.

Wer hier troſtlos die Hände in den Schooß legt und ſich ſelbſt aufgiebt, der iſt verloren wie Derjenige, der in einem Gedränge niederſinkt. Ich legte die Hände nicht in den Schooß; ich that Alles was meine Fähigkeiten, die Umſtände und meine Natur erlaubten, und wenn mich unvorhergeſehene Unglücksfälle von dem — ſehr beſcheiden hohen — Gipfel meiner Hoffnungen wieder an den Fuß des Berges zurückſchleuderten, begann ich immer wieder auf's Neue den Kampf.

Ich bin jetzt neunundvierzig Jahre alt. Nicht neidiſch, allein traurig und verwundert ſehe ich, wie Menſchen, weniger von der Natur begabt als ich, zufrieden und glücklich am eigenen Heerde im Kreiſe ihrer Familie leben und anſcheinend ſpielend Lebensaufgaben löſen, die mir Räthſel ſind und, wie ich fürchte, ewig Räthſel bleiben werden. Ich habe Alles verloren, was ſonſt dem Menſchen das Leben theuer macht und treibe als ein Schiffbrüchiger auf dem Lebensmeere. Sogar von meiner treuen und großherzigen Gefährtin mußte ich mich trennen; denn um ſie vor Mangel zu ſchützen, der

vor meiner Thür lauerte, mußte ich sie — ich hätte beinahe gesagt als Sklavin verkaufen. Sie fand als Governeß eine Stelle in einer englischen Familie. Das ist unter allen Umständen ein hartes Loos, aber doppelt hart nach so vielen Leiden, im vorgerückten Alter und wenn man nicht dazu erzogen wurde und bessere Tage gesehen hat. —

Indem ich die Geschichte meiner Verfolgungen und Leiden erzählte, beabsichtigte ich nicht, Mitleid zu erregen. Ich habe mich in der Vorrede darüber ausgesprochen. Ich erzählte meine Verfolgungen, weil ich stolz darauf bin, daß man mich deren für würdig hielt und weil sie ein besseres Zeugniß sind, als alles Lob von Parteigenossen sein würden, da sie bezeugen, daß ich der Sache, welcher ich mein Leben weihte, treu blieb, und man meine Thätigkeit für dieselbe nicht allein schätzt, sondern mir auch den Willen und das Talent zutraut ihr ferner zu nützen. Ich erzählte meine Leiden dem Volke, für welches ich litt, damit es meiner freundlich gedenke und sich besonders meiner erinnere, wenn es Männer braucht, denn stolz rühme ich mich mit Wallenstein

Hier steh' ich ein entlaubter Stamm!
Doch innen in dem Marke lebt die schaffende Gewalt.

* * *

Und nun, Leser, lebt wohl. Verzeiht mir, wenn ich hin und wieder durch zu große Breite gelangweilt habe und bedenkt, daß ich diese Erinnerungen größtentheils während der sechs Jahre schrieb, in denen ich mich für das Volk in einsamer Zelle langweilte.

Ich horche auf das Rauschen der zurückkehrenden Fluth; ich begrüße mit Freude die über das deutsche Meer herüberwehende Brise, die vom Wiedererwachen des deutschen Volkes

flüstert. Hellen Auges betrachte ich das im Süden sich immer dichter zusammenziehende Gewitter. Entschlossen und todesmuthig stehe ich am Ruder meines Lebensbootes, bereit, bei dem ausbrechenden Sturm in die See zu stoßen, dem mit den alten, feindlichen Elementen kämpfenden Schiffe der deutschen Freiheit und Einheit zur Hülfe! —

* * *

Seit ich die letzten Zeilen meines Buches schrieb und dasselbe gedruckt wurde, hat sich der politische Horizont mehr und mehr bewölkt und im Westen, im Herzen der großen amerikanischen Republik, rast ein Bürgerkrieg, welcher die Theilnahme der ganzen gebildeten Welt erregt.

Uebermorgen werde ich mit dem „Great Eastern" nach Amerika abreisen, und zwar als Special-Correspondent der Allgemeinen Zeitung. Es macht mir große Freude, daß die Verlagshandlung gerade mir diesen Posten überträgt, ohne Rücksichten auf meine politischen Ansichten und nur allein deshalb, weil sie mich der Aufgabe gewachsen glaubt und weiß, daß ich unparteiisch schreibe. Ich werde mich bemühen, die von mir gehegten Erwartungen zu erfüllen und rufe den Lesern nochmals ein Lebewohl zu.

London, 8. Septbr. 1861.

Corvin.

DATE DUE			

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305